This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

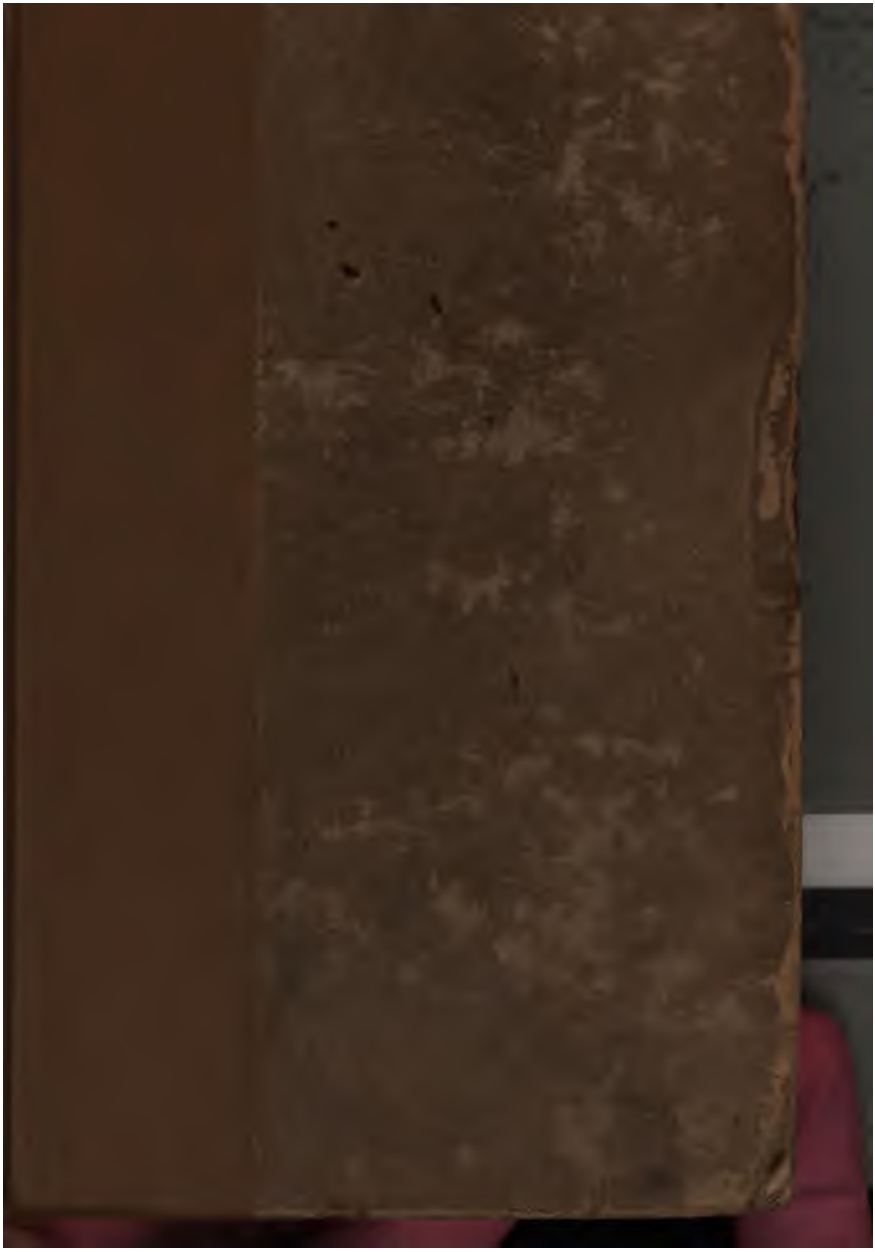
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ex Libris
Walter Karbe

Stanford University Libra

Wit, Ferdinand Johannes.

Schilderungen und Begebnisse eines Vielgereisten der ausruht.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Leipzig, 1836.
Verlag von Otto Wigand.

DL117
W5
1836
~~Locked~~ stacks

Erſtes Buch.

Et prodesse volunt et delectare poetae. —

Vorwort.

„Dis moi qui tu hantes, et je te dirais qui tu es,“

ſagt der lebenkluge Franzoſe, ich aber will das Ding umkehren und dem Leſer ſagen, wer ich bin, damit er daraus erkenne, mit wem ich verkehre, oder mit anderen Worten, was er in dieſem Buche zu ſuchen. Um Gottes willen daher nur dieſe Vorrede nicht überſchlagen, ſie iſt der Hohlſpiegel, unter deſſen

Gesichtpuncte allein die kreuz und queer gezeichneten Bilder dieses Buches fein harmonisch geordnet erscheinen.

Ich, denn wozu die eigene Persönlichkeit da in den Schatten treten lassen, wo es vorzugweise auf die Schilderung von Persönlichkeiten ankömmt, ich bin ein Mann in meinen besten Jahren und durchaus unabhängig. Letzteres sagt bei weitem mehr, als es den Anschein hat, denn es bedingt dermalen Gesundheit, Vermögen, Verstand für das Leben, Eheloſigkeit und sogar das kleine Wörtlein von vor dem Namen.

Das gesellige Leben in seiner weitesten Ausdehnung und engsten Begränzung ist und war mein einziges Studium; der Leser

muß daher auf alle Beſchreibung von Naturſchönheiten und Kunſtwerken verzichten, während er Anfoderung zu machen auf Perſonenſchilderung und Darſtellung des öffentlichen Lebens; letzteres indeſſen nur ſelten, denn wo giebt es ſolch **public life**? — Wenig Reiſende dürften einer größeren Menſchenkenntniß ſich rühmen können, welche mich indeſſen, dem Himmel ſei Dank, nicht dagegen ſchützt, täglich angeführt zu werden.

Ich habe am nämlichen Tage mit Brougham geluncht, beim ehrlichen Sir William Curtis dinirt und, was freilich denen unwahrſcheinlich dünken dürfte, welche des wackeren Aldermanns Küche kennen, im äußerſten Ende Londons beim Helden von Waterloo das

Souper eingenommen; jedoch leider nicht ohne ernſtliche Nachwehen in meiner Börſe zu verſpüren, die beim **trente et quarante** geſprengt wurde.

Mich ſchimpfte mehr als einmal der alte joviale König Ferdinand auf der Jagd bei Caſtellamare einen **Asino maledetto**, und freudig gedenke ich mancher **partie fine**, die ich in der Geſellſchaft des allerheiligſten Papſtes Leo genoß; freilich war er damals noch eben ſo fehlerhaft als Unſereiner und der anſpruchloſe Hannibal della Genga.

Ich bin directe von Old Libertys Schloſſe Lagrange nach Old Mortalitys Johannisberge gereiſt, und beide Beſitzer haben mir herzlich die Hand gedrückt, was denn freilich

bei dem Erſteren nicht viel bedeutet, da er es Jedem thut, und beim Letzteren aus einem Mißverſtändniſſe entſprang, weil ich die unbewußte Ehre hatte, einem chief clerk der Barone Rothſchild zu ähneln.

Ich war es, der ſo glücklich war, der alten Gräfin Laval die Bekanntſchaft des ſchönen Juan van Halen zu verſchaffen, und deshalb beinahe in den Verdacht gekommen wäre, Maurer und Carbonaro zu ſein, wenn ſich nicht zu meinem Glücke die wohlwollende Frau von Tatiſchef meiner erbarmt hätte, die denn freilich Gelegenheit gehabt hatte, von einer ganz anderen Seite mich kennen zu lernen, als wir auf der Fregatte des Commodore Stuart nach Spanien ſchifften.

Wie manchen frohen Tag brachte ich bei der liebewürdigen Herzogin von Gothland in Paris zu, deren ſich nachher Ihro Majeſtät die Königin Eugenie Bernhardine Deſirée in Stockholm nicht mehr zu entſinnen wußten. Kein Wunder freilich, da die Loge des **Premier gentilhomme de la chambre** nicht mehr der königlichen gegenüber war.

Wozu dieſe langweiligen Items? Einzig um anzudeuten, daß wenige Reſidenzen Europa's mir fremd geblieben, und daß ich gleichzeitig eine jener glücklichen **personnes sans conséquence** bin, die das Privilegium haben, Alles zu thun, was ihnen durch den Sinn fährt, ohne daß ihnen irgend etwas verdacht wird. Unwillkührlich bin ich mit

einem Jeden, was er iſt, und ſo bewege ich mich, ohne Anſtoß zu geben, unter den widerſprechendſten Verhältniſſen und Perſonen heiter fort. — Hierin liegt weder Falſchheit noch Charakterloſigkeit; nein, ich finde, daß jede politiſche Anſicht ſowohl, als jede religiöſe irgend eine gute oder doch erträgliche Seite hat, und halte mich — vermöge des terenzianiſchen **homo sum** — verpflichtet, lieber dieſe hervorzuſuchen, als durch die Rüge des Irrigen unberufen und nutzlos zu verletzen. —

Darum bin ich aber keineswegs Maſter Honnywood in Goldſmiths **good natur'd man**; ich bin zwar nachgiebig gegen Schwächen und Lächerlichkeiten, und verpflichte lie-

der Andere mir, als mich ihnen, aber dabei vergesse ich doch nie, daß Jeder sich selbst der Nächste sein soll, und daß gut und schlecht, und zumal Ehre und Schande, Begriffe sind, mit denen sich nicht abhandeln läßt.

Besitze ich irgend ein Talent, so ist es jener gesellige Tact, welcher uns schnell in den Stand setzt, die gleichgestimmte Saite im Mitmenschen zu entdecken und anklingen zu lassen; vielleicht dürfte ich so anmaßend sein, dies als das in mir überwiegende rein Menschliche zu definiren, welches mich gleich das Aehnliche herausfühlen läßt. Ohne der Wahrheit je etwas zu vergeben, gerieth ich noch nie über dieselbe in Streit, weil ich

jede Erörterung von Gegenſtänden meide, wo ſich vorausſehen läßt, daß eine Verſtändigung oder Ueberzeugung unmöglich iſt, indem nicht blos Anſichten, ſondern Vorurtheile und Intereſſen dabei im Spiele. Dieſem Grundſatze allein verdanke ich das ſeltene Glück, gar keine Feinde zu kennen und, ohne mich darum zu mühen, mit Freundſchaftbezeugungen und Mittheilungen aller Art überhäuft zu werden. Wollte der Himmel, Viele folgten meinem Beiſpiele, dann gäbe es im Privatleben tauſend gehäſſige Szenen weniger; denn die meiſten Menſchen entzweien ſich über Sachen, die ſie im Grunde Nichts angehen.

Seit dem Jahre 1806, wo eine unverhoffte Erbſchaft mich in den Stand ſetzte,

ganz mir und meinem Gefallen zu leben, bis auf den heutigen Tag führe ich ein Leben bewegt und begebnißreich, trotz dem des ewigen Juden. Ich hatte mir Europa in lauter Sectoren gespalten, die ich systematisch bereiste und kehrte doch alljährlich fast nach meinem Gute wieder zurück, welches mir in der Ferne eben so reizend erschien, als, kaum dort angekommen, wieder die Ferne.

Seitdem aber die leidige Politik, oder vielmehr das Politisiren die Blüthe des eigentlich geselligen Lebens ertödtet, und manche früher so interessante Kreise nur dem noch offen stehen, der ein certificat de civisme de loyauté vorzuweisen, seitdem die Französinnen ernsthaft geworden und selbst die üp-

pigen Römerinnen Politik machen, seitdem man sich endlich in einer Monarchie fein ruhig schlafen legt, und wider Willen in einer Republik wieder aufwacht, beschränke ich mehr und mehr meine Reiselust und baue der Erinnerung einen Tempel.

Aus einem treuen Gedächtnisse, fleißig geführten Tagebüchern, ausgebreitetem Briefwechsel und reichem Notizenschatze, suche ich jetzt in gemüthlicher Ruhe das Interessanteste hervor, und reihe die wahren Begebnisse am selbstgesponnenen Faden aneinander. Es ist weder Reisebeschreibung noch Erzählung, weder eigene noch fremde Biographie, die ich liefere, am wenigsten ein politisches Syntagma, oder gar eine histoire scandaleuse,

und doch iſt es von allem Dieſen wieder etwas; mit einem Worte, es iſt ein literäriſches Genreſtück, ein neues Gericht für meine heißhungrigen Landsleute.

Vergebens wird der Kritiker nach äußerem Zuſammenhange, vergebens nach chronologiſcher Ordnung ſuchen; ich laſſe mich, unähnlich hierin, wie in Vielem, dem Bewunderer der ſchönen Lais, ganz und gar vom Gegenſtande hinreißen. Die Reſultate oft wiederholter Reiſen ſchmelze ich in Einem Guſſe zuſammen, bin bald Kind, bald Jüngling, bald Mann, bald — ach, jetzt ſtrafe ich meine beſten Jahre Lügen — ein angehender..... Vielleicht ſollte und gewiß könnte ich die Wahrheit aller angegebenen Thatſachen auf

Kavalierparole verbürgen, aber wozu? Iſt mein Buch langweilig, ſo wird es durch die Wahrheit eben nicht intereſſanter; amüſirt es dagegen den Leſer, ſo wird er von ſelbſt ſchon nachforſchen, um ſich von der Richtigkeit meiner Erzählung zu vergewiſſern.

Die Natur dieſer Schrift wird meine Namenloſigkeit zur Genüge rechtfertigen, oder doch entſchuldigen; ſo erwünſcht auch dem Jünglinge der Streit iſt, ſo ungerne auch der Mann ihm ausweicht, ſo freudig und beſorgt geht man ihm aus dem Wege, wenn man erſt zu gewiſſen Jahren gekommen. Man wird zahlloſer Indiscretionen

mich zeihen; wegen meiner! ich kann nichts dafür. Unmöglich kann es doch ein Verbrechen sein, öffentlich zu schreiben, was Andere öffentlich gethan und gesprochen haben, und public caracters vom Premierminister bis herab zum Theatersouffleur müssen das laute Urtheil der Welt geduldig hinnehmen.

Meinen Beruf, zu schreiben, brauche ich wohl nicht erst zu documentiren; ich bin gerade ein Autor für die große lesende Welt, denn ich schreibe, um zu schreiben, wie sie liest, um zu lesen. Alte Fuhrleute hören noch gerne den Peitschenknall, und wer das Belebte niederschreibt, genießt es doppelt wieder.

Man wird sich vielleicht wundern, warum ich mit einem so kleinen Lande den Reigen

eröffne, ich hoffe jedoch, daß meine Entſchuldigung genügen wird. — Ich will, wie geſagt, ſehen, ob dieſe Art der Literatur dem Deutſchen zuſagt. Dies kann ich aber am ſicherſten erkunden, wenn ich mit einem Lande beginne, welches an ſich weniger anziehend iſt; ſicher bin ich dann, daß etwaniger Beifall mich nicht täuſcht, ſo daß ich der Darſtellung beilege, was eigentlich nur dem Stoffe gelten ſollte. Ich behalte aber auch, im Falle des gänzlichen Mißlingens, den ſüßen Troſt, der ſo manchen ausgepfiffenen Schauſpieler beſeligt: nicht die Darſtellung, ſondern der Stoff ſelbſt mißfiel.

Eine Bitte nur habe ich an den Leſer, eine ſehr beſcheidene und dennoch ſehr große,

daß er zu leſen verſtehe; ohne die Fähigkeit oder den guten Willen hiezu wird Keinem dies Buch genügen. — Während der Eine es als frivol zur Seite wirft, wird der Andere es als zu ernſthaft verdammen; dieſer wird in den biographiſchen Skizzen Schmeichelei, jener Gehäſſigkeit erkennen. — Beides iſt aber meiner Abſicht gleich ferne; wenn man bei einem ſo leichten Gegenſtande ein ſo gewichtiges Wort brauchen dürfte, möchte ich ſagen: jedes Urtheil iſt das Reſultat der Ueberzeugung.

Nachschrift des Uebersetzers.

Mehr das persönliche Vertrauen des Herrn Verfassers, als seine Ueberzeugung von meiner Geschicklichkeit im Uebersetzen, verschaffte mir diesen ehrenvollen Auftrag. Mit wenig Worten muß ich andeuten, nach welchen Grunnsätzen ich ihn ausgerichtet.

Mehrere Kapitel waren deutsch abgefaßt, diese ließ ich, wie sie waren, und brachte sie nur, wenn auch nicht im Style, so doch in der Orthographie zu den übrigen in Einklang. Das Meiste war indessen französisch geschrie-

ben, und beſorgt, daß ich den entſprechenden Sinn einzelner Worte nicht ganz treffend wieder zu geben vermöchte, habe ich manche franzöſiſche Worte ſtehen laſſen, die ſich indeſſen ſammt und ſonders des deutſchen Bürgerrechtes ſchon lange erfreuen. — Jede treue Ueberſetzung hat überdieß etwas Schwerfälliges; daher dürfte man leicht der meinigen Vorwürfe machen können, welche das bald erſcheinende Original nicht treffen.

.... am 18. Februar 1831.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Vorwort. Seite

Dis moi qui tu hantes, et je te dirais qui tu es v

Erſtes Kapitel.

Die Dampfreiſe von London nach Kopenhagen 1

Zweites Kapitel.

Kopenhagen, die Dänen und die Kopenhagener 31

Drittes Kapitel.

Die Gaſthöfe und die Polizei . . . 60

Seite

Viertes Kapitel.

Der König und ſeine Familie. Der Erbprinz und ſeine Gemahlin. Der Prinz Friedrich Chriſtian und deſſen durchlauchtige Mutter. Der Prinz Ferdinand. Das Haus Auguſtenburg. Die heſſiſch-däniſchen, oder die däniſch-heſſiſchen Prinzen 75

Fünftes Kapitel.

Die däniſche Staatverwaltung . . . 137

Sechstes Kapitel.

Amalienburg und die Supplicanten . . 150

Erſtes Kapitel.

Die Dampfreiſe von London nach Kopenhagen.

Die Geſellſchaft war vortrefflich, denn es fehlte ihr nicht an den mannigfachſten Gegenſätzen, die auf See-Reiſen ſtets ergötzlich ſind, weil der enge Raum, die unvermeidlichen Berührungen und vor Allem die vielen Augenblicke der Langeweile die Menſchen einander annähern und ſo den Austauſch der Eigenthümlichkeiten befördern. Eine längere Fahrt auf einem nicht gar zu großen Dampfboote iſt daher eine vortreffliche Schule der Sitten, und ich möchte jedem jungen Manne, der

zu ſeiner Bildung reiſen will, den Rath geben, mit einer ſolchen Waſſerfahrt zu beginnen. In den Poſtkutſchen findet man ſelten gute Geſellſchaft, das Alleinfahren iſt langweilig, und jedes Zuſammenreiſen, ſelbſt mit dem liebſten Freunde, bewirkt eine unausſtehliche Gêne, welche Nichts aufwiegen kann, wogegen eine Dampfreiſe alle Vortheile des Reiſens ohne einen einzigen der gedachten Nachtheile verbindet. Man erreicht ſein Ziel ohne viele Beſchwerde — nachdem man zuvor dem Neptun die üblichen Libationen gebracht — man genießt alle Annehmlichkeiten der Geſellſchaft und kann ſich doch jeden Augenblick wieder in ſich zurückziehen; man lernt Menſchen kennen leichter und beſſer als in den Salons und — was freilich nur ein Vielgereiſter ganz zu ſchätzen weiß — man braucht ſich nicht mit beſoffenen Poſtillons, naſeweiſen Kellnern und ſpitzbübiſchen Wirthen umherzuzanken.

Es iſt doch ein eigenes Ding um die Ein-

flüſſe des feſten Landes! So lange wir noch die allmählig mehr und mehr zurücktretenden Ufer der Themſe an unſeren Seiten hatten, war Alles ſtill und ſtumm und ſo ſteif, ſo echt engliſch gegen einander, daß ich meinen Ärger und ein junger, ungeleckter engliſcher Bär ſeine wahre Freude daran hatte. Zum Glücke erſtreckte ſich die Einwirkung der engliſchen Atmoſphäre nicht über fünf Meilen hinter Graveſand; jenſeits Margate äußerte eine andere, weit mächtigere Gottheit ihren gewaltigen Einfluß.

Allmählig fingen nämlich die Damen an zu erkranken, und bald darauf folgte die Mehrzahl der Herren dieſem nur zu verführeriſchen Beiſpiele. Unſtreitig hat die Seekrankheit die erſte Idee zu den jetzt ſo beliebten Tretmühlen gegeben, welche, verbunden mit dem Lancaſterſchen Unterrichte und den Rumfordſchen Suppen das wichtigſte philanthropiſche Erzeugniß der neueren

Zeit ſind; die ſtörrigſten Charaktere werden da ſo weich und willenlos wie neugeborne Kinder, die ſtolzeſten und prüdeſten Damen ſchätzen ſich glücklich, in den Armen eines betheerten Matroſen zu ruhen und tauſend Dienſtleiſtungen von ihm anzunehmen, welche ſie nachher vor Zartgefühl erröthen und vor Ärger erblaſſen machen würden, wenn ein ſo geringer Menſch anders überhaupt in Betracht käme. — Ich hörte durchlauchtige Herren, die anfänglich kaum die Begrüßung des Kapitains zu erwiedern geruhten, im zweiten Stadio der Krankheit, als ihre Crachats nomen ob omen erhalten, den Kajütenjungen und Kochs-Gehülfen in den demüthigſten Tönen mit Sie anreden, und der Neffe von Sir Benjamin Blomfield vergaß ganz ſeine ſtereotype Redeart: D-d Son of a bitch!

Aber nie vergeſſe ich der liebenswürdigen Gemahlin des **ſchen Legationſecretäres in London, die gleich ihrem Gemahle das Bild der

furchtbarſten Verzweiflung, ſelbſt dem alten Steuermanne eine Mitleidthräne entlockte. Die ſchöne, junge Frau ſah im nächſten Monate ihrer Niederkunft entgegen, und lag leichenblaß, die Hände krampfhaft geballt unter ſteten Zuckungen und ſchrecklichem Erbrechen auf dem Verdecke hingeſtreckt. Der Mann kniete an ihrer Seite, rang jammernd die Hände, küßte die erſtarrten blauen Finger, hauchte Wärme auf die eiskalte Stirne, und klagte ſich in den herzzerreißendſten Tönen an, die Urſache dieſes Jammers zu ſein. Gefahr war auch wirklich vorhanden, denn wie leicht konnte dieſe furchtbare Anſtrengung gleichzeitig ein zu frühes Leben und Tod bringen! Der Wind blies überdieß ſo ſchneidend und kalt, daß ein anweſender Arzt auf ihr Herabgehen in die Kajüte beſtand; aber die bloße Nennung derſelben machte ſie ſchon ſchaudern, ſie glaubte ihr Schickſal unwiderruflich

entſchieden und wollte in der freien Luft in den Armen ihres Mannes ſterben.

Unmittelbar zur Seite dieſes Unglückpaares ſaß oder lag vielmehr einer der jüngeren Barone R. (jetzt in Rußland etablirt), und wider Willen gab er den Mittelpunct einer Scene ab, die unter andern Umſtänden eben ſo ergötzlich und komiſch geweſen wäre, wie jetzt widrig und empörend. Der zürnende Gott Iſraels hatte nämlich auch über unſere Fahrt die Strafſchaale ſeines Zornes ergoſſen, indem er uns ein paar Judenfamilien mitgegeben, die eine Erbſchaft in England erhoben und mit derſelben in ihre ſchmutzige Heimath, Polen, zurückkehrten. Sie hatten ſich freilich nur auf den zweiten Platz einſchreiben laſſen, aber man kennt das Zartgefühl des auserwählten Volkes; kaum hatte der Schiffpatron den Einen Zudringlichen weggejagt, ſo langte der Andere ſchon von der entgegengeſetzten Seite wieder an, und an tauſend Vor-

wänden und kleinen Geſchäften fehlte es ihnen natürlich nie.

Anfänglich hatte ihnen der ſchwarzbraune, pockenzerriſſene Meſſias Ehrfurcht eingeflößt, ſie umkreiſten ihn nur von Weitem, und wagten nicht, in der Nähe den zürnenden Blicken zu begegnen, mit denen er ſich die wenig willkommenen Glaubengenoſſen vom Leibe hielt; aber was vermag nicht die Seekrankheit? Herr von R. wurde allmählig ſtiller und ſtiller, ſeine Blicke verloren ihre abſtoßende Gewalt, und ehe man es ſich verſah, hielt ihm ein alter Jude den Kopf, ein anderer das Näpfchen, während ein zwölfjähriges Judenjüngelchen fein geſchäftiglich hin- und herſprang, um bald dieſes, bald jenes zu holen.

Längere Zeit ging dies Alles gut; das Glück, dem Verehrten ſo nahe zu ſtehen, und die Hoffnung, ſich hierauf eine goldene Zukunft zu begründen, hielt den toſenden Wogen und dem

Schwanken des Schiffes das Gleichgewicht; wie eingewurzelt ſtanden die Glücklichen und achteten Nichts. Ja, als der Aufwärter ſie fortweiſen wollte, hielten ſie ihm einen Schilling hin, und als auch dieſes nichts half, ſchrieen ſie ſo laut, daß es bis tief herab in den Raum erſcholl. „Nu, ſo woll'n wir doch lieber bezahle für den Erſten Platz und uns runniren auf ewig, als verlaſſen den Herrn Baraun in zeinen Unglück!“

Kaum aber war dieſer Vorſchlag ſtillſchweigend angenommen, als bei einem überaus ſtarken Andrange der Brandung, der Hauptmann (ſo von mir benannt, weil er das Haupt ſtützte) das Gleichgewicht verlor und zuſammen mit dem Herrn Baron und dem Näpfchen auf den glatten, ſchmutzigen Boden hinſtürzte; ein Fall, der auch den des armen Buben nach ſich zog.

War gleich der Baron zu unwohl, um hierüber zu zürnen, so waren es seine Umgebungen doch nicht, um den möglichsten Vortheil hieraus ziehen zu wollen. Der Zufall schien sie hierbei zu unterstützen, indem er den Herrn von R. mit dem Kopfe auf den Rücken des Knaben fallen ließ, eine Lage, die allem Anscheine nach ihm viel behaglicher war, als dem Buben. Wer je seekrank war, weiß, wie glücklich man sich fühlt, wenn man eine bequeme Lage erobert, gleich viel, ob sie auf oder unter der Bank, und wie man dann für Tausende nicht sich erheben und anders legen möchte. Herr von R. blieb daher ganz ruhig liegen, ohne eine Ahnung zu haben von der ganz besonderen Natur seines Kopfkissens; aber anders mit dem armen Jungen, dieser lag platt auf dem Bauche, steckte den Kopf mühsam zur Seite heraus und würde sicherlich gleich aufgesprungen sein, wenn ihn nicht die beiden Alten daran

verhindert hätten, indem der Eine ihm den Fuß auf den Nacken ſetzte, und der Andere die drohende geballte Fauſt entgegenhielt.

Die Seekrankheit bemächtigte ſich inzwiſchen des unglücklichen Knaben mit voller Gewalt und war ſtärker als die Furcht vor Schlägen und aller Reſpect vor dem R.; mit einem Male raffte er ſich empor, warf ſeine gewichtige Laſt zur Seite und wollte weglaufen; aber jetzt hätte man die Verzweiflung, die Wuth der beiden Alten ſehen ſollen, die ihr ganzes Glück hierdurch vernichtet ſahen! — Während der Eine ſich den Bart ausraufte und alle möglichen hebräiſchen Verwünſchungen ausſtieß, zerrte ihn der Andere wieder herbei, um ihn von Neuem niederzuwerfen; der Junge ſträubte ſich aber nach Kräften und die ſcandalöſeſte Balgerei hatte ſtatt, der erſt ein halbes Dutzend derber Matroſenfäuſte ein Ende machten, welche die ganze Familie auf das Vorderdeck transportirten.

Man denke ſich dieſen Auftritt, und hart daneben die ſterbende Frau und den verzweifelnden Gatten!

Zum Glücke legte ſich der Sturm, der auch minder gefährlich als beunruhigend und beläſtigend geweſen, das unregelmäßige Schwanken des Schiffes machte der regelmäßigen Zitterbewegung Platz, die Sonne zerriß in glänzender Pracht den ſie umhüllenden Wolkenſchleier, und mit ihren erſten Strahlen kehrte ſchnell Ruhe und Zuverſicht in den Gemüthern der jüngſt noch Verzweifelnden wieder ein. — Die große Anſtrengung hatte der ſchönen Frau von A. wenig geſchadet, ſie war in einen ſanften Schlummer geſunken, aus dem ſie zu unſer Aller Freude, aber zum Entzücken ihres Gemahles mit einem wahren Heißhunger erwachte. Schnell war der Boden gereinigt, eine große Tafel auf dem Verdecke errichtet, und als Damen und Herren nach ihrer Toilette wieder heraufkamen, begrüß-

ten ſich Alle wie alte Bekannte. Die Waſſerprobe war beſtanden, Jeder hatte ſeine Schwäche und Hinfälligkeit auf dem fremden Elemente geſehen und fühlte, daß geſellige oder Stand-Anſprüche hier übel angebracht ſeien.

So unleidlich auch der oben gedachte Neffe des Sir Benjamin Blomfield, roßtäuſcheriſcher Celebrität war, ſo intereſſant war die Geſellſchaft eines engliſchen Marineofficiers auf half pay, deſſen Name mir leider entfallen. — Es war ein feiner Mann von mittleren Jahren, der die ganze Welt, d. h. die uns bekannten Theile des Erdbodens, zu Lande und Waſſer durchzogen, und der, ganz unähnlich darin ſeinen Landsleuten, gut und gern erzählte. Beſonders ſprachen uns ſeine Beſchreibungen Paläſtina's und der

Tartarei an, und die Schilderung der türkiſchen Freimaurer, welche in Jeruſalem ein großes Kapitel haben, aus den (credite posteri!) Mitgliedern des Templergrabes beſtehend. Sie behaupten, daß zu Sultan Saladins Zeiten Türken und Templer ihre Geheimlehren gegen einander ausgetauſcht haben, und daß die templeriſche ſich unverfälſcht bei ihnen erhalten. Eine Notiz, die unſtreitig eine nähere Nachforſchung verdiente, wie überhaupt die auffallende Exiſtenz der Freimaurerei unter den Türken und Tartaren.

Warum der Kapitän nach Paläſtina gegangen, erräth ſicherlich Niemand; er war der leidenſchaftlichſte Jäger, vornehmlich aber doch Fiſcher, der mir je vorgekommen, und hatte daher unterſuchen wollen, ob es nicht möglich ſei, im todten Meere Fiſche zu entdecken. — Er führte eine kleine, von ihm ſelbſt gezimmerte, Jölle überall mit ſich umher, groß genug, um bei

Landreiſen ihn, ſeinen Bedienten, ſeine Jagdhunde und das überaus vollſtändige Jagd- und Fiſchergeräthe zu faſſen. Durch einen ſehr einfachen Mechanismus konnte man vier Räder darunter befeſtigen, und ſo hatte er den Simplon und Mont-Cenis zu wiederholten Malen überſchritten.

Nichts aber konnte zierlicher und anmuthiger ſein, als ſeine Werkzeuge zum Angeln; er hatte ſtets nur künſtliche Hamen und brauchte nicht erſt arme Würmer zu ſpießen und ſchmuzige, ekelhafte Proceduren damit vorzunehmen. Da gab es eine große Kiſte, eingetheilt in unzählige Schubfächer und Unterabtheilungen, die der Unkundige leichtlich für eine Sammlung von Inſecten und Fiſchen gehalten. Alle dieſe Mücken, Fliegen, Würmer, kleine Fiſche u. ſ. w. hatte er aber ſelbſt bereitet und das ſo überaus treffend, daß dieſer Köder, zumal in der Beleuchtung und zitternden Bewegung des Waſſers,

nicht bloß die armen Fiſche, ſondern auch ſcharfſichtige Menſchen täuſchen konnte. Er ging jetzt mit einem Freunde nach Norwegen, lediglich weil er das von ſo unzähligen Meerbuſen (Fiorden) durchſchnittene Land für überaus fiſchreich hielt, während ſein Begleiter es ſich vorgenommen, einen Eisbären zu ſchießen und nordiſche Füchſe zu fangen.

Die große Mehrzahl der Mitreiſenden beſtand aus Engländern, die nach Petersburg wollten, um der Krönung des Kaiſers im Kreml beizuwohnen; ein vornehmer Pole, der Graf François P., Adjutant des Kaiſers und Attaché bei der — — ſchen Geſandtſchaft in P., hatte dieſelbe Abſicht, und machte durch ſeine heitere Laune den Maitre des plaisirs in unſerem Kreiſe. Unter den Engländerinnen frappirte eine junge Dame durch die beſondere Anmuth ihres Weſens und das Züchtige, faſt Jungfräuliche ihrer Züge; bald umgaukelten ſie alle jungen Her-

ren, aber ohne daß auch nur ein einziger ihrer Blicke Wohlgefallen oder Theilnahme hieran bewies; mit der größten Gleichgültigkeit nahm ſie dieſe Huldigungen entgegen, und wahrlich, wären meine Jahre nicht geweſen, ich hätte nach dem Ruhme geſtrebt, der Pygmalion zu werden, dem es vergönnt, dieſer ſchönen Statue den belebenden Funken einzuflößen.

Um ſo auffallender war mir daher das eigentlich grobe Benehmen einiger weiblicher right honourables, welche vor ihrer Berührung, wie vor dem Stiche einer Tarantel, zurückſcheueten und ſich nicht einmal die Mühe gaben, dieſer unfreundlichen Begegnung das Gewand der gewöhnlichſten conventionellen Form umzuhängen. Der Neid, der leidige Neid konnte nur daran Schuld ſein, denn ſowohl die Familien Fitz..... als C....b, jenes der erheirathete, dieſes der Familienname der ſchönen Dame, gehörten zu den edelſten Geſchlechtern Irlands, und ich

nahm mir daher vor, jene Mißgünſtigen nach Kräften zu ſtrafen. Die liebenswürdige Frau von A., jetzt blühender und wohler als je, theilte ganz meinen Unwillen und trat mit ihrem Gemahle meinem wohlausgeſonnenen Plane bei, die alten Dowagers zu demüthigen. Es galt nur noch, den Grafen François ins Complott zu ziehen, der, wenn ſchon ohne ausgezeichneten Verſtand, das Talent beſaß, mit dem trockenſten Tone und der einfältigſten Miene von der Welt die Menſchen zu perſifliren; an ſeiner Bereitwilligkeit durfte ich nicht zweifeln, da er als homme blasé ein geſchworener Weiberfeind und Verächter war.

„Mon cher“ — erwiederte er, auf meinen Vorſchlag — „je ne demande pas mieux, mais j'aime trop ce bon Monsieur d'A. pour permettre que Madame y soit pour quelque chose, car probablement vous l'ignorez que Mrs. Fitz..... est une femme perdue, mais tel-

lement perdue que même Lady Oldborough s'est refusée de plus la voir!“ — Wie hatten mich meine phyſiognomiſchen Kenntniſſe denn dieſesmal ſo ganz auf den Abweg geführt! Dieſe ſittſame Agneſe, dieſe dem Anſcheine nach kaum zwanzigjährige Frau mit dem Madonnenblicke ſollte ſchon ſo verrufen ſein, daß ſelbſt die genannte nichts weniger als ſcrupulöſe Dame ſie nicht mehr bei ſich ſehen wollte? — Ich mußte meine beſcheidenen Zweifel dem Grafen bemerken und ihm meine Vermuthung ausſprechen, daß wahrſcheinlich ein einziger unbeſonnener Schritt einen Eclat veranlaßt und dieſes reizende Weſen in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet habe, während hundert Andere mit zehnfacher Schuld als femmes comme il faut geprieſen würden.

„Mon cher“ — entgegnete er lächelnd, — doch ich will lieber den Ueberſetzer machen, weil des Grafen gutes Franzöſiſch leicht man-

chem Leſer eben ſo unangenehm hier auffallen möchte, als mir ſein ſchlechtes, breites Wiener Deutſch — „von ihrem Hochzeittage an hat die honourable Mrs. Fitz ..... Racine's ſchönen Vers zu verwirklichen geſtrebt:

Aux coeurs noble nés, la valeur n'attend pas le nombre des années!

Sie begann ſo ſchnell mit ihren fredaines, daß ſie im erſten Jahre eine Reiſe auf's Continent machen mußte, um dem Verdammungsurtheile des Weſtendes zu entgehen; denn Sie müſſen nur wiſſen, daß ihr bildſchöner Mann ſtets noch in ſie verliebt iſt, und ihr jede erwieſene Untreue verzeiht, nachdem ſie ihm unter Thränen zugeſchworen, daß es ſicherlich die allerletzte ſein ſolle, und daß ſie im Grunde nur in ihren Liebhabern die Ähnlichkeit mit ihm geliebt."

„So trafen wir denn vor einigen Jahren in Florenz zuſammen, wo ſie als Nichte des Lord Burghers beſonders fetirt wurde, und

eine ſolche Maſſe von Anbetern fand, daß meine geliebte Frau beinahe beſorgt ward, es möchte ihr Niemand übrig bleiben; eine übertriebene Ängſtlichkeit indeſſen, mais ceçi entre nous! Der Adjutant des Prinzen von Oranien, der arme Baron T..p, war bald ihr erklärter Cicisbeo; er hatte keine Ahnung von ihren früheren Intriguen und war, wie der Ausgang bewieſen, im eigentlichſten Sinne des Wortes zum Todtſchießen in ſie verliebt. — Mehrere Tage von ihr durch eine Reiſe geſchieden, kehrt er liebeglühend zurück und beſchwört ſie um eine ungeſtörte Unterhaltung unter vier Augen; ſie wird dem Glücklichen auf den folgenden Morgen um 10 Uhr verheißen, und der verſchwiegene Schlüſſel begleitet das Billet."

„Poor T..p! Das Sprichwort: „dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde," ſollte Dein Unglück werden! Im Beſitze des Schlüſſels, hatte er nirgends Ruhe, er ſah nur

die Geliebte und lange vor der bestimmten Zeit schlich er durch die bekannte Gartenthüre des Nachbarhauses zu ihr. Er kömmt zum Gemache, er horcht; Alles stille. Er öffnet leise, um die vielleicht noch Schlummernde nicht zu erwecken; unbemerkt tritt er ein, kaum wagt er vor Sehnsucht zu athmen, endlich schlägt er den Vorhang zurück und erblickt die Angebetete — — — in den Armen eines Fremden. Wüthend, verzweifelnd, seinen Augen nicht trauend, stürzt er zurück, sinkt nieder und weint wie ein Knabe vor Schmerz. — Aber heldenmüthig, als wäre nichts vorgefallen, ergreift die Schöne ihre Uhr, zeigt ihm, daß es kaum Neune geschlagen, und sagt im ruhigsten Tone: *) „But dear T..p, it is not my fault. I told you to come at ten o'clock!“

„T..p, doch wozu seinen Namen ver-

*) Aber, bester T..p, mein Fehler ist es nicht; ich sagte Ihnen, Sie möchten um 10 Uhr kommen.

ſchweigen, da ſein trauriges Schickſal bekannt genug, Trip eilte nach Hauſe und ordnete ſeine Angelegenheiten, ſo gut es ihre Zerrüttung zuließ, dann ſchrieb er an den ihm befreundeten Gemahl der Verrätherin und bat ihn um ſeine Piſtolen. — So wie er ſie hat, ladet er ſie ſcharf, und braucht als Vorladung das letzte Billet, welches ihm Freude verhieß und Verzweiflung brachte. Ein Druck dann, und der liebenswürdigſte Mann hörte auf zu ſein.“ —

„Die Geſchichte wurde bald bekannt, da der entſetzte Conte N., die unſchuldige Urſache dieſes Selbſtmordes, ſeinen unfreiwilligen Antheil an demſelben vertrieth; allgemein war die Theilnahme, wenn man es gleich für Anmaßung hielt, daß der Liebhaber eine Treue verlangte, auf welche der Ehemann nicht einmal Anſpruch machen konnte. Zufällig war an jenem Abende ein großer Ball beim Großherzoge,

und meine Frau eilte zu der Mrs. Fitz....., um ſie möglichſt ſchonend auf das traurige Ereigniß vorzubereiten. Wir waren beſorgt, ſie möchte ſonſt hingehen, und erführe ſie es dort, eine öffentliche Scene veranlaſſen. Sidonie traf ſie an ihrer Toilette, ſchöner als je und im Begriffe, die letzte Hand an ihre Coiffüre legen zu laſſen. Da es ihr nicht gelang, unter anderem Vorwande ſie vom Balle abzuhalten, theilte ſie ihr die wahre Veranlaſſung mit, überwältigt vom eigenen Schmerze alle Schonung vergeſſend."

„Poor Trip, I am extremely sorry indeed, we were engaged to the first quadrille!" *) waren die erſten Worte, in welche ſie ausbrach, von einer Anweiſung an ihre Kammerfrau begleitet, ihr etwas mehr Weiß als gewöhnlich aufzulegen. — Sie ging darauf zum

*) Armer Trip, ich bin wirklich ganz unglücklich darüber; wir waren zur erſten Quadrille mit einander engagirt.

Balle und tanzte die ganze Nacht. — Ob ihr Mann je die wahre Ursache von Trips Tode erfahren, oder ob er nur, wie man sich zu verbreiten bemühete, dessen derangirte Vermögensumstände für den Grund zum Selbstmorde hielt, weiß ich nicht, aber gewiß ist es, daß sie Florenz verlassen mußten, weil Alles, Hof, Adel und Volk empört war. Das ist ein Zug aus dem Leben der keuschen Agnes, für welche Sie jetzt eine Lanze brechen wollen; wie Schade, daß sie nicht zu den Zeiten des Regenten oder Karls des zweiten lebte, sie wäre das non plus ultra eines weiblichen Roué oder Rake geworden! Überhaupt trauen Sie nie einer Engländerin auf dem Continente, die Gefahren des crim. con. hören da auf und mit diesen die Zurückhaltung."

Während der Graf also darin begriffen war, mir eine Vorlesung über englische Tugend, gestützt auf Belege der Taggeschichte, zu geben,

die, wenn auch wenig erbaulich, doch ergötzlich genug war, trugen sich allerlei Curiosa auf dem Vorderverdecke zu, wo die Kammerfrauen und Kammerdiener ein high life below stairs aufführten. Die polnischen Juden nämlich, voller Verzweiflung über das mißglückte Project auf den Baron R., hatten zu einer anderen Aussaat sich entschlossen und ein Bänkchen aufgelegt, woran das ganze dienende Personale eifrigst pointirte. Das große Wort führte der bildschöne deutsche Jäger der Mrs. C.....d, der aber, betäubt vom häufig genossenen Grog und stetem Verluste, die Kunstgriffe des Juden nicht gewahrte, welche der noble Chevalier de la Martiniere corriger la fortune nennt. Kein Wunder daher, daß seine ganze Baarschaft nach und nach verschwand, und er auf Marken zu spielen anhob. — Dies mochte jedoch den Bankhaltern nicht sicher genug dünken, denn bei einer neuen Taille, gerade als das Glück ihm zu

lächeln begann, machten ſie die Bedingung, daß ſie nur Baarſätze annähmen; vergebens proteſtirte er dagegen, fluchte und tobte, ſie überzählten wohlgefällig ihren Gewinnſt und ſagten die letzte Taille an.

Alles gerieth aber hierüber in Aufruhr, der Koch des engliſchen Geſandten in Kopenhagen trat an die Spitze der Malcontenten, und drohete ganz einfach mit Spießen, und eine naſeweiſe Kammerjungfer ſetzte ſogleich ſeine Drohung in's Werk, indem ſie mit einer Nadel den unſchuldigen Croupier ſo empfindlich verletzte, daß er vor Schmerzen laut aufſchrie. —

In dieſem Augenblicke kamen wir grade hinzu, und ſahen durch die ſpiegelhelle Glaskuppel unbemerkt das tolle Treiben mit an; das weibliche Perſonale war bei weitem das aufgeregteſte und ſtets bereit, die bloßen Drohungen der Männer ſogleich in's Werk zu ſetzen. Endlich ergaben ſich die Juden in das Unvermeid-

liche und legten von Neuem auf, doch nichts konnte ſie zum Creditgeben beſtimmen, keine Ehrenworte und Handſchläge, nicht einmal werthvolle Fauſtpfänder, deren gezwungene Rückgabe ſie beſorgen mußten. Franz, ſo hieß jener Jäger, hatte inzwiſchen einige Zeilen geſchrieben, unter dem Vorwande, ſeine Herrin, bei der er ſeinen Jahrlohn noch ſtehen habe, um denſelben anzugehen, und ſpielte mit geliehenem Gelde leidenſchaftlich fort, während der im Anfange gedachte Judenknabe den Zettel zum Forttragen erhielt. —

Dem Grafen François war von dieſem Allem Nichts entgangen, er zog mich zur Seite und flüſterte mir lachend zu: „Iſt Ihnen noch an einer Satisfaction für die ſchöne Mrs. Fitz..... etwas gelegen, ſo wollen wir ſie an ihrer größten Feindin, der Mrs. C.....d. ſogleich blutig rächen, denn mit rechten Dingen geht es nie zu, wenn ein ſchöner Jäger ſeiner

gnädigen Frau Billete zusendet, anstatt sich selbst zu bemühen." —

Kaum war der Knabe oben, als der Graf ihm auf polnisch zurief: „Gieb mir das Billet zu lesen und Du bekömmst eine Krone, weigere Dich und ich lasse Dir Stockschläge geben!" Eine solche Alternative hätte auch wohl einen rechtgläubigen Christen zum Verräther gemacht. Triumphirend hielt Graf François den schlechtgeschriebenen Zettel und las ohngefähr Folgendes: „Ich habe all' mein Geld verspielt und eine Ehrenschuld von fünf Pfund; Sie versprachen mir wöchentlich ein Pfund Taschengeld, aber damit komme ich nicht aus, ich weiß was ich werth bin, wenn Sie mich wirklich lieben, schicken Sie mir mit dem Ueberbringer zwanzig Pfund, er kann Nichts als polackisch." —

Ich war erstaunt, der Graf überglücklich; denn Mrs. C.....d hatte viel über seinen gezwungenen Aufenthalt in Montpellier gespöttelt, und

jetzt hatte er sie in seiner Hand; doch sie war nicht jung und schön genug zu einer öffentlichen Bestrafung. Er begnügte sich, mit einem Crayon darunter zu schreiben: „Madame, je vous conseille d'envoyer à vôtre chasseur la somme modique qu'il demande, et de chasser l'indiscret le plutôt possible. Le Comte F. de P.," und es so dem Jungen zur treuen Besorgung zu übergeben.

Mrs. C....d war den übrigen Theil der Reise unwohl und unsichtbar, und ging anstatt nach Petersburg nach Wien. —

Wider Willen bin ich, aus lauter Treue und Wahrheitliebe, in das Gebiet der Chronique scandaleuse hineingerathen, dieses Lieblingsfeldes kleiner Menschen, welches unglücklicherweise alle Eigenschaften eines Fettfleckes an sich hat, so daß es immer weiter um sich greift. Wie gerne schilderte ich, im Gegensatze zu dieser

weiblichen Abart, die reizende, tugendhafte, deutſche Frau von A.; doch ich ſcheue mich, in ſolche Geſellſchaft ſie zu bringen, und ſchweige daher lieber.

Im Kattegat gab es der Stürme und Ängſte nicht wenige, aber der Muth war Allen gewachſen, und von Sterben, Verzweiflung und Untergange war nicht mehr die Rede. Der Fiſch- und Jagdcapitain war bei ſolchem Anlaſſe unſer Leitſtern, und glücklich langten wir in Kopenhagen an. —

Zweites Kapitel.

Kopenhagen, und die Kopenhagener und die Dänen.

L'État c'est moi, ſagte der vierzehnte Ludwig, der zum Heile der Welt auch der Einzige geblieben, aber mit weit größerem Rechte ſagt der Kopenhagener: „Ich bin der Däne!“ Um eine politiſche und geſellſchaftliche Beſchreibung Dänemarks zu liefern, genügt es, Kopenhagen zu kennen, und während eines ſogenannten Umſchlags oder Johannimarktes in der Stadt Kiel geweſen zu ſein; dort erkennt man die eigentlichen, hier die Deutſch-Dänen.

Kopenhagen, oder wie die Einwohner es ſchreiben: Kiöpenhaven (Kaufmann-Hafen), iſt der eigentliche Mittelpunct, ja der Inbegriff der däniſchen Adminiſtration, des Handels, der Bildung, es iſt der Sammelplatz des Adels und aller Fremden, und umfaßt endlich ſo ziemlich Alles, was der däniſche Staat an Hülf- und Vertheidigung-Mitteln aufzuweiſen hat. Schade nur, daß die ſchöne, großartige Stadt durch ihre unpaſſende Lage an der äußerſten Grenze des Reichs den Keim ihres Unterganges in ſich trägt; ein Vorwurf, der freilich ſo wenig die erſten Begründer, als die ſpäteren Förderer des Ortes trifft.

Zu jener Zeit, als die nordiſche Semiramis die drei Kronen in der Wirklichkeit trug, die jüngſt noch im Titel und jetzt nur im Wappen erſichtbar, gab Kopenhagen eben ſowohl den politiſchen als geographiſchen Mittelpunct des Reiches ab. Dieſe Zeiten ſind aber längſt

nicht mehr, der Wahnſinn des zweiten Kriſtiern koſtete ihm die eine Krone, und der ſchöne Traum des jetzigen Königs in unſerer verderbten Zeit, eine durchaus redliche und wahre Politik behaupten zu wollen, hat ihm auch noch die andere entriſſen. So lange Norwegen Dänemark zuſtändig und die Herzogthümer ſelbſtändig waren, blieb Kopenhagen noch ſtets die geeigneteſte Reſidenz, aber jetzt möchte das Staatwohl eine andere erheiſchen, wenn nicht die Stadt dadurch zu Grunde ginge. Der Aufſchwung des Handels, der ſeit der franzöſiſchen Revolution ſo auffallend ſich gehoben, iſt ſchon längſt wieder geſunken, Kopenhagen iſt nur noch eine Handelſtadt, wie der Krämer ein Kaufmann.

Die neuern Begebniſſe haben überdieß noch bewieſen, wie verderblich es dem Wohle, ja der Exiſtenz des ganzen Landes werden kann, wenn

der Sitz der Regierung zugleich den Hauptwaffenplatz abgiebt, so daß ein einziger Coup de main Alles entscheiden kann. Ist aber schon die Concentration der ganzen physischen Macht des Staates auf Einen Punct für den Fall eines Krieges bedenklich, so wächst die desfalsige Gefahr in's Unendliche, wenn eben dieser Ort gleichzeitig die ganze moralische Gewalt des Landes, die gesammten Fäden der Regierung umfasset. Die dänischen Unterthanen sind nun aber in Folge eines irrig angewandten monarchischen Centralisationprincipes in Allem, was die Verwaltung angeht, dermaßen von der Hauptstadt abhängig, daß sie als reine Nullen zu betrachten, welche erst durch den Zähler Kopenhagens einen Werth empfangen.

Wenn ein Schuhflicker in der Stadt Altona gern ein Paar neue Stiefeln verfertigen möchte, so muß die Concession hiezu in der Ein

hundert und zwanzig Stunden davon entfernten Reſidenz eingeholt werden, welche dann zuvörderſt wieder den Bericht der vorgeſetzten Behörden erheiſcht und danach reſolvirt. Die armen Soldaten würden in den Herzogthümern als wahre Sansculotten umherlaufen, wenn die Kopenhagener Schneider abgehalten würden, ihre Garderobe zu vollenden, oder wenn widrige Winde die Ankunft derſelben verzögerten. Im Herzogthume Schleswig iſt kein Teſtament gültig, bevor es in Kopenhagen beſtätigt worden, und es giebt wohl keinen noch ſo unbedeutenden Beamten im entlegenſten Theile der Monarchie, der nicht im Amalienburger Schloſſe um ſeine Stelle ſupplicirt hätte.

Daß demnach die Beſcheidenheit nicht zu den Cardinaltugenden der Kopenhagener gehört, iſt leicht gedenkbar; gleich jenem ehrlichen Graurocke beim Lafontaine verwechſeln ſie gemeiniglich ſich mit der Quelle ihres Glanzes, und

jeder kopenhagener Spießbürger wähnt in der gedachten Beziehung ſich ein Louis quatorze zu ſein. Der Schreiber im Collegio nimmt eine Protectionmiene an, wenn er in den Provinzen den höchſten Beamten begegnet, die dann in der That auch unter ſeiner Controlle ſtehen. —

Alle dieſe reellen Uebelſtände machen indeſſen den kopenhagener Aufenthalt für den Ausländer eben ſo lehrreich als unterhaltend, zumal jetzt, wo jene leidenſchaftliche Erbitterung ganz geſchwunden, welche in früheren Jahren den Deutſchen überall verfolgte. Man muß in der That vor der Solidität des Dänen einen gewaltigen Reſpect bekommen, wenn man vernimmt, daß Deutſcher und Windbeutel viele Jahre gleichbedeutend geweſen (wie Schwede und Falſchheit ihm noch dafür gelten), und daß während eines langen Zeitraumes die Deutſchen dort für eben ſo haſenfüßig, projectſüchtig und unzuverläſſig angeſehen wur-

den, wie weiland bei uns die Franzoſen, oder richtiger, wie bei uns die weiland Franzoſen.

Die Weisheit des Königs und die Dampfſchifffahrt haben dieſes Vorurtheil ausgeglichen, und der Einfluß des wechſelſeitigen Unterrichts wird dann auch wohl bis hieher ſich erſtreckt haben, indem er die Nationalverſchiedenheiten gemildert, mithin die ſoliden Dänen windiger, und die windigen Deutſchen ſolider gemacht hat.

Der bekannte Struenſee war es, welcher in neuerer Zeit die Spannung der beiden unter Einem Szepter vereinten Volksſtämme mehrte, indem er die Deutſchen überall vorzog, wovon theils die damalige größere Bildung und Brauchbarkeit derſelben, theils aber wohl auch ſein Bedürfniß, ſich im fremden Lande einen Anhang zu verſchaffen, die Schuld trug. Alles war damals deutſch; man affectirte, die eigene ſchöne Mutterſprache verlernt zu haben und konnte ſie auch faſt entbehren, da ſogar das däniſche Mi-

litär nicht allein von Deutſchen, ſondern auch auf deutſch commandirt wurde.

In dem darauf folgenden Zeitabſchnitte, unter der Regierung der vielgehaßten Juliane Marie, wo ein Däne, Namens Guldberg, an der Spitze der Geſchäfte ſtand, entſchädigten ſich indeſſen die Dänen reichlich für die erlittene Zurückſezzung, und der jetzige König wuchs auf unter Rückſichten und Eindrücken dieſer Art. — Es bedurfte in der That eines ſo hellen Verſtandes, verbunden mit ſo hoher Achtung vor dem trefflichen Bernſtorf und vor Allem ſolcher Liebe zu ſeiner deutſchen Gemahlin, um den Kronprinzen von dieſem Vorurtheile zu befreien, welches leichtlich, zumal in jetzigen Zeiten, die Harmonie des Landes ſtören gekonnt. Es iſt ihm gelungen! mit ſeltener Menſchenkenntniß begünſtigt der Monarch den größeren, durch Sitte und Geburt ihm näher gerückten Theil ſeiner Unterthanen, ohne darin den andern im

Geringſten zurückzuſetzen und mit echt praktiſchem Blicke hat er Beiden die Stellung angewieſen, welche das Staatwohl erfordert.

Dies hindert aber nicht, daß man auch den vortheilhaften Einfluß der Dampfſchifffahrt auf die Umwandlung des däniſchen, d. h. des kopenhagener Volkcharakters anerkenne. Während der Sommermonate führen ſechs oder ſieben von allen Landen und Weltgegenden wöchentlich anlangende Dampfboote eine Menge von Fremden nach Kopenhagen, welche ohne dieſe eben ſo bequeme als ſichere Communicationweiſe ſicherlich nie den däniſchen Boden betreten hätten. Die ſchändlichen Wege in den deutſch-däniſchen Provinzen und die unſichere Postſchifffahrt verhinderten früher alle bloßen Vergnügungreiſen nach dem Norden, und der Bauerſche Garten in Blankeneſe blieb der Neugierigen Ultima Thule. — Abenteurer der ſchlechteſten Gattung nur, place hunting gentlemen aus den Herzog-

thümern oder endlich ſogenannte Probenreiter, dieſe widerlichſte Abart aller Reiſenden, waren die einzigen Deutſchen, welche bis Kopenhagen vordrangen.

Kann man ſich daher wundern, wenn ſelbſt, abgeſehen von dem nationellen Vorurtheile, der deutſche Name dort in keiner hohen Achtung ſtand? Jetzt erſt hat der Kopenhagener Gelegenheit bekommen, gebildete und unabhängige Fremde kennen zu lernen, die nicht kommen, um etwas zu holen, ſondern vielmehr um das Ihrige anzubringen, und man muß geſtehen, daß Er in mehrfacher Hinſicht dieſe Gelegenheit zu benutzen gewußt hat. — So gleicht ſich denn allmählig jene ſtolze Einſeitigkeit, jene eigenſinnige Beſchränktheit wieder aus, welche allen Inſulanern eigenthümlich iſt, und wohl zunächſt in der iſolirten, nur auf ſich angewieſenen Lage derſelben ihren Grund hat.

Das Gedachte bezog ſich natürlich nur auf

die große Menge, die mittlere Mittelklaſſe und den ſo überaus zahlreichen Beamtenſtand. Die höheren Stände ſind ſich überall gleich, in ſo weit Reiſen oder doch vielfacher Verkehr mit Gereiſeten Allen die gleiche Politur aufgeſetzt haben, jenen ſchillernden, obſchon nicht dauernden Weltfirniß, den nur der Blick des gereiſten Menſchenkenners zu durchdringen vermag, wo denn freilich oftmals, zumal bei vornehmen Ruſſen, eine abſcheuerregende Rohheit hervorblickt.

Abſichtlich bediente ich mich des Ausdruckes mittlerer Mittelſtand, im Gegenſatze zur höheren Mittelklaſſe, dem begüterten Kaufmannſtande, der ſich ſeit zwanzig Jahren in den meiſten Ländern mit der vornehmen Geſellſchaft ſo eng verknüpft hat, daß er, kaum getrennt von dieſer, geſchildert werden könnte. Nirgends aber fand ich einen liebewürdigeren, gaſtfreieren und brillanteren Kaufmannſtand, als in Kopenhagen — — vor — — zwanzig Jahren. In

den Häuſern der Familien de Koninck, Tutein, Dunzfeld, Brun, glaubte man ſich in die Chauſſée d'Antin verſetzt; wie in Paris genügte es, fremd zu ſein, um Anſprüche auf die ausgedehnteſte Gaſtfreiheit machen zu können. Leider hat ſich dies Alles jetzt geändert; die ungünſtigeren Conjuncturen haben vernichtet, was die günſtigeren — die Revolutionkriege — einbrachten. Wen die Abnahme des Handels nicht ſchon verarmte, den richtete der Krieg mit England und deſſen Folgen, das Sinken der Staatspapiere und des öffentlichen Credits ſicher zu Grunde. Den Gnadenſtoß gab endlich der Verluſt Norwegens, deſſen Haupthandel, namentlich in Bezug auf die Importation, von däniſchen Kaufleuten betrieben wurde. — In dieſer Beziehung iſt Kopenhagen daher kaum mehr ein Schatten ſeines früheren Selbſts, ſo ſehr es ſich auch in der äußeren Geſtaltung zum Vortheile verändert hat.

Der Däne beſitzt etwas, warum ihn der Deutſche beneiden ſollte, ein ſchönes, reines Nationalgefühl, nicht unähnlich darin dem Engländer und Alt-Holländer. Dies findet ſich auch in allen Klaſſen und Ständen, der Bauer theilt es mit dem Edelmanne, der erſte Kavalier mit dem gemeinen Matroſen, ja ſelbſt das andere Geſchlecht faßt dieſe nationale Begeiſterung, und Eins der ſchönſten patriotiſchen Lieder, mit Recht von den Dänen ſchon im voraus genannt, was es ſicherlich dereinſt werden wird (Nationalgeſang), hat eine junge Dame, Namens Maria Heſſin, zur Verfaſſerin.

Nie hat dieſer Patriotismus eine ſchönere Gelegenheit ſich zu zeigen gehabt, als in der Zeit von Dänemarks tiefſter Erniedrigung; damals, als die Finanzen zu Grunde gerichtet, die ganze Marine vernichtet und aller Handel unterbrochen war, erließ der König einen Aufruf an ſein Volk, ihm beizuſtehen in dieſer trü-

den Zeit und vor Allem eine neue Flotte erbauen zu helfen. Ungeheuer war der Eindruck, groß der Erfolg; Alt und Jung, Vornehm und Gering drängten ſich herbei, um, was ſie nur an koſtbaren Metallen hatten, dem Vaterlande zu opfern; Kinder brachten ihre Sparbüchſen, Weiber ihre Trauringe und Ohrgehänge, Männer ihre Uhren und lang gehegten Sparpfennige. Die großen Familien opferten ihren Schmuck und Kleinodien, wie ich mit wahrer Rührung noch die Goldſervice der Familien Holſtein und Moltke in der Schatzkammer geſehen habe, welche der König aus ſeiner Taſche einlöſte und vor dem Untergange bewahrte, damit ſie zum ewigen Gedächtniſſe auf dem Schloſſe Roſenburg prangten.

Der Kosmopolit, dieſe erbärmliche Baſtardrace, welche Gottlob! das Loos ihres Gleichen darin theilt, daß ſie nie heimiſch werden, nie ſich fortpflanzen kann, wird vielleicht durch die nähere Zergliederung dieſes Patriotismus ein dem

Dänen ſogar ungünſtiges Reſultat herausbringen, zumal wenn es den rohen ungeläuterten der unteren Klaſſen gilt! Aber welches Gefühl ließe ſich zergliedern? Und nun gar das der höchſten Begeiſterung! — Allerdings iſt der Patriotismus nur ein potenzirter Egoismus; aber nicht jener niedere gemeine, wo der Menſch ſich vereinzelt erblickt mit Intereſſen abgeſondert, ja gar im Widerſpruche zu denen ſeiner Umgebung, ſondern jener höhere veredelte, wo der Menſch in ſich die Menſchheit umfaßt, und in dieſer ſich wiederfindet. Wie der Sohn Gottes allen Menſchen zurief: „was Ihr dem geringſten Eurer Mitbrüder thut, das habt Ihr mir gethan," ſo ſagt ſich auch der wahre Patriot, „was Du dem Vaterlande thuſt, das thuſt Du Dir in ihm."

Beſonders hervorſtechend iſt dieſer göttliche Funke der Vaterlandliebe im däniſchen Seemanne; man ſollte glauben, das Schiff, auf dem

er lebt, und das Element, worauf ſich daſſelbe bewegt, wären ihm das Höchſte, aber mit nichten, ſo hoch ihm auch Beides ſteht, ſo tritt es doch tief in den Schatten, wenn es des Königs oder Vaterlandes Ruhm und Ehre gilt. Daher haßt er denn auch aus voller Seele den Engländer und Schweden, weil er in ihnen die alten Feinde ſeines Landes gewahrt, und ſehnt ſich nach dem Tage der Wiedervergeltung. Wenn gleich alle Gefühle bei den ungebildeten Menſchen ſich leichter und mehr negative als poſitive ausſprechen, ſo iſt dies doch nicht blos der rohe Trieb der Rache; es iſt die Ehre, das Geachtetſein des Vaterlandes, welches ihm über Alles geht, und unzählige Beiſpiele zeigen, daß ihm kein Opfer hiefür zu ſchwer fällt. —

Wenn man bedenkt, wie ſehr der Seemann an ſeinem Elemente hängt, und wie unglücklich er ſich unthätig auf dem feſten Lande fühlt, ſo verdienet die Maſſe von däniſchen Matroſen hohe

Achtung, welche mit den eroberten Schiffen nach England geführt, dort lieber auf den Pontons hungerte und darbte, als daß auch nur ein Einziger ſich dazu hergegeben hätte, beim Feinde Dienſte zu nehmen. Man erzählte mir, wie ein alter Bootmann nur, gereizt durch das Verſprechen auf dem Schiffe zu bleiben, welches er ſeit vierzig Jahren als ſeine wahre Heimath angeſehen, und verſichert, daß er nie gegen ſeine Landsleute gebraucht werden ſolle, ſich habe enrolliren laſſen. Als er nun aber anſtatt des weißen Kreuzes im rothen Felde die engliſchen Farben gewahrte, überkam ihn Wuth und Verzweiflung, er kroch empor, riß die Flagge herab und begrub ſie mit ſich im Abgrunde der tobenden See.

Aus jener Unglückperiode hat die kopenhagener Kunſtkammer ein zwiefach ſeltenes Meiſterſtück aufzuweiſen; die gefangenen Matroſen verfertigten nämlich aus dem Knochenabhub, der

ihnen auf den Pontons zu Theil wurde, ein kleines Schiff, in welchem auch die geringſten Theile mit der größten Genauigkeit und Vollkommenheit ausgearbeitet ſind; ein Werk, welches um ſo mehr Bewunderung verdient, da ſie keine andern Werkzeuge dazu hatten, als ihre groben Meſſer. — Wäre ich König von Dänemark, ſo ließe ich es, im Falle eines Krieges, als ein heiliges Palladium auf das Admiralſchiff bringen, mit der ſo paſſenden Umſchrift:

Exoriere aliquis nostris ex ossibus ultor. —

Der gemeine Mann hat ein über die Maßen reizbares Nationalgefühl, und ein junger Däne erzählte mir eine aus dieſem Motive ihm zugefügte Beleidigung, welche ſicherlich einzig in ihrer Art zu nennen. Mein junger Freund, zu jener Zeit noch Student, ſaß im Jahre 1816

im Thiergarten, und horchte der lebhaften Unterhaltung einer Menge betrunkener Bauern zu, welche beim Schnapse und einer Bratwurst so lebhaft politisirten, als wären sie die Vorbilder zu des Freiherrn von Holberg berühmtem politischen Kannengießer gewesen. Das Gespräch kam auf das Papiergeld, und Einer unter ihnen, ein vielgereister Mann, der gewiß schon die große Tour von Kallundborg nach Ahrs*) und wieder zurück gemacht hatte, fing an, auf die Hamburger zu schimpfen, weil sie keine dänischen Banconoten als Zahlung annehmen wollten. Ob der Kunde einer so unerhörten Felonie sah Einer den Andern jetzt gar bedenklich an, als besorge er, es spuke im Vor-

*) Diese beiden Orte liegen ganz nahe bei einander in Seeland, und der Held des komischen Heldengedichtes Peter Pahrs renomirt stets mit dieser seiner gewaltigen Reise. Man braucht diese Redeart daher, um spottweise einen Menschen zu bezeichnen, der seine unbedeutenden Reisen stets im Munde führt, wie bei uns die Reise von Stolpe nach Danzig sprichwörtlich geworden.

derstübchen des verehrten Erzählers, oder als wolle er ihre Leichtgläubigkeit zum Besten haben. — Als dieser aber bei seiner Angabe verharrte, und sie mit den unzähligen Eiden bekräftigte, die dem Dänen zu Gebote stehen, begannen sie ein wüthendes Geschimpfe gegen die deutschen Hamburger.

Zum Unglücke fiel es dem jungen Kameralisten ein, den Ideenkreis seeländischer Bauern erweitern zu wollen; er mischte sich daher in ihre Unterhaltung und führte zur Rechtfertigung der Hamburger an, daß diese nur Silbergeld hätten, welches natürlich besser sei, als Papier.

Kaum aber hatte er diese ketzerische Äußerung gethan, als ein dumpfes Gemurmel sie ihn bereuen machte; schnell fügte er daher die ausgleichenden Worte hinzu: „Bald aber werden sie sich nicht mehr weigern, denn unsere Bancozettel steigen täglich; sonst bekam man für

einen Silber-Spezies wohl hundert Thaler in Papier, und jetzt kaum drei.“

Dies Argument war unwiderleglich, und einen Augenblick ſchwiegen ſie Alle; dann aber ſprang der Haupthahn wie wüthend auf und rief: „Der Herr iſt wohl ſelbſt ein Hamburger, weil er ſo dummes Zeug redet. Unſeres Königs Geld (das Papier) iſt immer gleich gut geblieben, aber die Spezies, die ſind ſchlechter geworden; und nun mach' Er, daß Er wegkömmt!“ — O sancta simplicitas!

Ein Gegenſtück hiezu lieferte mir indeſſen bald darauf (1817) mein Bedienter. Aus jener früheren, für den Fremden goldenen, für den Dänen eiſernen und re vera papierenen Zeit hatte er ſich eine Banconote von hundert Thalern aufbewahrt, die ihm zu jener Zeit kaum einen Brabänder gekoſtet haben mochte, und begann nun, im Vertrauen auf dieſen geheimen Schatz, ein wahres Schlemmerleben zu führen.

Ich fing an, für den Verſtand meines alten treuen Heinrichs beſorgt zu werden, denn der ſonſt ſo ſparſame, ja faſt geizige Burſche tractirte jetzt ſeine Kameraden auf das Köſtlichſte, und bei allen meinen Ermahnungen, das mühſam Erworbene doch nicht ſo nutzlos wieder zu vergeuden, lächelte er nur und zog eine verſchmitzt ſein ſollende Miene. — Ich ließ ihn jetzt gewähren, da er — wozu ich in Parentheſi allen Reiſenden rathen möchte — Koſtgeld bekam und daher in dieſer Hinſicht ſein eigener Herr war. Wie traurig löſte ſich aber dieſes Geheimniß! Nach acht Tagen verlangte der vorſichtige Wirth Zahlung, und triumphirend über ſeine vermeinte Vorſicht, ſuchte Henri ſeine vielfältig eingewickelte Hundert-Thaler-Note aus der Brieftaſche hervor, und verlangte einige ſechszig Thaler in Silber heraus. Ein Vorſchlag, den der Wirth natürlich nicht annahm.

Wüthend und heulend ſtürzte er jetzt in den

Eßſaal, und ſchimpfte auf den betrügeriſchen Wirth in allen ihm bekannten Zungen; er wollte beſchwören, daß er ſie vor ſechs Jahren aus deſſen eigenen Händen empfangen habe, und jetzt weigere er ſich, ſie wieder anzunehmen; als ich ihm aber begreiflich machte, daß die Schuld nicht am Wirthe, ſondern am Finanzminiſterio läge, welches jene Zettel ſchon längſt kaſſirt habe, und er ſomit die Gewißheit ſeines Verluſtes erlangte, da kehrte ſich ſeine Wuth gegen den armen Miniſter, welchen er verklagen, beſchimpfen, ſteinigen und umbringen wollte. Die ganze loyale Tiſchgeſellſchaft gerieth hierüber in Aufruhr, und mit Mühe nur brachten ihn die Kellner heraus.

Holmens gamle Stock.

Die Seeleute ſind eine von den übrigen Bewohnern Kopenhagens ſo ganz verſchiedene Menſchengattung, daß ich den Leſer hier gleich

zum Anfange mit ihnen bekannt machen will. Wehe ihm, wenn er bei etwaniger perſönlicher Berührung mit denſelben, ſie nicht recht zu nehmen weiß, derbe Schelte und noch derbere Schläge ſind gleich bei der Hand, wogegen ihn der Schutz der ganzen Polizei nicht bewahren könnte. — In einer eigenen Gegend der Stadt, die leicht erkenntlich an ihrer regelmäßigen Bauart und kleinen einſtöckigen Gebäuden, wohnen die Matroſen der königlichen Flotte, bekannt unter dem Namen des Holms alter Stock. So gehorſam und willig dieſer Seemann unter dem Kommando, ſo muthig und unerſchütterlich er unter den größten Gefahren, und ſo nüchtern und enthaltſam er im Dienſte, eben ſo unbändig, ſchnell zum Zorne gereizt, eigenmächtig und dem Trunke ergeben iſt er, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen. Mit einer reichen Ader kernigen Witzes, ja eigentlichen Humors begabt, greift er Alles, was ihm lächerlich erſcheint, mit der

Zunge, was ihn ärgert und ſtört, mit der Fauſt und nöthigenfalls mit dem Meſſer an. Es giebt für ihn gar keine Autorität, als die ſeiner Offiziere; die Landratten verachtet und verhöhnt er, und wehe dem Soldaten, der einem Matroſen zu nahe träte! Alle bilden gleich eine compacte Maſſe und ſtehen einander bei.

Uebrigens ſind ſie durchaus nicht zänkiſch, ſondern gutmüthig und überaus dienſtfertig, wenn man ſie mit Höflichkeit behandelt und ihre derben Späße für das aufnimmt, was ſie ſind. Auf dem Lande ſind ſie nur mit den Studenten befreundet; dieſe können mit ihnen Alles aufſtellen und finden bei etwanigen Händeln die treueſten Bundesgenoſſen. Bei allen gemeinſamen Manövern ſtehen ſie ſtets zur Seite des Studentencorps, weil ſonſt die gefährlichſten Reibungen ſtatt haben würden. — War dieſe Anhänglichkeit gleich ſchon früher vorhanden, ſo datirt ſie doch in dieſer auffallenden Stärke erſt

von der Zeit, wo die Studenten so heldenmüthig gegen die Engländer kämpften, daß ihnen der Name des königlichen Leibcorps wurde, ein Ehrentitel, den sie auch jetzt noch mit gerechtem Stolze führen.

Wie leicht verletzlich übrigens dieser — aus Tausenden bestehende — alte Stock des Holms ist, und wie vorsichtig dessen Behandlung sein muß, zeigte sich am deutlichsten im berüchtigten Hep-Hep-Jahre. Die Unruhen in Kopenhagen waren damals sehr bedeutend, der ganze Pöbel hatte sich zusammengerottet, die Häuser der reichen Juden zu plündern; die Straßen wurden gesperrt, die Husaren machten wiederholte Chargen, und das ganze Linienmilitär war auf den Beinen, da man der vortrefflichen Bürgerbewaffnung bei diesem Anlasse nicht ganz trauete, wo es die Vertheidigung der verhaßten Juden gegen ihre christlichen kopenhagener Mitbürger galt. Die Matrosen hatten sich an-

ſänglich noch ganz ruhig gehalten, eben weil die Anderen unruhig waren, mit denen ſie keine gemeinſame Sache machen wollten. — Unglücklicherweiſe waren aber ein paar Studenten vom Militär rüde behandelt oder gar verwundet worden, und kaum wurde dieſes im Matroſenquartiere bekannt, als eine Unheil verkündende Gährung entſtand. Die Polizei, ihrer eigenen Ohnmacht ſich bewußt, wo es dieſe deſperaten Menſchen gilt, erſuchte den König, der grade in jener Gegend ſpazieren ging, doch durch jene Quartiere zu gehen und die Leute zur Ruhe zu ermahnen. — Der Monarch that es, fand aber zu ſeiner Verwunderung keinen Menſchen auf den Gaſſen und alle Thüren verſchloſſen, wogegen ſonſt Alle ſich um ihn drängten, ihn begrüßten und triumphirend geleiteten. — Zum Glücke löſte der Marineadjutant Sr. Majeſtät, ein Herr von Rothe, das Räthſel. Der König war in der verhaßten Landuniform, begleitet

von seinem Stabe, durch ihre Mitte gegangen, und anstatt einer Auszeichnung, hatten sie eine Kränkung hierin gesehen.

Der König war einsichtvoll genug, um die Folgen hievon zu gewahren und auch zugleich den Mißgriff abzuändern. Kaum erschien er daher in der Uniform des See-Etats, als ein ungeheurer Jubel erscholl; Jung und Alt umringte ihn, reichte ihm, wie es ihre Sitte ist, die Hand, nannte ihn ihren Vater und versprach ihm, nicht blos selbst ruhig zu bleiben, sondern auch Andere dazu anzuhalten. Dies erhielt die Ruhe der Hauptstadt. — Der Wuth der aufgeregten Matrosen soll es fast unmöglich sein, Schranken zu setzen, wenn sie, durch Leidenschaft und Branntwein in eine wahre Berserberwuth versetzt, in wilder Todverachtung, das scharfe Messer in der nervigen Faust, auf ihre Gegner eindringen. Der Anblick blanker Säbel macht sie wüthend; ein Matrose würde sich

durch einen Hieb mit der flachen Klinge für entehrt halten, während er ſich auf das geduldigſte den Schlägen mit dem gedreheten Seile (Tamp genannt), ja ſelbſt Fauſtſchlägen unterwirft. Der Grund liegt wohl darin, daß die Seeoffiziere nur lange Dolche am Wehrgehänge tragen, weil der Säbel ihnen beim Auf- und Abſteigen in die Kajüten zu hinderlich, wohingegen das verhaßte Landmilitär jene Seitenwaffe hat.

Drittes Kapitel.

Die Gasthöfe und die Polizei.

Nachdem ich hübsch systematisch mit der Schilderung der allgemeinen Volksphysiognomie begonnen, gehe ich zu der spezielleren der Gasthöfe über; sind diese doch für den armen Reisenden der erste Punct des Archimedes, von dem aus sie zu operiren haben. Sie sind das Glas, wodurch die meisten Fremden die Fremde betrachten, zumal die Engländer, welche niemals an einem Orte verweilen, wo keine comfortable Inns vorhanden. Dies mag denn auch ein

Hauptgrund ſein, warum John Bull ſo ſelten Dänemark heimſucht.

Ich kenne nicht leicht ſchlechtere Gaſthöfe, als die der Reſidenzen München, Berlin und Kopenhagen. Der Grund iſt einleuchtend. Der Baier iſt mit gar Wenigem zufrieden, der Preuße findet Alles gut, was preußiſch iſt, und der Däne kennt nichts Beſſeres. In Kopenhagen tritt aber leider noch eine zweite üble Eigenſchaft hinzu, die übermäßige Vertheuerung. O goldene Zeiten, wo däniſches Papiergeld noch curſirte und keine Nationalbank demſelben eine Silberfolie untergelegt hatte! Papier und Silber ſtehen nämlich jetzt faſt al pari und der Preis der Sachen iſt nicht in dem Grade gefallen, wie der Werth des Papieres geſtiegen.

Überdieß ſteht auch noch die Menge der Fremden, die in den kurzen Sommermonaten Kopenhagen zuſtrömt, in gar keinem Verhältniſſe zur geringen Anzahl der Gaſthöfe, und

dieſer Mangel an Concurrenz iſt Schuld, daß man ſich dieſen Harpyen auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Als ich bei meiner letzten Anweſenheit die Rechnung mit einigen Randgloſſen verſah, und die unerhörte Prellerei rügte, erwiderte der phlegmatiſche Patron, indem er behaglich das Geld einſtrich und mühſam quittirte: „Ew. Gnaden haben ganz Recht, aber wir müſſen im Sommer verdienen, wovon wir im Winter zehren ſollen!“ Ich hatte nicht übel Luſt, dem ſchwammigen Tölpel die Worte des Kardinal Richelieu zuzurufen. Dieſer entgegnete bekanntlich einem zudringlichen Sollicitanten, welcher am Ende verzweiflungsvoll ausrief: „Monseigneur, il faut pourtant que je vive!“ ganz gleichgültig die Worte: „Je n'en vois pas trop la nécessité.“

Ich habe es mit allen Gaſthöfen Kopenhagens verſucht, zuförderſt mit dem Hôtel d'Angleterre, Eigenthum einer Gräfin, die nicht weni-

ger als fünf verſchiedene Zunamen hat, der Taufnamen gar nicht einmal zu gedenken (Kragh, Zuul, Wedel, Wind, Friis) dann mit dem Hôtel du Nord, dereinſtigem Wittwenſitze der Gemahlin des öſterreichiſchen Geſandten in Florenz (der Gräfin Ida Bombelles), und endlich dem Hôtel Royal, welches, einer minder vornehmen Wirthin zuſtändig, den großen Vorzug der Reinlichkeit vor den andern voraus hat.

Von Natur friedfertig und weder geneigt noch geeignet, den bramarbaſirenden Helden an der Wirthtafel zu machen, hatte ich mich ſchon ganz in das Unvermeidliche gefunden, und hielt geprellt und ſchlecht bedient werden, für ſynonym mit dem Leben in kopenhagener Gaſthäuſern, als ſich bei meinem letzten Aufenthalte ein kurioſes Ereigniß zutrug, welches mir bewies, daß die Nemeſis auch die ungeſchliffenen Wirthe zwar langſam aber ſicher ereile. Möge es hier

ſeinen Platz finden zum Troſte aller armen Reiſenden im nördlichen Deutſchland, die leichtlich ſonſt Fataliſten werden könnten, und zum Schrecken aller ungeſchliffenen Wirthe, die dies Buch — — nicht leſen. —

Die simple Story, welche indeſſen durch die kunſtreiche Bearbeitung einer Mrs. Zechbald intereſſant genug werden könnte, iſt folgende. Im Jahre 183. war in einem nördlichen Seebade eine erleſene Geſellſchaft verſammelt, im geregelten Planetengange die dereinſtige Beherrſcherin des *.*ſchen Landes umkreiſend, dieſe Königin der Schönheit und Anmuth. Ein kurzer Beſuch, den ſie der verwandten Herzogin von M. machte, gab ihrer zahlreichen Suite eine freie Woche, welche man auf meinen Vorſchlag zu einer Tour nach Kopenhagen anzuwenden beſchloß. Der freundliche Wirth, der Fürſt N., gab ſogleich ſein Dampfboot her, und am folgenden Tage waren wir in Kopenhagen. Leider

verſtrichen uns die drei kurzen Tage nur zu ſchnell; ich trennte mich von der liebenswürdigen Geſellſchaft und blieb als independent gentleman noch einige Wochen.

Wir waren viel zu zahlreich, um im Hôtel Royal Unterkunft zu finden, und ſo kam ich denn ſehr wider Willen ins Hôtel d'Angleterre, dem Standquartiere der Probenreiter. So ſchlecht auch der Ton an der Wirthtafel war, ſo mußte ich mich doch zum Eſſen daran bequemen, da ich ein Feind alles Allein-Speiſens bin, und die Reſtaurationen, die beſte beim Franzoſen Fouſanné nicht ausgenommen, herzlich ſchlecht, zumal unreinlich ſind. — An der table d'hôte herrſchte eine fortwährende dumpfe Gährung, welche weder die english airs der Mrs. Knirſch, noch das austrian behaviour ihres Herrn Gemahls zu verſcheuchen vermochten. Selbſt die häufig gefüllten Gläſer und emporknallenden

Pfropfen, dieſer Beweis, daß die Herren Proviſionreiſenden gute Geſchäfte gemacht haben, vermochten es nicht, die Verſtimmung mehrerer Beiſitzer zu überwinden.

„What is the matter?“ ſprach ich zu meinem Nachbar, einem jovialen Bremer Handelherrn, der den einzigen Verdruß, den er hatte, öffentlich auf dem Rücken zur Schau trug und den forcirten Engländer ſpielte, weil er einem hübſchen Weibe, der Maitreſſe eines anweſenden Engländers, auf gut kaufmänniſch, d. h. mit Erfolg, den Hof machte.

„Never mind, Sir!“ entgegnete laut das Männlein und flüſterte mir dann ins Ohr, wie die Tiſchgeſellſchaft ſeit längerer Zeit ſchon dem Aufruhre nahe ſei, weil die Gerichte ſtereotyp geworden, vor Allem die Waſſerſuppen, welche die Hausfrau ſo reichlich und ſo vorzüglich bereite und ihren Gäſten ſo eifrig anempfehle,

daß man ſie im Verdacht habe, des berühmten Doctor Sangrado Leib- und Mundköchin geweſen zu ſein; ein Verdacht, der noch dadurch unterſtützt werde, daß ihr Gemahl es ſich nicht minder angelegen ſein laſſe, durch Schröpfen und Aderlaß die hyperſtheniſchen Börſen ſeiner Gäſte zu erleichtern.

Das Ungewitter verzog ſich indeſſen für dieſes Mal; das Volk war noch nicht reif zur Meuterei, die Braunſchweiger mußten mit heroiſchem Beiſpiele voranſchreiten.

Kaum war nämlich am folgenden Tage die Nachricht vom Braunſchweiger Schloßbrande angelangt und gleichzeitig mit ihr die berühmte Waſſerſuppe, als ein dräuendes Ungewitter ſich über dem Haupte des argloſen Wirthes zuſammenzog. Unangerührt blieb anfangs die Suppe, dann ſchob ſie ein Jeder verächtlich zur Seite, bis endlich ein vieljähriger Tiſchgenoſſe, ein kö-

niglich däniſcher wirklicher Juſtizrath, der aber ein wirklich wirklicher Doctor der Medizin war, ſeinen Teller mit den Worten wegſtieß: „Das frißt ein Schwein, aber ich nicht!“

Armer Wirth, hätteſt Du den Zeitgeiſt begriffen, den moraliſchen Einfluß der Juli-Revolution und den Aufſtand der Braunſchweiger, ſo würdeſt Du fein ruhig geblieben und auf Entſchuldigungen bedacht geweſen ſein; aber der ehemalige öſterreichiſche Lieutenant regte ſich in Dir, Du wollteſt mit Gewalt den erſten Funken der Empörung unterdrücken, und ſprachſt die unſeligen Worte: „Wenn es denn Schweinefreſſen iſt, ſo können Sie es ohne Gefahr verzehren!“

Auf einen Augenblick war jetzt Alles ſtill; aber welche Stille! Jene beängſtigende Todtenruhe, welche in den tropiſchen Ländern den furchtbarſten Orkan zu verkünden pflegt! Dann aber

erhob ſich der mediziniſche Juſtizrath und goß ohne alle weitere Einleitung dem Wirthe die Suppe über den Kopf, und wie auf Commando rückten ein Dutzend empörter Reiſegäſte, bewaffnet mit gefüllten Tellern, herein und leerten über ihn aus die Schaalen ihres Unmuths. — Der Anblick war in ſeiner Art einzig, eine Tragikomödie, welche die Zuſchauer mit Angſt und Lachen erfüllte.

Wenn ich der kopenhagener Polizei hier Erwähnung thue, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich ihrer nur gedenke, in ſo weit der Fremde mit ihr in Berührung kommt. So trefflich nun dieſelbe für den Eingebornen iſt, indem ſie die allgemeine Sicherheit, Reinlichkeit und Ordnung auf faſt unmerkliche Weiſe zu erhalten weiß, ſo unangenehm wird ſie oftmals dem Reiſenden. — Das Paßbureau iſt nämlich nur zu gewiſſen

Stunden und an Sonn- und Festtagen gar nicht offen; es fällt daher unmöglich, an diesen Tagen fortzureisen, wenn etwa ein schneller Entschluß die frühere Erlangung des Visa unmöglich machte, oder die Nachläßigkeit der Domestiken es versäumte. — Ohne Paß aber kann Niemand die Insel verlassen, weder zu Wasser noch zu Lande. — Ein Banquier versicherte mich, daß diese Bequemlichkeit der Behörde ihm einen Verlust von Tausenden zugezogen, da eine wichtige Koursspeculation ganz dadurch vernichtet worden.

Die Gewissenhaftigkeit der Polizeibeamten geht ebenfalls etwas weit; man muß, was sonst nur noch in Wien und Petersburg üblich, stets in Person erscheinen, man wird mit seinem Konterfei verglichen, aber wohl zu merken, dieses Alles nicht etwa, wenn man ankömmt, wo es allerdings einen Zweck haben könnte, sondern erst im Augenblicke, wo man weg-

geht. — Eben ſo unpaſſend iſt es, daß man faſt allemal genöthigt wird, einen neuen Paß zu nehmen, weil das Viſa nur einige Schillinge, der neue Paß dagegen ein paar Thaler koſtet. Hieraus entſpringt auch ein unangenehm verlängerter Aufenthalt im Bureau; man muß während der Ausfertigung das von unzähligen Handwerkburſchen erzeugte Miasma herunterſchlucken, wogegen alle Höflichkeit und Artigkeit der Beamten nichts hilft.

Niemand iſt mehr ein Freund der Freiheit als ich, Keiner haßt wohl ſo ſehr jene polizeiliche Obervormünderei, wo dem Manne vorgeſchrieben wird, wie er ſich innerhalb der geſetzlich gezogenen Schranken verhalten ſoll, jene Topfkukerei, wo die Behörde ſich um alles Mögliche bekümmert, was ſie nichts angeht, und wo ſie ihren Ruhm darein ſetzt, jedesmal: Gotthilf! ſagen zu können, wenn man im geheimſten Gemache des Hauſes genieſet hat.

Auch ich glaube, daß die beſte Polizei die iſt, welche ſich am wenigſten bemerkbar macht, aber man darf ſie doch auch nicht vermiſſen, man ſoll eben ſo wenig fühlen, daß ſie da iſt, als daß ſie nicht da iſt, und leider entbehrt man in Kopenhagen ihre Einwirkung nur zu ſehr in Einem Hauptpuncte für den Fremden, dem Theater.

Dieſes iſt an und für ſich viel zu klein für eine Reſidenzſtadt von mehr als hunderttauſend Einwohnern; die meiſten Logen ſind abonnirt, ein großer Theil des Parquets dem Hofe vorbehalten, und Sperrſitze giebt es nicht. Aber alle dieſe durch den Raum ſelbſt veranlaßten Schwierigkeiten, einen Platz zu finden, ſind nichts gegen die künſtlich bewirkten, denen eine gute Polizei abhelfen könnte und müßte. — So wie nämlich ein gutes Stück gegeben wird, bei dem man zahlreichen Zuſpruch erwarten kann, werden alle Billete vier, fünf Tage zuvor von einer

eigenen Menſchenklaſſe, die man Schauers nennt, aufgekauft. Dieſe ſteigern nun die Preiſe nach Gefallen, ſo daß man oftmals fünf, ſechs Thaler für einen Platz zahlen muß, der ſonſt kaum Einen koſtet. Verboten iſt dieſer Handel allerdings, aber man ſieht wahrſcheinlich durch die Finger, da die Theaterkaſſe bedeutenden Vortheil davon hat, indem ſie alle Billete ſicher abſetzt. Dieſes Verbot führt daher nur den neuen Nachtheil mit ſich, daß der Fremde, der die Quellen nicht kennt, nie ein gutes Stück zu ſehen bekömmt. Tauſendmal beſſer, wenn dieſer Unfug, dem man nicht ſteuern mag, öffentlich getrieben würde, man wüßte dann doch, wohin ſich zu wenden und die freie Concurrenz würde ein Fallen der Preiſe bewirken.

Daß die Kopenhagener ebenfalls hierunter leiden müſſen; iſt gewiß, ſie theilen hierin ganz den gerechten Ärger der Fremden, nur daß ſie,

eingenommen von jeder vaterländiſchen Einrichtung, die Polizei als unſchuldig bezeichnen, weil die Kaſſirer des Theaters mit den Schauers unter einer Decke ſpielen ſollen, und die nicht von dieſen verkauften Billete wieder zurücknehmen.

Viertes Kapitel.

Der König und ſeine Familie.

Ich hatte das Glück gehabt, dem Könige von Dänemark während des wiener Congreſſes vorgeſtellt zu werden, und ſchon damals eine tiefe perſönliche Hochachtung vor ihm gewonnen. Unter der Maſſe dort verſammelter Monarchen befand ſich keiner in einer ſo ſchwierigen, drükkenden Lage als Er, und keiner wußte ſich in ſolch' hohem Grade die eigentliche Achtung des Congreſſes und die Liebe der Wiener zu erringen.

Durch eine hinterliſtige Politik eines Kö-

nigreiches beraubt, die Finanzen dermaßen zerrüttet, daß nur die Verpfändung des Öresunder Zolls die zur Reise nöthigen Summen herbeischaffen konnte, und überdieß noch auf dem Wege selbst von einem persönlich sich beleidigt wähnenden Fürsten mit einer Herausforderung verfolgt, hatte der König von Dänemark nichts für sich, als jene Sicherheit, welche das Bewußtsein der guten Sache dem ungerecht Duldenden verleihet. — Fehlte ihm gleich jener unendliche persönliche Zauber des Kaisers Alexander, jene Exaltation des Herzens, der Niemand zu widerstehen vermochte, der das Glück hatte, in seiner Nähe zu verweilen, so besaß Er doch eine Bonhommie, welche Alle bestach, eine frohe Laune, die Alles belebte, und ein treffendes, echt practisches Urtheil. Was ihn aber dem Wiener vor Allem werth machte, war seine große Ähnlichkeit mit ihrem angebeteten Kaiser; einfach und frugal in ihrer ganzen Lebensweise, jedem

Scheinweſen, aller Gleißnerei abhold, wahr und zuverläſſig in jeglicher Beziehung, voll Intereſſe für alle Wiſſenſchaft und Kunſt, welche practiſch in das Leben eingreift, macht Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit den eigentlichen Grundzug ihres Charakters aus.

Als Privatmänner Allen ein Muſter, haben Beide als Monarchen denſelben Hauptfehler, der ſowohl in ihrer früheren Bildung als frühen Thronbeſteigung begründet ſcheint, Mangel an Selbſtvertrauen und daraus entſprungenes übergroßes Vertrauen in ihre Diener.

Der König hatte die Gnade, ſich meiner noch recht wohl zu entſinnen und mich durch mehrere Beweiſe ſeines unglaublichen Gedächtniſſes in Erſtaunen zu ſetzen, indem Sie aus meinem früheren Aufenthalte Mehreres erwähn-

ten, welches mir ſelbſt längſt entfallen war. Ein Herr in der Umgebung Sr. Majeſtät verſicherte mich, Dieſelben kennten einen Jeden Ihrer Angeſtellten im Civile wie im Militaire, und das nicht bloß dem Namen nach, ſondern auch mit Beziehung auf ihre jedesmaligen Verhältniſſe. Den vortragenden Räthen ſoll dieſes ſeltene Erinnerungvermögen nicht immer ſehr gelegen kommen, indem ſich der Monarch augenblicklich aller analogen Fälle entſinnt, weshalb ihm kein Widerſpruch, keine Inconſequenz, keine Parteilichkeit der Behörden entgehen kann.

Als das Juſtizminiſterium vor wenigen Jahren über eine ſtreitige Scheidungſache den Bericht abſtattete, vernahm ihn der Monarch mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ſchwieg aber nachher, ſeiner Gewohnheit zuwider, ganz ſtill. Der Referent, mein Gewährmann, Herr Conferenzrath R., war beſorgt, ſich nicht klar genug ausgeſprochen zu haben, und wollte von Neuem

wieder beginnen, als ihn der König mit den Worten unterbrach: „Laſſen Sie, ich verſtehe es recht wohl, aber es kömmt mir vor, als habe die Kanzelei früher einmal einen ähnlichen Fall gerade entgegengeſetzt entſchieden; irre ich mich nicht, ſo muß es in den neunziger Jahren geweſen ſein, und Bernſtorf hatte draußen in Frederiksberg das Referat darüber.“ — Keiner lebte mehr, der zu jener Zeit im Collegio geweſen, man ſuchte indeſſen in den Acten nach und der König hatte Recht gehabt.

Das bloße Gedächtniß für Perſonalien findet man übrigens bei vielen Fürſten, wahrſcheinlich deshalb, weil ſie nicht, wie Unſereiner, von der früheſten Jugend an mit Realien überladen werden. Die Bourbonen indeſſen machten auch hierin eine auffallende Ausnahme, wenigſtens erinnerten ſie ſich in ihrem Glücke nie Derer, welche ihnen zur Zeit der Verbannung die wichtigſten Dienſte geleiſtet

hatten. — Im Jahre 1817 hatte ich die Ehre, mit der Honourable Mrs. Fitzgerald und deren Schweſter, der Lady Granard, dem damaligen Grafen d'Artois vorgeſtellt zu werden, aber er kannte die Schweſter des Lord Moira nicht mehr, der ſich zu ſeiner Unterſtützung faſt zu Grunde gerichtet hatte.

Die frühere Erziehung des Königs von Dänemark war leider, wie die der meiſten Fürſten, ſchlecht; ſie wurde von jener Fürſtin geleitet, deren der gefühlvolle Menſch nur mit Bedauern gedenkt, von der Königin Juliane Maria, welche ſeine Bildung ſogar abſichtlich vernachläſſigte, weil der Wunſch und die Abſicht in ihrer Seele vorwaltend war, ihren Lieblingſohn, den Erbprinzen Friedrich, vorzugweiſe vor dem Nachkömmlinge der verhaßten Mathilde, auf dem Throne zu ſehen. Traun, es war nicht ihr Verdienſt, wenn die ſeltene leibliche und geiſtige Kraft des Thronerben ſich endlich durchkämpfte

und ſelbſtändig entwickelte. Es geſchah Mancherlei im Dunkel des Hofes, ſeine Geſundheit zu untergraben, oder doch ſeine Fähigkeiten im Aufkeimen zu unterdrücken, um ihn in ſteter Unmündigkeit zu erhalten.

Bewunderungwürdig bleibt es daher, wie der junge Fürſt, durch das Unglück ſeines Vaters vor der Zeit zur Herrſchaft gelangt, mit eiſernem Fleiße das Verſäumte einzuholen ſtrebte und jede Stunde, die Er den Regierunggeſchäften entübrigen konnte, zum eigentlichen Studium verwendete. Der unumſchränkte Beherrſcher von Millionen nahm keinen Anſtand, ſich mit Gegenſtänden zu beſchäftigen, die bei minder vernachläſſigter Erziehung nur dem Knaben obgelegen, Geſchichte, Sprachen, Geographie zu treiben. —

Der ſchönſte Zug im Charakter dieſes Fürſten bleibt indeſſen ſeine Geſetzlichkeit, die erſtaunliche Selbſtverleugnung, womit Er jede

eigene Ansicht unterdrückt, wo das Gesetz oder Staatwohl sich unzweideutig aussprechen; hierin hauptsächlich hat der Däne eine sichere Schutzwehr gegen alle Willkühr; nur bedauert er, daß die zu große Bescheidenheit des Fürsten, sein steter Zweifel in die eigene Einsicht, den Herrscher bisweilen zum Beherrschten machen, indem Derselbe die Stimme seiner Räthe mit der des Gesetzes verwechselt und Autoritäten anerkennt, die keine sind.

Es ist jedoch nicht bloß die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Rechte, welche in seinem Herzen thront; diese dürfte einerseits nur ein Kind der Gewohnheit und andererseits auch in Dänemark minder heilbringend als in anderen Ländern sein, weil der König selbst die einzige positive Rechtquelle, die gesetzgebende Gewalt ist; nein, der Dänenkönig schauet und verehret jenes höhere Recht, welches, wenn gleich oftmals ungeschrieben, doch tief eingegraben steht in den

Herzen aller Edleren. — Das geſchriebene Recht ſoll den Menſchen nur abhalten, laſterhaft zu werden, das andere macht ihn tugendhaft. Als ein Beleg deſſen, was ich unter höherer Geſetzlichkeit verſtehe, will ich einen concreten Fall anführen, deſſen Wahrheit mir verbürgt worden.

Ein Kavalier, irre ich nicht, ein Graf von Ahlefeld, machte eine Foderung von circa 60,000 Thalern an den König, welche er oder ſeine Vorfahren vorgeſchoſſen, mit der ſpeziellen Hypothek auf eine Grafſchaft Laurwig in Norwegen. Da dieſe aber dermalen in den Händen Schwedens war, ſo wurde er von der betreffenden Behörde, der Rentekammer, abgewieſen. Er beſchloß jetzt, den gewöhnlichen Gerichtweg einzuſchlagen, aber das Gericht erklärte ſich für incompetent, weil die Geſetze im vorliegenden Falle den weiteren Rechtweg ausſchlöſſen.

Kaum aber vernahm dieſes der König, als er entſchied: „Ich darf keinen Vorzug haben

vor dem geringſten meiner Unterthanen; habe ich Recht, ſo bekomme ich es auch vor den Gerichten; verliere ich aber den Prozeß, ſo iſt das ein Beweis, daß ich unrecht habe!" In der erſten Inſtanz, beim Obergerichte in Odenſe, verlor der Graf, in der letzten aber, dem ſogenannten höchſten Gerichte, dem der König perſönlich präſidirt, verlor der König.

Se. Majeſtät theilten dieſen Ausgang der Sache dem Manne, aus deſſen Munde ich es habe, mit den Worten mit: „Es macht mir wahrlich keinen Spaß, dies Geld zu miſſen, aber ich danke Gott, daß ich den ungerechten Mammon losgeworden."

Friedrich der Sechste iſt der beſte Gatte, der liebewürdigſte Vater und der treueſte Freund. Die königliche Familie führt das einigſte und innigſte Zuſammenleben, und nur dieſer Familienſinn iſt

daran Schuld, daß man keine däniſchen Prinzeſſinnen im Auslande vermählt findet. Dies bleibt indeſſen, vom politiſchen Geſichtpuncte aus betrachtet, ein arger Mißgriff, der mehr als alles Andere an der iſolirten Stellung Dänemarks Schuld iſt. Die Kronprinzeſſin, eine Fürſtin, deren im Lande nur mit Enthuſiasmus gedacht wird, ſchlug eine vierfache Krone aus, um nur nicht dem Kreiſe der Ihren entrückt zu werden, und die fremden Prinzen, Gemahle der anderen däniſchen Prinzeſſinnen, fanden in Dänemark eine neue Heimath.

Die Königin Maria iſt eine Dame von ſeltener Bildung, aber noch ſeltenerer Herzgüte; ſie eint den milden, wohlwollenden Sinn der erlauchten Mutter mit dem ernſten, tief forſchenden Geiſte des Vaters. Ihre ausgezeichneten geſchichtlichen Kenntniſſe, ihre eigentlichen Verdienſte um die Wiſſenſchaft kennt und ſchätzt jeder Hiſtoriker, aber man muß in Kopenhagen

geweſen ſein, man muß das Glück gehabt haben, Ihr ſich öfter zu nahen, um die Verehrung zu begreifen, die jeder Däne ihr zollt. Ohne ſich je in Staatgeſchäfte zu miſchen, und ſelbſt den geringſten Anſchein des Protegirens meidend, hat ſie ſehr beſtimmte politiſche Grundſätze, und hängt mit großem Eifer an den Grundſätzen der Legitimität. Sie iſt eine Gegnerin aller theoretiſchen Staatconſtructionen, betrachtet den Adel als eine weſentliche Stütze der Monarchie, und will jeder Veränderung eine hiſtoriſche Baſis unterlegt wiſſen. Die Gegenwart ſoll das Kind der Vorzeit, die Zukunft ihr Enkelchen ſein.

Des Vaters vollendetes Ebenbild iſt die Kronprinzeſſin, ſo im Äußern, wie im Innern; voller Güte und Wahrheit, lebendig und heiter, kenntnißreich und gebildet macht Sie des Vaters größtes Glück aus. Die Königin wird durch ihre ſtete Kränklichkeit gehindert, ſtets um und

mit dem Gemahle zu ſein, da iſt es denn die Prinzeſſin Karoline, welche jede müßige Stunde des Vaters mit ihrer Gegenwart verſchönt, ſie iſt es, welche den Verſtimmten erheitert und den Trauernden tröſtet. Ohne alle ſonſtige Begleitung ſieht man ſie häufig am Arme des Königs durch die Straßen der Reſidenz einherſchlendern, und kein Fremder würde in dem einfach gekleideten Paare den Monarchen und deſſen Tochter vermuthen, wenn nicht die leuchtenden Blicke aller Vorübergehenden ihn aufmerkſam machten und zur Nachfrage beſtimmten, wo er bald durch die mit Stolz ausgeſprochenen Worte belehrt wird: „Das iſt unſer König und unſere Kronprinzeſſin!“

Vor Kurzem trug ſich in dieſer Beziehung eine Anecdote zu, die ganz charakteriſtiſch. Vorausſendend muß ich nur, daß nirgends, ſelbſt nicht in Univerſitätſtädten, das Straßen- oder Gaſſenrecht ſo ſtrenge beobachtet wird, wie in

Kopenhagen, weshalb man auch die Fremden ſogleich darauf hinzuweiſen pflegt. Wohl dem, der in dieſer Hinſicht eine beſſere Faſſunggabe hat, als meine Wenigkeit, der in ſeinem funfzigſten Jahre noch nicht rechts von links zu unterſcheiden *) vermag, als wenn er den Degen an der Seite hat. Wie manchen Stoß habe ich geduldig hinnehmen und noch obendrein Excuse! ſagen müſſen!

Eine franzöſiſche Gouvernante, nouvellement debarquée, begegnete nach einem ſtarken Regenguſſe in einer engen Straße der Kronprinzeſſin am Arme ihres königlichen Vaters, und beſtand, die Fürſtlichkeiten nicht kennend, mit einigem Ungeſtüme darauf, daß dieſe ihr Platz machten. — Etwas verdrießlich trat der König

*) Man erzählt ſich, daß den jüdiſchen Soldaten dieſe Begriffe dadurch beigebracht würden, daß man ihnen am linken Arme einen Bündel Heu befeſtige; da nun linksum auf Däniſch heurum heißt, ſo können ſie ſich nie darin irren.

mit ſeiner hohen Begleiterin in die Pfütze und murmelte nur halb ärgerlich: Ma foi, Madame, vous connaissez mieux vôtre droit que vôtre Roi.

Dieſer ſein eben ſo anſpruchloſer als kerniger Witz zeichnete ihn auch vor vielen anderen hohen Häuptern in Wien aus und bekannt iſt die treffende Antwort, welche Er dem Kaiſer Alexander gab. Als dieſer ihm nämlich bei der Abreiſe ſagte: „Sire, vous avez gagné tous les coeurs,“ erwiederte der um Norwegen eben durch Rußland beraubte Monarch lächelnd: „Mais pas une seule âme *).“

Ich bedauve, von dieſem Fürſten nicht ſo viel Rühmliches ſagen zu dürfen, als ich könnte und möchte. Was mich daran verhindert? Sein eigener Wunſch und Wille. —

*) Rußland hatte Finnland genommen und wollte es nicht wieder herausgeben; Schweden ſollte aber bei guter Laune erhalten werden, und ſo gab man ihm Norwegen. Ame iſt bekanntlich der techniſche Ausdruck für Bauern, Unterthanen.

Einer der erſten Geiſtlichen Kopenhagens, der ehrwürdige Doctor Johanſon, hatte im Sommer des verfloſſenen Jahres eine Reiſe nach Deutſchland gemacht und meinen vieljährigen trefflichen Freund Tiedge kennen lernen, der ihm ein ungedrucktes Fragment aus ſeinem Markte des Lebens mitgetheilt, das wohlverdiente Lob des Königs Friedrich enthaltend. Der Redacteur eines der geleſenſten Blätter der Hauptſtadt, der Herr Staatrath Thaarup, ließ es abdrucken, um den Dänen zu zeigen, wie ſelbſt das Ausland ihren Fürſten zu würdigen wiſſe. Ein Herr aus der Suite des Königs, eben ſo erfreut über dieſe Anerkennung als voll von der ſchönen Dichtung, brachte es dem Könige, der es aber höchſt verſtimmt mit den Worten zurückſchob: „Ich kann die Schmeicheleien nicht leiden!“ Auf die Entgegnung, daß bei einem Manne wie Tiedge wohl nicht von

Schmeicheleien die Rede ſein könne, erwiederte der König folgende Worte:

„Ich kann es überhaupt nicht leiden, wenn man ſo viel von mir ſchreibt und ſpricht; beſonders aber, wenn es zu meinem Lobe iſt. Denn nehme ich das Lob mit Freuden auf, ſo muß ich auch den Tadel damit hinnehmen, und das iſt meine Sache gar nicht, da ich am beſten weiß, wie viele Fehler ich habe. Laß die Leute doch warten, bis ich todt bin, dann erſt können ſie mit Wahrheit urtheilen, ob ich gut oder ſchlecht, geſcheut oder dumm geweſen!" — Ipsissima verba!

Der Erbprinz und Seine Gemahlin.

Es iſt ein eigenes Ding um die Beurtheilung der Kron- und Erbprinzen; nie ſchätzt man ſie unparteiiſch, ſondern ſtets im Vergleiche zum regierenden Herrn; iſt dieſer beliebt, ſo zuckt

man über jene die Achseln; ist er verhaßt, so hofft man Alles von ihnen, was man bei Jenem vermißt. Im Inlande aber kennt man sie am wenigsten; kann doch der Mond nicht leuchten, so lange die Sonne am Himmel. Um daher den Charakter des Thronerben zu erforschen, muß man ihn im Auslande beobachten, wo Er sich seinen Neigungen ungestörter hingiebt, seine Ansichten freier ausspricht, als im Inlande, wo Er sich einerseits wegen seiner delicaten Stellung oft anders zeigen muß, als Er wohl möchte, und anderntheils auch selten vorurtheilsfrei, sondern nur mit den Augen der Hoffnung oder Furcht angesehen wird. Über den dermaligen Regenten kann nur der Inländer im Inlande, der Unterthan ein richtiges Urtheil fällen, über den dereinstigen aber der unabhängige Ausländer. Hierauf gestützt, darf ich an die Schilderung des dänischen Kronprinzen mich machen, und das mit um so größerer Zuversicht, da ich

Ihn allemal gleich und unverändert fand, in Kaſtellamare wie in Plombieres, in London wie in Kopenhagen.

Es hieße zu wenig, den Prinzen Chriſtian als den liebewürdigſten Privatmann, als den vollendeten Gentleman bezeichnen, und dennoch iſt es dieſe ſeine Liebewürdigkeit, die beim Umgange am meiſten frappirt. Er erinnert überaus an den letztverſtorbenen König von England, in ſeiner Art zu ſein, wie in ſeinen Neigungen und geſelligen Gewohnheiten, nur daß ſein Geiſt reicher ausgebildet, ſein Wiſſen gründlicher, ſein Streben ernſter.

Die Schönheit ſeiner Züge und Anmuth ſeines Benehmens, verbunden mit der ſeltenſten Humanität und eben ſo vielſeitiger als gründlicher Bildung, ſind diejenigen ſeiner Eigenſchaften, welche zuerſt hervorleuchten und allgemeine Anerkennung finden. In Folge eines politiſchen Mißverhältniſſes in Seiner Heimath — deſſen

längſt gehobene Quelle hier nicht berührt zu werden braucht — brachte Er eine Reihe von Jahren im Auslande zu, und ſammelte überall, wo Er länger verweilte, in Neapel, Rom, Genf und Paris einen Kreis von Gebildeten, ja von eigentlichen Gelehrten um ſich, die in Seinem Umgange eben die Unterhaltung fanden, wie Er in dem ihren. Die Kenntniſſe des Prinzen in der Geognoſie und Mineralogie, vornehmlich jedoch in der Archäologie und aller Wiſſenſchaft, welche die Bildung und Erforſchung des Schönen zum Endzwecke hat, ſind nicht in die Linie des ſogenannten Dilettantismus zu ſtellen, dieſer traurigen Entweihung echter Kunſt, ſondern ſie ſind gründlich, und was bei einem Liebhaber und zumal einem Fürſten noch mehr ſagen will, ſie ſind geordnet. Sein Geſchmack iſt rein, weil er nicht das abſtrahirte Reſultat der Schule, ſondern eine natürliche Folge des ihm inwohnenden Schönheitſinnes iſt; worauf denn

auch Thorwaldſen den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen Ihm und dem damaligen Kronprinzen von Baiern begründete. Die neuere Literatur, und nicht bloß die ſchönwiſſenſchaftliche, ſondern die ſtaatwirthſchaftliche und politiſche iſt ihm vertraut; die Erforſchung des ſittlichen und politiſchen Zuſtandes der Länder, wo er verweilte, ging Hand in Hand bei ihm mit dem Studio ihrer Kunſtwerke. Ich hörte Italiener ſtaunen über ſeine Kenntniſſe ihrer Sprache und Sitten, und die ſuperklugen Genfer, welche die Vielwiſſerei als ihr Monopol betrachtet wiſſen möchten, reichten ihm die Palme.

Über die politiſchen Anſichten des Prinzen, dieſe vermeintliche Hauptſache bei einem regierenden Herrn, dürfte wohl nicht leicht ein Zweifel obwalten, wenn man ſich gleich ungemein irren würde, indem man die von ihm den Norwegern ertheilte Verfaſſung als das Kriterium derſelben betrachten wollte. Um das Volk zu

gewinnen, mußten damals dem Volke die größten Rechte gegeben werden; die Verfassung war demnach keinesweges sich selbst Zweck, sondern nur eine politische Handhabe, mit der sich der norwegische Patriotismus am bequemsten gegen die Vereinigung mit Schweden gebrauchen ließe. Der Prinz ist auch edel genug, den damaligen Mißgriff zu gestehen und fühlt, daß es eine starke Ruthe war, die Er sich für den Fall des Gelingens selbst gebunden hätte, die aber beim unglücklichen Ausgange des Unternehmens den Schweden anheim fiel, welche diese Erbschaft sicherlich lieber sub beneficio legis et inventarii angetreten hätten.

Der Prinz ist liberal im gemäßigten Sinne des Wortes, mit einiger persönlicher Hinneigung oder Vorliebe für die Aristokratie; er lernte den Despotismus in Italien kennen und verabscheuen, und gewann das Repräsentativwesen in Frankreich und England lieb. Man

dürfte ihm vielleicht den Vorwurf machen, etwas viel zu theoretiſiren, ſo namentlich in Bezug auf die eigentliche Grundlage des Staates, die Erziehung, worin er Grundſätze hat, die den jetzt dort angewandten ganz widerſprechen. Friedrich der Sechste und ſein Nachfolger ſehen beide die Elementarbildung als eine Hauptſache an, während aber Jener ſie auf dem mehr mechaniſchen Wege (durch wechſelſeitigen Unterricht) begründen will, wodurch zugleich der Kreis des Wiſſens enger begrenzt worden, möchte Dieſer ſie auf die unbegränzte Baſis intellectueller Entwickelung ſtellen, geiſtig alle Stände einander annähern, während er ſie politiſch ſtrenger ſcheiden möchte. Ein ſchöner, echt königlicher Traum, deſſen Unausführbarkeit jedoch nur zu ſchnell ſich zeigen würde; die Bildung iſt ein vollkommener leveller, ſie erkennt keine Schranken an, als die, welche ſie ſich ſelbſt gezogen hat.

Jetzt aber zur Gegenseite des Bildnisses, damit man nicht einen Panegyrikus anstatt der verheißenen Charakterschilderung erhalte. Das sanguinisch bequeme Temperament des Fürsten macht ihn zum kräftigen, energischen Durchgreifen, zu jeder selbständigen Reformirung wenig geneigt, und Alles kömmt daher bei seiner dereinstigen Regierung auf die Wahl der Männer an, die er zu seinen Räthen ernennt. Gehen diese ein auf seine edlen Absichten, verstehen sie es, das treffliche, völlig ausgebildete System des Fürsten allmählig, aber eben dadurch dauerhaft, im Staat- und Volkleben der Dänen zu begründen, so wird der Name Christian des Achten als leuchtender Stern im Kreise der dänischen Könige prangen.

Aber wehe dem Lande, wenn dieses nicht der Fall, wenn er, von einer anmuthigen Außenseite, von schimmernden Geistgaben und persönlicher Anhänglichkeit bestochen, Männer zu

Miniſtern ernennt, denen es an Kraft, Einſicht und Feſtigkeit, oder gar an gutem Willen gebricht! Der Fürſt, als künſtleriſche Seele allem Unſchönen, jedem rauhen Widerſpruche feind und zu einer anhaltenden Beſchäftigung mit unangenehmen Gegenſtänden wenig geſtimmt, wird allmählig dann in ſeinem Streben ermatten; den doppelten Kampf mit ſeinen Rathgebern und dem ganzen beſtehenden Staatorganismus mag er nicht durchkämpfen. Es kränkt und erbittert ihn, ſein edles Wollen an der Ausführung ſcheitern zu ſehen, die Regierungsgeſchäfte werden ihn dann anekeln, er wird ſich in ein anmuthiges Privatleben zurückziehen und allmächtige Günſtlinge werden thun, was ſie wollen.

Ich habe die Farben hier abſichtlich ſo ſtark aufgetragen, ich habe das Übel mit den grellſten Farben gemalt, weil ich zu Gott hoffe, daß es nur ein eitles Phantaſiegemälde, welche

man ja seit Hofmanns Zeiten nicht toll genug machen kann. Ich bin überzeugt, daß der Prinz grade den Scharfblick besitzt, der dazu gehört, das Verdienst eines Staatmannes zu erkennen und zu würdigen, le talent qui fait les grands Rois. Die Wahl seines Kabinetsecretärs, des Staatraths Adeler, giebt hierzu den unwiderleglichsten Beweis. Seit langen Jahren besitzt dieser Mann das ausschließliche unbedingte Vertrauen des Prinzen, und Niemand ist desselben würdiger als er, in dem Herz, Kopf und fester Charakter auf das schönste sich einen. —

Daß der König und sein Nachfolger beinahe in keiner einzigen Beziehung sich gleichen, ist einleuchtend, aber eben dieses verspricht dem Lande eine schöne Zukunft. Die schweren drükkenden Jahre sind vorüber, wo Sparsamkeit und Festigkeit die Kardinal-

tugenden des däniſchen Regenten ſein mußten, der Friede iſt befeſtigt, wie auch der öffentliche Credit, das ſo ſchwierige Fundament zum neuen Staatgebäude (die Provinzialſtände) wird jetzt ſchon gelegt, unter Mitwirkung des Nachfolgers, ihm bleibt es dann vorbehalten, das Inſtitut nach dem nationellen Bedürfniſſe zu erweitern, alle anderen Einrichtungen damit in Einklang zu verſetzen, den ſchönen Stamm zu veredeln und die Früchte davon zu genießen.

Wie gern ſchilderte ich die ſeltene Gemahlin des Fürſten, aber ich vermag es nicht. Die Prinzeſſin iſt der ſchönſte Geiſt in der ſchönſten Hülle; ſittliche Reinheit und fürſtliche Würde, Adel des Geiſtes und des Herzens, Alles kommt bei ihr zuſammen, um ſie einſt an-

gebetet zu machen auf dem Throne, dem ſie die Würde, wie ihr Gemahl den Glanz verleihen wird.

Der Prinz Friedrich und deſſen durchlauchtige Mutter.

Iſt es ſchon ſchwer, über den nächſten Thronerben ein unbefangenes Urtheil zu fällen, ſo dürfte es faſt unmöglich erſcheinen, die dritte Regentengeneration im Voraus beurtheilen zu wollen, und doch iſt eine Erwähnung derſelben in dieſer, Dänemark gewidmeten, Schrift um ſo nöthiger, da das ganze Land ängſtlich geſpannt auf dieſelbe blickt, voller übertriebener Beſorgniſſe.

Um dies zu erklären, muß ich eine kurze Auseinanderſetzung des Erbverhältniſſes voranſenden. Der Erbprinz hat bekanntlich nur Einen Sohn, den gedachten Prinzen Friedrich, und Einen Bruder, den Prinzen Ferdinand, welche die

einzigen männlichen Erben des däniſchen Thrones ſind. Da nun beim Abgange männlicher Nachkommenſchaft von dem Könige Friedrich dem Dritten (dem Begründer des Succeſſionsgeſetzes) die nächſten weiblichen Verwandten des letztverſtorbenen Königs ſucceſſionfähig ſind, der König Friedrich aber ſeine beiden einzigen Töchter mit den benannten Prinzen verheirathet hat, wodurch deren ſonſt getrennte Erbrechte zuſammenfallen, ſo würden, wenn dieſe Ehen unbeerbt bleiben, die Schweſtern des jetzigen Erbprinzen oder deren Deſcendenz zum Throne gelangen. Die ältere derſelben, dem Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld vermählt, iſt aber ebenfalls unbeerbt, wohingegen die jüngere, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, mit Kindern geſegnet iſt.

Die Beleuchtung dieſer däniſchen Erbfolge wird um ſo intereſſanter, wenn man ſie mit der heſſiſchen in Verbindung ſetzt, indem der

Gemahl dieſer jüngeren däniſchen Prinzeſſin (Luiſe Charlotte) die directeſten Ausſichten auf den heſſiſchen Thron hat, im Falle der Kurprinz unvermählt bliebe, oder doch nicht ebenbürtig ſich vermählte.

Man wird ſich hieraus erklären, welchen innigen Antheil das ganze däniſche Volk an der Vermählung des jungen Prinzen Friedrich nahm, und mit welchem Jubel die leider noch immer vergebliche Hoffnung auf einen Erben aufgenommen werden müßte! Es thut nicht gut, wenn ein Land einem fremden Fürſtenſtamme anheimfällt, der noch kein Herz dafür haben kann, ſo wenig wie das Volk für ihn.

Die geſchiedene Prinzeſſin Chriſtian.

Auffallend iſt es, wie häufig die Charaktere der Söhne dem der Mutter ähneln, ſelbſt dann, wenn dieſe ohne allen Einfluß auf deren Erziehung

geblieben. Der Erbprinz von Dänemark, deſſen jetzige Ehe leider unbeerbt zu bleiben ſcheint, war zuerſt mit einer meklenburgiſchen Prinzeſſin vermählt, die ihm den Prinzen Friedrich Chriſtian gebar. Die Ehe war nicht glücklich und wurde getrennt. Vor zwei Jahren traf ich die geſchiedene Fürſtin im Karlsbade; wie unendlich bedauerte ein Jeder ihr, wenn gleich ſelbſt verſchuldetes, Unglück! Aus lauter Aufwallungen beſtehend, in Einem Augenblicke lachend und weinend, tiefgefühlte geiſtreiche Geſpräche führend und frivolen Nonſens ſchwatzend, dem Tode nahe und Geſellſchaften gebend, das Geſicht von Convulſionen verzerrt und im ſeltenen Liebreize prangend, bald ſich, bald die ganze Welt verwünſchend, erweckte ſie Aller Theilnahme und Mitleid, Keines Freundſchaft und Achtung. Keine Idee, kein Vorſchlag war ſo wahnſinnig und excentriſch, daß ſie ihm nicht auf Augenblicke ihren Beifall gegeben, aber ſie unterließ Alles;

eben ſo ſchnell wieder, als ſie es unternommen. Bald wollte ſie nach Paris zu den barmherzigen Schweſtern gehen und Kranke pflegen, bald incognito im Lande umherſtreifen, jetzt nach Jeruſalem, dann nach Italien ziehen. Vorherrſchend ſcheint jedoch die religiöſe Stimmung ihres Gemüthes geworden zu ſein, denn ſeit Jahresfriſt iſt ſie — will's Gott, zur Beruhigung ihres zerriſſenen Weſens — in den Schooß der Kirche zurückgekehrt. Rührend war Jedem die innige Liebe der Mutter an dem ihr fremden Sohne, und die Begeiſterung, mit der ſie oft von ihrem Gemahle ſprach, deſſen theilnehmende, für ihr Wohl ſo warm ſich intereſſirende, Briefe ſie jedesmal auf's höchſte beglückten.

Das Betragen des jungen Prinzen, ihres Sohnes, bietet allerdings manche Widerſprüche dar, die ihn der Mutter ähnlich machen. Ich ſah ihn öfter in Genf, wo er ſich, begleitet von einem der trefflichſten Männer Dänemarks,

dem Grafen Rantzau, aufhielt und manche Espièglerien beging, die man jedoch billiger Weiſe eben ſowohl ſeinem Alter als ſeinem Charakter zuſchreiben konnte. Er iſt in ſeinem Benehmen überaus jugendlich, und alle Fehler, die man ihm vorwirft, ſind, beim Lichte beſehen, nur Kindereien, die man, wäre er jünger und nicht zur Herrſchaft beſtimmt, gerne verzeihen würde. Der Ernſt, die wahre Bedeutſamkeit des Lebens, hat ſich ihm noch nicht erſchloſſen, er betreibt daher das Ernſthafte oft kindiſch und das Kleinliche ernſthaft; er kann ſich längere Zeit mit vielem Verſtande und anſcheinendem Intereſſe über einen Gegenſtand unterhalten, und ſpringt dann plötzlich auf Poſſen und Lappalien über, und man iſt zweifelhaft, ob dies oder jenes ſeine wahre Natur. Da man indeſſen vorausſetzen darf, daß der eben ſo geiſt- als kenntnißreiche Vater Nichts verſäumt haben wird, um dem einzigen Kinde die beſte, ſeiner

Bestimmung angemessene Erziehung zu geben, so erscheint diese fortgesetzte Jugend allerdings in einem bedenklicheren Lichte, obgleich ich sie für lange nicht so gefährlich halte, als den unbeugsamen Starrsinn des jungen Fürsten, der ihn jeder fremden, auf Gründe gestützten Einwirkung unzugänglich macht, während er ohne allen Grund seine Ansichten hundertmal wandelt.

Aber dieses Alles kann die Ansicht weder rechtfertigen noch entschuldigen, die man am Hofe wie im Volke über ihn gefaßt, und welche ein ganz verderbliches Benehmen zur Folge gehabt hat. Man ignorirt den jungen Fürsten, wo und wie man nur kann, erzählt von ihm wahre und unwahre Anekdötchen, wie denn einige Hofherren ihren ganzen schwachen Verstand dabei aufgewandt haben, witzig sein sollende Geschichtchen über ihren dereinstigen Herrn in Umlauf zu bringen.

Bei einer ſolchen Behandlung kann der Prinz dem gerechten Begehren des Landes allerdings nicht entſprechen; man bewirft ihn mit Schmutz und klagt dann darüber, daß er ſo ſchmutzig ſei. Ein ganz entgegengeſetztes Benehmen wäre Recht und Pflicht, je mehr er ſich ſelbſt zu vernachläſſigen ſcheint, je geneigter er iſt, in ſeinem Betragen den fürſtlichen Anſtand hintan zu ſetzen, deſto ſtrenger müßte das Publicum, das hohe und niedere, denſelben beobachten; durch verdoppelte Ehrfurcht müßte man ihn zurückdrängen in ſeine fürſtlichen Schranken, und eben eben deshalb ſeinem Umgange die allergrößte Wichtigkeit beilegen. Daß er ein luſtiges Leben, das Spiel und den Wein liebt, iſt kein Verbrechen; und thöricht wäre es, gegen etwas anzugehen, was man nicht verhindern kann; aber alles Gemeine und Dumme müßte man von ihm ferne halten, denn darin ſitzt das Verderben. —

Zunächſt aber müßte man ihn zu beſchäftigen verſtehen. Er intereſſirt ſich für das Militärweſen, und namentlich für die Artillerie; wohlan, man ſollte ihm eine ſelbſtſtändige Thätigkeit einräumen, nicht länger als ein Kind mit dem bloßem Scheine ihn abſpeiſen. Das ſchlummernde Selbſtgefühl, die Selbſtachtung dürfte bei ihm nur geweckt werden, und ich bin überzeugt, daß ein ganz anderer Menſch aus ihm würde, denn ſein Charakter iſt nicht unedel, ſeine Geiſtkräfte nicht geringe.

Aus ſicherer Quelle erſehe ich, daß der Vater des jungen Prinzen den Hauptanſtoß gegeben zur beabſichtigten Einführung von Provinzialſtänden im Königreiche Dänemark; dies iſt an ſich eine freudige Erſcheinung und der geläuterte politiſche Tact des Erbprinzen ließ auch nichts Anderes erwarten; aber ſehr wehe ſollte es mir thun, wenn es wahr wäre, daß er die Nothwendigkeit dieſer conſtitutionellen Umwan-

delung darauf begründet hätte, daß man im voraus den Staat gegen etwanige Willkühr des jungen Prinzen ſchützen müſſe. Dieſes Motiv dürfte demſelben nicht lange verborgen bleiben und würde ſeinen ſtarren Sinn nur mit Widerwillen und Haß gegen die neue Einrichtung erfüllen, während er mit Liebe und Intereſſe ſie umfaſſen würde, wenn man ihm gezeigt hätte, wie die Zeit dieſe Veränderung erheiſche, und zumal wenn man ſie unter ſeiner (immerhin nur nominellen) Mitwirkung in's Leben treten ließe.

Vielleicht darf meine Schilderung um ſo eher auf Glauben Anſpruch haben, wenn ich hinzufüge, daß dieſe Anſicht vom Prinzen ſich nicht etwa auf Hörenſagen, ſondern auf eine genauere Kenntniß ſeines Charakters gründet. —

Der Prinz Ferdinand.

Von den jetzigen Prinzen Ferdinand, Onkel und Schwager des eben geschilderten jungen Prinzen, wüßte ich nicht viel zu sagen. Nicht unähnlich jenem wilden Prinzen Heinrich, den des großen Britten Hand so musterhaft uns gezeichnet hat, bewirkte die Vermählung bei Diesem, was die Thronbesteigung bei Jenem. Ein trefflicher Gatte und Mensch, ein angenehmer Gesellschafter und in allgemeiner Beziehung eben so liebewerth als geliebt, würden Aller Augen vertrauend emporblicken, wenn der Himmel das hohe Paar mit Kindern segnete.

Vor wenigen Jahren noch schwatzten auch über ihn die kopenhagener Badauds, vornehme und geringe, um die Wette, und hätte man nur dem zehnten Theile aller Geschichten geglaubt, die über ihn im Umlauf waren, so würde man es für unmöglich gehalten haben, daß aus dem

trüben, heftig gährenden Moste je ein so schöner trinkbarer Wein geworden. Deshalb darf man auch an seinem Neffen nicht verzweifeln. Wer weiß, wie bald die Zeit kömmt, wo dieser einem Anderen den Dank abstatten kann, den der Prinz Ferdinand ihm nach seiner Zurückkunft aussprach*)? —

Das Haus Augustenburg.

Ich weiß es nicht, ob mich die Vorliebe für den trefflichen Vater blind gemacht gegen die etwanigen Fehler der Söhne, oder ob ich unbefangen prüfe, wenn ich den Herzog und Prinzen von Augustenburg, Neffen des Königs und

*) Man erzählt sich, daß der Onkel eines Tages zum Neffen gekommen, um ihm eine feierliche Gratulationsvisite zu machen. „Bislang hätte man nämlich stets nur ihn im Munde geführt, und bei jedem tollen Streiche gesagt: „„Das rührt „„gewiß vom Prinzen Ferdinand her!““ Jetzt aber werde „er von seinem Neffen so verdunkelt, daß kein Mensch mehr „seiner gedenke, so daß er thun könne, was er wolle, sicher „daß es stets heißen werde: „„Das ist wieder ein Streich „„vom Prinzen Friedrich.““

Brüder der herrlichen Erbprinzeſſin, ſo ſehr hoch ſtelle, jenen von Seiten des Herzens und Charakters, dieſen als geiſtreich und energiſch. Ihr Vater, Bruder des vermeintlich vergifteten Kronprinzen von Schweden, war einer der ſeltenen Männer, die aber näher gekannt ſein müſſen, um ſo ſich zu zeigen, wie ſie ſind. Er verband gründliche Kenntniß mit großer Anſpruchloſigkeit, einen ſtolzen, feſten Sinn mit großer Weichheit und Herzgüte. Leider ſtarb er zu früh für die Seinen und zumal für ſeine Söhne, denn nur die Erziehung der Tochter, ſeines Ebenbildes, konnte er vollenden. — Seine Gemahlin, Tochter Chriſtian des Sechſten, lebt ſeit langen Jahren zurückgezogen auf ihren Gütern, zum größten Bedauern aller Derer, welche ſich noch der Zeit erinnern, wo ſie an der Seite des Herzogs den Hof in Auguſtenburg verſchönte, ſo durch äußere Anmuth,

wie durch ihren lebhaften feurigen Geiſt und ihre heitere Laune.

Um den Charakter des älteren Bruders zu ſchildern, bedarf es nur Einer Anekdote, die mir verbürgt worden. Die beiden fürſtlichen Brüder, damals noch jung und voll überſprudelnder Lebenkraft, verweilten längere Zeit an einem bedeutenden Orte im Süden, dem Sammelplatze der vornehmen jungen Welt. Reich und nichts weniger als ſparſam, hatten ſie bald einen Kreis von jüngeren Männern um ſich verſammelt, die, wie ſie, das Leben zu genießen verſtanden; finanzielle Hinderniſſe ſelbſt nicht kennend, vermutheten ſie dieſelben auch nie bei Andern und eine falſche Schaam veranlaßte wohl zu Zeiten Dieſen oder Jenen ihres Kreiſes, Ausgaben zu machen, die über ſeine Kräfte. Zu den Letzteren gehörte ein junger Mann aus einer der erſten Familien des Ortes, der, im höchſten Grade derangirt und unvermögend, eine friſch contra-

hirte Ehrenſchuld zu bezahlen, in einem Augenblicke der Verzweiflung eine Rolle mit Gold entwandte, die auf dem Büreau des Herzogs lag.

Zufälliger Weiſe gewahrte der junge, eben nicht ſehr vorſichtige Fürſt noch am nämlichen Tage den Diebſtahl und zeigte ihn der Behörde an. Er fügte alle näheren Umſtände hinzu, welche möglicherweiſe zur Entdeckung führen konnten, und inſiſtirte beſonders auf das Gepräge der Münzen, welches von Einem Jahre. Ihm lag viel an der Entdeckung, weil er auf einen Hausdieb ſchließen mußte, und doch keinem ſeiner alten Diener mißtrauen mochte.

Wer beſchreibt aber ſein Entſetzen, als der Polizeilieutenant ihm bald darauf berichtete, daß der junge N. N. ſeit einigen Tagen die bezeichneten Münzſorten ausgäbe; jedoch habe man nicht, ohne nähere Rückſprache mit Sr. Durchlaucht, gegen den angeſehenen Mann und

Freund des Herzogs die Unterſuchung einleiten wollen. Der Zuſammenhang der Sache war dem Herzoge jetzt nur zu klar, er erkannte den Thäter und entließ den Beamten mit der dringenden Bitte, die Unterſuchung fallen zu laſſen, weil ohnſtreitig von ſeiner Seite ein Irrthum ſtatt gehabt.

Dies geſchah, aber Niemand konnte verhindern, daß dieſer Diebſtahl ein Stadtgeſpräch wurde, und daß manche Stimmen laut wurden, welche an die Wahrheit des Irrthums nicht ſo ganz glauben wollten, zumal da der Verdächtige von nun an unter mancherlei Vorwänden alle Partien beim Herzoge mied. Was that der Herzog, um auch dieſe zweideutigen Gerüchte zu unterdrücken? Er verſammelte eine große Geſellſchaft und lud ganz ſpeziell dieſen jungen Mann ein, der indeſſen, im Gefühle ſeiner ungeheuren Schuld, ſehr ſpät kam, um unbemerkt zu bleiben. Kaum aber ſah ihn der

Herzog, als er auf ihn zutrat, ihm auf das Herzlichſte die Hand reichte und vor den Verſammelten um Verzeihung bat, für die etwanige Unannehmlichkeit, welche ſeine (des Herzogs) Vergeſſenheit ihm gemacht haben könne. Er entſinne ſich nämlich jetzt ſehr wohl, wie er jene Rolle Goldes im Spiele an ihn verloren habe, und nur zu notiren vergeſſen. —

Es war ſchön, einen ſolchen Fehltritt zu verzeihen, aber groß, die Schuld deſſelben auf ſich zu nehmen. Jener junge Mann iſt nicht mehr, er ſtarb im Kampfe für die leidende Menſchheit, aber ſeine Familie kennt das Ganze und ſegnet den damals zwanzigjährigen Fürſten, der ihrem Verwandten ſeinen Ruf und mit dieſem die Möglichkeit, ſich zu beſſern, wieder gab.

Seit ſeiner Rückkehr von langjährigen Reiſen lebt er auf ſeinem Schloſſe zu Auguſtenburg nur dem eigenen Glücke und dem fei-

ner Unterthanen. Er vermählte ſich einer edlen Gräfin Danneſkiold, aus einer Seitenlinie des däniſchen Hauſes, und entſagte dadurch den glänzenden Ausſichten, die möglicherweiſe in dunkler Ferne ſeinem Stamme blühten*). Die Verbeſſerung der Pferdezucht iſt ſeine Lieblingneigung, ja man darf es wohl nennen ſeine Leidenſchaft, der er viele Tauſende opfert, von denen das Land, nicht er die Früchte trägt.

Der jüngere Brüder, Oberſt eines Dragonerregiments, bildet zu ihm den vollkommenſten Gegenſatz. Wie Milde und Güte des Herzens bei Jenem vorherrſchend, ſo Kraft und Schärfe des Verſtandes bei dieſem. Seine Freunde und Feinde ſchildern ihn als hervorragend wie an Körper ſo an Geiſt, als ſtolz und voller An-

*) (Später.) Dies doch nicht unbedingt. Die Heirath iſt mit Einwilligung der ſämmtlichen fürſtlichen Agnaten geſchloſſen, und nur der jüngere Zweig des oldenburgiſchen Hauſes verlangte die eventuelle Verzichtleiſtung der Nachkommenſchaft auf den ruſſiſchen Thron.

ſprüche, aber gleichzeitig auch anerkennend die fremde Würde und Eigenthümlichkeit. Man rühmt ſeine Kenntniſſe, ſeinen Anſtand, ſeinen Muth, man lobt ſeinen kühnen, hochfahrenden Sinn, der ihn jede Lüge, jede Verſtellung verachten läßt, aber man beklagt ſich zugleich bitter über ſeine Heftigkeit, Derbheit und Eigenmacht, und bedauert mit ihm, daß er nur Neffe, nicht Sohn eines Königs.

Auf jeden Fall iſt er zu einer ſehr bedeutenden Rolle im dereinſtigen Dänemark berufen, ob zum Heil oder Nachtheile des Landes, das wird die Zeit lehren.

In Kopenhagen, und namentlich am Hofe, ließ man dieſen beiden Fürſten (wenigſtens früher) keine Gerechtigkeit widerfahren; eingenommen von England, machten ſie es ſich anfänglich zur Ehrenſache, in Allem eine Oppoſition gegen das Däniſche zu bilden, welche ihnen viel Feinde machte; die erwähnte Heirath des Her-

zogs trug auch hiezu bei, weil ſie im Widerſpruche zu einem früheren Plane des Königs, und der jüngere Fürſt muß Feinde haben, weil er die gefährliche Gabe des beißendſten Witzes beſitzt, welcher er nur zu gerne den Zügel ſchießen läßt.

Die heſſiſch-däniſchen, oder die däniſch-heſſiſchen Prinzen.

Es iſt auffallend, wie eng und vielfach die fürſtlichen Häuſer Dänemarks und Heſſens mit einander verzweigt ſind; es waren zu einer Zeit nicht weniger als vier heſſiſche Fürſten mit däniſchen Prinzeſſinnen vermählt und ein däniſcher mit einer heſſiſchen Prinzeſſin; drei jener Fürſten haben in Dänemark ihre Heimath gefunden, ſo daß ich wohl ohne anzuſtoßen ſie mit dem obigen Beiworte bezeichnen kann. Von den beiden in Kopenhagen lebenden jüngeren Prinzen iſt weniger zu ſagen; ſie leben in der

eingeengteren Sphäre, welche sie noch einzig und allein ihrer Heirath verdanken; anders aber mit dem alten Landgrafen Karl; seit sechszig Jahren in dänischen Diensten, hat er auf die ganze gegenwärtige Gestaltung des Landes, zumal der Militäreinrichtungen, einen bedeutenden Einfluß gehabt, und ist überdies ein in seiner Persönlichkeit so überaus merkwürdiger Mann, daß der Leser sicherlich gern etwas über ihn vernehmen wird. —

Was er im Großen Verdienstliches für das Land unternommen, kann ich nicht beurtheilen, da seine eigentliche politische Thätigkeit schon vor meiner Geburt beendet war, und nur Eine Hauptaction, sein Feldzug gegen Schweden zu meiner Zeit, wenn gleich nicht zu meiner Kenntniß, sich ereignet hat, doch ist nur Eine Stimme darüber, wie groß seine Verdienste während seiner eigentlichen Thätigkeit in den Jahren 1766 und 1784 u. f. gewesen. —

Ich will es verſuchen, ihn in ſeiner ſchönen, rein menſchlichen Thätigkeit darzuſtellen, als den Förderer alles Guten, den Beſchützer und Vorſteher aller gemeinnützlichen Unternehmungen und Vereine des Landes, und endlich als den am tiefſten eingeweihten Myſtagogen unſerer Zeit. Vielleicht dürfte das Letztere dem wißbegierigen Publico um ſo intereſſanter ſein, da die mir mitgetheilten Papiere eines vieljährigen vertrauten Correſpondenten des durchlauchtigen Greiſes mich in den Stand ſetzen, merkwürdige Aufſchlüſſe zu liefern über ſeinen fortwährenden Verkehr mit der Geiſterwelt.

Der Landgraf Karl von Heſſen, ein Bruder des höchſtſeligen Kurfürſten, lebte, wenn gleich in Kopenhagen erzogen und im Jahre 1765 mit der jüngſten Schweſter des regierenden Königs vermählt, doch häufig und viel in Deutſchland, und namentlich in Hanau. Sehr früh ſchon zog ihn hier ſein leicht empfänglicher,

phantaſiereicher Sinn zur Erforſchung und Kenntniß der Geheimlehren hin, welche in jenem Zeitalter an der Mode waren. Der junge Fürſt, hierin ähnlich ſeinem vertrauten Freunde, dem jüngſt verſtorbenen Landgrafen Chriſtian von Darmſtadt, ſtürzte ſich anfänglich à corps perdu in den ganzen Wirrwarr damaliger geheimer Geſellſchaften; er trieb Theoſophie, Alchymie, Chirologie und Aſtrologie, er wurde Freimaurer, Roſenkränzer, Illuminat, kurz, er ließ ſich, wie ſo viele andere geiſtreiche Männer, vom Zeitgeiſte hinreißen, der zu jener Zeit eben ſo entſchieden auf die Erforſchung über- und unterirdiſcher Geheimniſſe gerichtet war, wie es der dermalige auf die Löſung politiſcher Probleme abgeſehen hat. Welcher der beſſere und richtigere? Wahrſcheinlich keiner von beiden. — Übrigens war jener harmloſer als dieſer. Der Irrthum, die Täuſchung wurde Einem damals gemeiniglich ad oculos demonſtrirt, und man

ſchadete mehr ſich als Anderen, am meiſten aber ſeiner Kaſſe, während heutigen Tages Irrthum und Wahrheit ſo innig mit einander verſchmolzen ſind, daß ſie hienieden nicht von einander zu ſcheiden. Der Landgraf ſtand mit allen Adepten in engſter Verbindung, wie auch mit den höheren Begünſtigern derſelben, wie namentlich mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen.

Sein Einfluß auf das maureriſche Syſtem der ſtricten Obſervanz war überaus groß, und würde es auch noch jetzt ſein, wenn er ſich nicht ſeit geraumer Zeit von aller thätigen Theilnahme zurückgezogen hätte. — Zur Zeit der Reiſe des Kaiſers Paul war er viel mit demſelben, und wußte ihn, was vielleicht weniger bekannt ſein dürfte, für dieſe verborgene Maurerei ſo ſehr einzunehmen, daß er ſich während ſeines Aufenthaltes in Lyon insgeheim aufnehmen ließ, und eifrigſt nach der Bekanntſchaft des tiefſin-

nigen St. Martin ſtrebte, dieſes eigentlichen Begründers der gereinigten (?) ſtricten Obſervanz.

Als ſpäterhin der Landgraf als Statthalter der Herzogthümer ſeine Reſidenz in Schleswig aufgeſchlagen, wurde dieſer Ort häufiger der Sammelplatz geheimnißvoller Männer, die theils in der Abſicht kamen, ſich an der Quelle vieljähriger Erfahrung Kenntniſſe zu holen, theils aber auch wohl, um die ſeltene Gutmüthigkeit des Fürſten durch Mittheilung vorgeblicher Geheimniſſe in Anſpruch zu nehmen. Zu welcher dieſer beiden Klaſſen der Graf St. Germain gehörte, iſt ſchwer zu beſtimmen, wahrſcheinlich jedoch zu beiden. Er brachte längere Zeit bei ihm zu, und ſtarb auch in ſeinen Armen im Schloſſe Eckernförde. Daß der Landgraf mit ihm viel laborirt, und auch viel Geld hiezu angewendet hat, iſt mehr als wahrſcheinlich; der Graf behauptete übrigens nie, daß Er, ob-

gleich wohl, daß man Gold machen könne, und beſchränkte ſich auf die geheimnißvolle Bereitung einer Menge anderer Arcana, die er dem Landgrafen mitzutheilen verſprach und auch zum Theil mittheilte. Um dieſe ſeine Erfahrungen gemeinnützig zu machen, erkaufte der Fürſt große Fabrikgebäude, aber grade zur Zeit, als man beginnen wollte, ſtarb St. Germain. . . . . .

Wenn gleich noch jetzt ſich für alles Geheimnißvolle intereſſirend, und nichts Heilbringendes für unmöglich haltend, hat er ſich doch zurückgezogen von aller Theilnahme am Sectenweſen, weil er das Unbefriedigende derſelben erkannte und die Unmöglichkeit einſah, in ihnen und durch ſie ſeine religiös-philanthropiſchen Plane zu verwirklichen. Dennoch ſcheint er der Urheber einer neuen Kirche zu werden, welche in England und Amerika Wurzel zu faſſen beginnt, und die, gleich fern vom proteſtantiſchen Rationalismus und katholiſchem Abſolutismus, eine

myſtiſche Interpretation der heiligen Schrift zum Symbolum (äußeren Bindepuncte) nimmt. Eine in dieſer Beziehung von ihm öffentlich gehaltene Rede ſoll das Weſentliche dieſer Lehre ausſprechen, und namentlich das Nahen des tauſendjährigen Reiches verkünden, welches er aus der Bibel wie anderen alten Urkunden documentirt. Andeutend ſchrieb er ſchon früher eine Schrift, welche das Aufſehen des franzöſiſchen Inſtituts auf ſich zog: La pierre zodiacale du temple de Denderah, expliquée par S. A. le Landgrave Charles de Hesse.

Als ſtrenggläubiger Katholik enthalte ich mich jeder Äußerung über einen Glauben, den ich, ſelbſt wenn ich ihn genau kennte, doch nicht unbefangen beurtheilen könnte; eben ſo laſſe ich es auf ſich beruhen, ob S. D., wie unterrichtete Männer behaupten wollen, die Flecken aus Diamanten machen und überhaupt Edelſteinen einen höheren Werth verſchaffen könne, und

verweile dagegen bei unbeſtrittenen Factis, die faſt wunderbarer noch ſind als jene Metamorphoſen. Dies ſind ſeine Prophezeihungen in weltlichen, zumal in politiſchen Dingen, welche um ſo auffallender erſcheinen, da ſie nie Umſtände betreffen, welche ſich ohnehin einigermaßen vermuthen ließen, ſondern ſtets die unwahrſcheinlichſten, und doch nachher als richtig bewährten Begebniſſe verkünden. In früheren Jahren wollte man Vieles aus ſeiner ſehr ausgebreiteten Correſpondenz, und die durch geheime Verbindungen erlangte genauere Kenntniß der politiſchen Lage Europa's erklären, aber dieſe natürliche Erklärung iſt unmöglich, wenn er z. B. Folgendes vorausſagt.

Ein ſehr gebildeter däniſcher Kavalier, der Graf von Blome, kam von Paris zurück und ſchilderte ihm den neuen Zuſtand der Dinge mit der ganzen liberalen Begeiſterung des Augenzeugen, zumal erhob er Lafayette und deſſen

Freunde Dupont de l'Eure und Odillon Barrot. — Der Landgraf ſprach eine entgegengeſetzte Anſicht aus, und glaubte nicht an den Beſtand dieſes republikaniſchen Einfluſſes auf die Geſchäfte. Plötzlich ſchwieg er, blickte längere Zeit wie verzückt zum Himmel, und ſagte dann, das abgebrochene Thema, als wäre Nichts vorgefallen, wieder aufnehmend: Dès ce moment ils ont cessé d'être. — Auf die weitere Frage des Grafen, wie er dieſe Worte zu verſtehen, ging er nicht ein, bat ihn aber, derſelben wohl zu gedenken. Acht Tage ſpäter brachten die Zeitungen die Nachricht, daß an eben jenem Tage die gedachte Partei geſtürzt worden.

Mit ganz gleicher Beſtimmtheit hat er ſeit Jahren aus der Zukunft Heſſens Dinge vorhergeſagt, die Niemand ahnen konnte, und die alle eingetroffen. Ich habe ſeine Prophezeiung über den nächſten Gang der großen Welteregniſſe vor mir liegen, wie er ſie ſchon vor lán-

gerer Zeit, bald nach der Julirevolution, niederschrieb, aber ich unterdrücke sie, da sie für die nächsten drei Jahre wenig Erfreuliches enthält und einen allgemeinen Legitimitätkrieg anzeigt, den Untergang Polens, des neuen Reichs der Niederlande und einen russischen Einfluß, der mehr als unwahrscheinlich, da der russische Koloß am polnischen Aufstande zu zerschellen scheint.

Der Landgraf hat das System der stricten Observanz dermaßen verändert, daß es kaum wieder erkenntlich, zumal da er auch in einigen Graden ganz andere Worte, Zeichen und dem gemäße Erklärungen giebt; so tief durchdacht und echt maurerisch diese nun auch sein mögen, so führen sie doch den Übelstand mit sich, daß sie nicht außerhalb seines Kreises erkannt und anerkannt werden. Man kann daher leicht Maurer sein und doch nicht auswärts dafür

gelten können. In ſeinem neunzigſten Jahre belebt ihn noch ein jugendlich kräftiger Sinn; die einzelnen von dem Allgemeinen ganz abweichenden Anſichten, die er hegt, ſind keineswegs eine Folge des Alters, ſondern grade der in ſeiner früheſten Jugend empfangenen Eindrücke. Nichts entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit, ſeinem enormen Gedächtniſſe, ſeinem unermüdlichen Fleiße, und wenn es wahr iſt, daß er ſeit längerer Zeit Rückblicke in die Vergangenheit thut und ſich mit der Herausgabe ſeiner Memoiren beſchäftigt, ſo darf man unſtreitig wichtigen Beiträgen zur geheimen Geſchichte der Zeit entgegenſehen, die leicht noch intereſſanter ſein dürften, als ſeine Vorblicke in die Zukunft.

Der Fürſt hat ſich ſeit langen Jahren ein mehr als hundertjähriges Alter vorausgeſagt, worüber man ſich auch kaum wundern dürfte, da er in ſeinem ganzen Leben noch keine Arznei

genommen, und ſich ſtets durch eine eigenthümliche Diät wiederherſtellt. —

Der Zufall will, daß mir in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, eine Kolonie Auswanderer begegnet, im Begriffe nach Amerika zu ziehen, deren Haupt, der geheimnißvolle Müller-Proli aus Offenbach, im Zimmer hart neben dem meinen, die oben beregte Rede des Landgrafen vorträgt und commentirt.

Der Prinz Friedrich von Heſſen.

Der Sohn des vorbenannten Herrn Landgrafen Karls, der Bruder der regierenden Königin, iſt Höchſtcommandirender der däniſchen Truppen. Man rühmt ihn wegen ſeiner wohlwollenden Eigenſchaften, und ſchweigt über ſeine Feldherrntalente, welche zu erproben er noch wenig Gelegenheit fand. Dagegen füllt er ſeinen

Posten mit Ehren aus, er kennt den Dienst genau, und ist unablässig für das Wohl seiner Untergebenen besorgt. Mit Leib und Seele Freimaurer und präsidirender Meister vom Stuhle, beschuldigt man ihn, seine freimaurerischen Brüder etwas zu begünstigen und den Eintritt der Offiziere in die Logen sehr zu wünschen. — Dies ist möglich, aber Niemand konnte mir auch nur ein einziges Beispiel unverdienter Zurücksetzung eines Nicht-Maurers angeben. —

Seit Jahren schon ist er insgeheim mit einer Baronesse Lilienkron vermählt, einer Dame von vielem Verstande und aus einer alten Familie. Über die Liebenswürdigkeit derselben ist nur eine Stimme, wenn gleich es nicht an Gegnern fehlt, welche ihr den Vorwurf machen, etwas zu thätig zu sein, und den Spruch nicht zu vergessen: Charité bien employée commence d'elle même.

Der Herzog von Holstein-Beck*).

Zum Schluſſe muß ich noch eines ausgezeichneten Mannes gedenken, des Herzogs von Holstein-Beck, Schwagers des Königs. Wenn gleich aus einer apanagirten Linie des oldenburgiſchen Hauſes und wenig vom Glücke mit äußeren Gütern ausgeſtattet, iſt er dennoch Mann des Volks und zumal des Militärs geworden, welches auf ihn als ihren dereinſtigen Führer zum Kampfe mit Freude und Stolz ſchauet. Sein Leben iſt in jeder Beziehung muſterhaft zu nennen, und man konnte es mir nicht anmuthig genug ſchildern, wie er, umgeben von ſeinen zehn ſchönen Kindern, mit der geliebten Gemahlin und dem alten greiſen

*) Leider hat auch ihn in der Blüthe der Jahre und männlicher Kraft ein Scharlachfieber hinweggerafft, wie wenig Wochen zuvor ſeine treffliche Schwiegermutter, die Fürſtin Luiſe. So ſcheiden von dem alten Landgrafen alle ſeine Lieben; aber es beugt ihn nicht danieder, ſondern erhebt ihn, weil er in ſtetem Verkehr mit den Abgeſchiedenen ſteht. Steht? — Ja, denn jeder Glaube iſt für den Gläubigen Wahrheit.

Schwiegervater, unter das freudige Volk tritt. — Die däniſche Armee hat treffliche Soldaten und Subalternoffiziere, aber es fehlt ihr an Generälen; der Herzog iſt einer, wie ausgezeichnete Militärs nicht blos in Dänemark, ſondern auch in Preußen mich verſichert haben.

Fünftes Kapitel.

Die däniſche Staatverwaltung.

Ich weiß nicht, iſt es in den ſogenannten Memoiren des Sully, oder in denen des geiſtreichen Cardinals Retz, wo ich die vielſagenden Worte geleſen:

Le talent le plus utile en Politique est de sentir ce que vaut un homme, c'est ce même talent qui fait les grands Rois.

Genug, dieſe Bemerkung iſt von unſchätzbarem inneren Werthe und größter practiſcher Wichtigkeit. Was vermag der arbeitſamſte,

wohlwollendſte, ja ſelbſt der ſcharfſichtigſte Monarch, wenn er ſich nicht mit Männern zu umgeben weiß, welche in dieſe ſeine An- und Abſichten eingehen können und wollen? Ein unbedeutender Fürſt, dem das Glück, oder ein natürlicher Inſtinct gute Miniſter zugeführt hat, erwirbt ſicherer Ruhm, als der geiſtreichſte Regent, dem ſolche nicht zur Seite ſtehen.

Am ſichtlichſten iſt dieſes in Dänemark. Wie groß war ſein Wohlſtand im Innern, ſein Ruhm, ſeine Achtung im Auslande, als ein Bernſtorf die Geſchäfte leitete! Daß die Umſtände, die politiſchen Verhältniſſe nachmals verwickelter wurden, iſt unläugbar, aber ein großer Miniſter hätte ſelbſt dieſe zum Vortheile des Landes handhaben können; auch abgeriſſene Fäden laſſen ſich von Neuem verweben. Der Hauptfehler der däniſchen Politik war, daß ſie ſtereotyp geworden, daß ſie glaubte, die einmal betretene Bahn

führe auch jetzt noch zum Ziele, weil ſie unter ganz anderen Verhältniſſen dahin gebracht hatte. En Politique il faut toujours aller au devant des circonstances, nicht zu weit, denn dann könnte man leichtlich zuvor ſtecken bleiben, aber auch nicht zu kurz, denn Niemand rechnet einem zum Verdienſte an, was man gezwungen nur thut. Doch hievon nachher, wo ich der däniſchen Diplomaten gedenke, da ich hier nur die innere Verwaltung berühren will.

Die ganze däniſche Adminiſtration hat die größte Ähnlichkeit mit der unſeren, im Weſentlichen wie in den Formen, und der große Hauptunterſchied beſteht nur darin, daß König Friedrich die Aufklärung, die größtmöglichſte intellectuelle Entwickelung aller Klaſſen begünſtigt, während Kaiſer Franz ſie ſcheuet; auch exiſtirt bei uns eine Polizei, als natürliche Folge äußerer und innerer Verhältniſſe, welche Däne-

mark nicht kennt und daher auch nicht benöthigt. — In beiden Ländern kennt man keine Miniſter, d. h. keine unumſchränkten Verwalter der höchſten Gewalt in dem ihnen zugetheilten Zweige der Staatsverwaltung; jedes Miniſterium beſteht aus einer beſtimmten Anzahl von Räthen, hier Hofräthe, dort Collegien-Deputirten genannt, an deren Spitze ein Präſident. Dieſe Männer darf man ja nicht mit dem Bureauperſonale der Miniſterien in andern Ländern vergleichen, es ſind weniger die Untergebenen der Miniſter als die Theilhaber der miniſteriellen Gewalt. — Jeder von dieſen iſt wieder einer beſtimmten Unterabtheilung vorgeſetzt, und in dieſer erſt offenbart ſich das eigentliche bureaukratiſche Verhältniß, indem die Arbeiter, hier Hofſecretäre und Concipiſten, dort Comptoirchefs und Kanzeliſten genannt, ſo arbeiten müſſen, wie ihre Chefs es ihnen vorſchreiben, während dieſe

ſelbſt vielmehr im ſtabilen Sinne des Collegii, als in dem ihres Präſidenten die Geſchäfte expediren.

Der Einfluß dieſes letzteren im Collegio entſpringt demnach mehr aus ſeiner perſönlichen Bedeutſamkeit und aus ſeinem Verhältniſſe zum Monarchen, als aus ſeiner amtlichen Stellung.

Hier wie dort iſt die Finanzverwaltung, jeder Öffentlichkeit entbehrend, verwickelt und ſeit Jahren ſo zerrüttet, daß nur eine Nationalbankqueroute den öffentlichen Credit für die Zukunft neu begründen konnte, indem ſie die Gegenwart aufopferte.

Was das Hofkriegrath-Collegium in Wien, iſt das General-Kriegcommiſſariat in Kopenhagen, eine Behörde, die jedes einigen, kräftigen Impulſes ermangelt, eben weil die Geſchäfte collegialiſch betrieben werden.

Das Zollweſen in Dänemark und das Bancale in Öſterreich ſind wie aus demſelben

Eie geſchält, derſelbe jämmerliche Schlendrian, dieſelbe Unkenntniß der Hauptgrundſätze richtiger Staatökonomie, und endlich in den niederen Regionen dieſelbe Beſtechlichkeit und Sportelſucht, weil die Gehalte unzulänglich und die Controlle, wie Alles, ſaumſelig und oftmals connivirend. —

Doch wozu dies weiter ausführen! Bei dem, was ich in Bezug auf das Mißbräuchliche in Dänemark ſagen will, wird jeder unterrichtete Öſterreicher ſich ſelbſt ſagen: mutato nomine de te fabula narratur. Dänemarks großer Vorzug beſteht, wie gedacht, darin, daß viel für die Bildung geſchieht, Öſterreichs, daß die auswärtigen Angelegenheiten muſterhaft in Beziehung auf ſein Syſtem geleitet werden; daher wird jenes kräftiger und geſunder im Innern, dieſes mächtiger und gewaltiger nach Außen.

Das oben als ſo wichtig gedachte Talent, den Werth eines Staatmannes zu erkennen, ſcheint leider dem Könige von Dänemark abzugehen; ausgehend von dem an ſich ſchönen Grundſatze, daß Redlichkeit, daß ein ſogenannter guter Charakter das Haupterforderniß des Menſchen ſein müſſe, ſah er von jeher mehr auf dieſe Eigenſchaft, als auf die Fähigkeit ſeiner Diener. So wenig wie aber das Schnellſein zum Laufen hinreicht, ſo wenig genügen beim Staatmanne die löblichen Eigenſchaften des Particuliers. — Auch hielt er vielleicht die Beſetzung der Miniſterien für minder wichtig, eben weil die Deputirten der Collegien die eigentlichen Herren deſſelben ſind.

Außer dem Schulweſen, wofür der König ſich, wie an einer anderen Stelle gezeigt wird, ganz beſonders intereſſirt, iſt nur noch für das Kriegweſen viel geſchehen und dies aus dem nämlichen Grunde, weil der Monarch ſelbſt den

Chef, den dirigirenden Miniſter deſſelben abgegeben, wohl zu merken aber nur da, wo es auf die Organiſation deſſelben ankam, denn die eigentlich practiſche Leitung deſſelben (im Kriege) laborirt an den nämlichen Übeln, welche von jeher die Operationen der öſterreichiſchen Feldherren zu nichte machten.

Einen entſchiedenen Günſtling hatte der König nie — man müßte denn den Moltkeſchen Einfluß alſo bezeichnen wollen — aber jedes Miniſterium (Collegium) iſt allmächtig; die Reſſortverhältniſſe werden mit der größten Ängſtlichkeit bewacht und wehe dem Miniſter in Öſterreich wie in Dänemark, der ſich den geringſten Eingriff in's fremde Territorium erlauben wollte! Am Starrſinn oder an der Trägheit der Collegien ſcheitern häufig die beſten Abſichten des Monarchen, und mehr als einmal ſoll derſelbe mit der liebenswürdigſten Bonhommie geſagt haben: „Dachte ich es doch gleich, daß

wie es nicht gegen das Collegium durchsetzen würden!"

Unter den sämmtlichen Ministern ist nur ein einziger Mann, der Herr von Stemann, dieser ist Herr in seinem Collegio und giebt ihm den Impuls, anstatt ihn zu empfangen, alle Anderen ohne Ausnahme (die Herren von M., S., S., M.) thun nur, was ihre Untergebenen wollen, indem Trägheit, Alterschwäche oder Kränklichkeit sie zu dieser passiven Rolle verdammt haben, aus welcher sie nur dann hervortreten, wenn es auf die Besetzung von Stellen, auf das sogenannte Protegiren ankömmt.

Wunderbar ist es, daß ein so einsichtvoller Regent, wie Friedrich der Sechste, nicht erkennt, wie diese Form der Staatsverwaltung durchaus im Widerspruche mit ihrem Geiste des Fortschreitens, während sie in vollster Übereinstimmung mit dem ganzen stabilen Systeme in Österreich. Was bei uns die besonnenste Con-

ſequenz, iſt in Dänemark die unüberlegteſte Inconſequenz; bei uns ſoll Alles beim Alten bleiben, aber in Dänemark möchte man gerne Alles ſtets anders und beſſer machen, aber die Regierung kömmt nie dazu, weil ſie nicht bedenkt, daß ſie vor Allem erſt ſelbſt anders werden muß, um Andere anders zu machen. — Ich bin nicht hart und ungerecht; ſeit funfzig Jahren iſt viel, ſehr viel Heilſames in Dänemark geſchehen, zumal im Vergleiche mit anderen Staaten, aber Nichts im Vergleiche zu der Abſicht des Fürſten, denn Wenige wohl ſteckten ſich das Ziel ſo hoch als dieſer.

In Dänemark, wie bei uns, verſchlingt eine Maſſe hungriger Beamten, was das arme Volk im Schweiße ſeines Angeſichtes zu erübrigen vermag, und hier wie dort müſſen die armen Offiziere Trübſal auf Noten blaſen, während

Nichtsthuer von Angeſtellten ſchlemmen und preſſen.

Dem ganzen däniſchen Beamtenweſen liegt ein wunderſames Prinzip zum Grunde; je mehr Kenntniſſe, je mehr Redlichkeit und vor Allem je mehr Arbeitſamkeit eine Stelle erfordert, deſto ſchlechter iſt ſie gagirt; je weniger aber dieſes Alles der Fall iſt, deſto mehr bringt ſie ein. Der Grund liegt wohl vornehmlich in dem verdammten Sporteiweſen, welches mehr oder minder per fas oder nefas mit allen Stellen verknüpft iſt, mit denen eine Erhebung von Geldern verbunden iſt. Der Staat geſtattet dort aus Trägheit den heilloſeſten Wucher, weil das Geld nicht unmittelbar aus den königlichen Kaſſen bezahlt wird, und bedenkt nicht, daß der Wohlſtand der Regierung nur auf dem der Unterthanen beruht.

Der große Ausfall, den die herrſchaftlichen

Kassen oftmals erleiden müssen, entspringt daraus, daß die Beamten Alles, was noch von Geld im Volke war, durch ihre Sporteln vorweggenommen. Diese schöpfen das Obers ab und lassen der Regierung die schöne blaue Milch zurück.

Die Beamten in den Collegien dagegen, die Präsidenten derselben und der ganze höhere Richterstand ist so schlecht besoldet, weil sie auf ihr festes Gehalt beschränkt sind. Ein Posthalter in einer Provinzialstadt versicherte mich, daß er seine Einnahme nicht mit der eines Ministers vertauschen würde, und der Hofmarschall des Erbprinzen und Sohn des Polizei-Ministers, Baron von Kahs, wurde über die Maßen glücklich gepriesen und beneidet, als er die Zolldirectorstelle in einem kleinen Dorfe vor Hamburg bekam. Daher rekrutirt man denn auch häufig die bedeutenderen Stellen durch

ſolche Männer, die in einer niederen, und eben daher einträglicheren Bedienung, oder auch in der Advocatur ſich Geld erworben haben und nun nach Ehre begehren, weshalb man es ihnen auch nicht verargen darf, wenn ſie mitunter etwas aufgeblaſen.

Sechstes Kapitel.

Amalienburg und die Supplicanten.

Auch darin ähneln die Beherrscher Dänemarks und Österreichs einander, daß sie an bestimmten Tagen öffentliche Audienzen geben und jedem ihrer Unterthanen, dem schmutzigsten Bettler wie dem vornehmsten Beamten, gleich leicht den Zutritt zu sich vergönnen. Mögen immerhin schöne Hoffnungen das einzige Resultat derselben sein, so geht es doch damit wie mit dem gläubigen Gebete; es hat etwas ungemein Tröstliches für den Unterthanen, wenn er frei und

offen dem Fürſten ſeine Noth klagen und um Hülfe bitten darf. Je unumſchränkter die Regierungsform eines Landes iſt, deſto populärer muß ſich der Monarch machen, um durch die Liebe für ſeine Perſönlichkeit die vernunftwidrige Staatsform in Vergeſſenheit zu bringen. Auch iſt dieſes das einzige Mittel, der Despotie der kleinen Tyrannen zu ſteuern, die nur allzuleicht den Monarchen mit einer chineſiſchen Mauer umziehen, welche der Wahrheit den Zugang zum Throne verſperrt.

Conſtitutionelle Fürſten, weniger die Väter als die von dem Oberpupillencollegio (den Ständen) ſtets controllirten Vormünder ihrer Völker, mögen immerhin ſtolz, unfreundlich und unzugänglich ſein, daran iſt wenig gelegen; aber wehe dem unumſchränkten Monarchen, der in unſerer aufgeregten Zeit nicht ſeine Perſön-

lichkeit mit in die Waagſchale zu legen weiß, ſeine Macht dürfte bald zu leicht befunden werden. Kleinliche Eitelkeit iſt es, wenn ein König von Frankreich nach der Volksgunſt haſcht, aber der König von Neapel darf gerne eine Bischen koquettiren.

Zwei oder gar dreimal in der Woche giebt der König von Dänemark öffentliche Audienzen, mit der Beſchränkung jedoch, daß an zween der gedachten Tage vorzugsweiſe Beamte oder beſonders Gemeldete vorgelaſſen werden. Die Einrichtung iſt indeſſen anders als auf der Burg in Wien, dort nimmt der dienſtthuende Kammerherr das Verzeichniß auf, und es giebt doppelte Audienzen, einmal privatim beim Kaiſer ſelbſt und dann, indem dieſer unter die Verſammelten tritt, ihre Bittſchriften abnimmt und einzelne Worte

mit ihnen wechſelt; in Kopenhagen dagegen wird Jeder allein zum König hereingelaſſen.

Mehr noch um des Harrens auf die Audienz, als um dieſer ſelbſt willen, begab ich mich zu wiederholten Malen nach dem Schloſſe Amalienburg, und kehrte ſtets doppelt befriedigt zurück, von der Audienz, wie von Worten im Vorgemach. — Anſtatt daß Andere aber beim dienſtthuenden Adjudanten ſcharwenzeln, damit zarte Worte ihnen die Thore zum Allerheiligſten um ſo früher erſchließen, bat ich ſtets, mich bis zuletzt zu laſſen, da ich Nichts zu erbitten hätte. Das Antichambriren in gefüllten Sälen iſt eine überaus intereſſante Sache, wohl zu merken, wenn man weder Hoffnung noch Furcht hegt, kein Mitſpieler, ſondern nur ein Zuſchauer iſt.

Die erſte und zahlreichſte Phalanx der Sollicitanten bilden die Offiziere, denn das Mißverhältniß zwiſchen den Beſoldungen der Civil- und Militärbeamten iſt ſo ſchreiend, daß alle

Offiziere um Civilstellen anhalten, so wie nur längerer Dienst oder Protection sie dazu befähigen. Aber nicht die Liebe zum Mammon allein, sondern die eigentliche Liebe macht den dänischen Offizier seiner Fahne ungetreu; kein Subalterner darf nämlich heirathen, wenn er nicht ein gewisses von seiner Gage unabhängiges Einkommen documentiren kann; alle ehelustigen und unvermögenden Offiziere daher, und der Ersteren giebt es wohl nicht viel weniger als der Letzteren, müssen der Fahne des Mars entsagen, um zu der Hymens zu schwören. Daher denn jene kriegerische Attitüde des Vorzimmers; da giebt es Generäle, Obersten und Majore, die nach einer fetten Posthalter- oder Zollverwalterstelle sich mühen, und eine Unzahl liebesiecher Subalterner, die nach einem Visitatorposten, nach einer Kirchspielvoigtei, oder wie die Stellen sonst heißen mögen, heißhungrig schnappen.

Kaum weiß ich, was mehr zu bewundern,

ob die Geduld dieſer Herren, womit ſie regelmäßig des Königs Vorzimmer belagern, oder die des Königs, der nie müde wird, ſie anzuhören, und ihnen ſo lange als nur möglich, das einzige Unſterbliche auf Erden, die Hoffnung, läßt. Nimmt man hiezu noch die Maſſe von Audienzen, welche ſie bei den betreffenden Miniſtern nachſuchen, die Aufwartungen, welche ſie den Deputirten der Collegien, und die unendlich vielen Viſiten, welche ſie den Bureauchefs, Kanzelliſten, Regiſtratoren und Kopiſten machen, ſo muß man eingeſtehen, daß ſie ſich keinerlei Mühe verdrießen laſſen, und im Schweiße ihres Angeſichtes in Hymens ſicheren (?) Port einlaufen.

Im zweiten Treffen ſtehen die, welche, mit Falſtaff zu reden, nach Wind, d. h. nach Ehre oder Ehren angeln. Man erkennt ſie bald an

der leichteren Tournüre und größeren Sicherheit, wogegen die Ersteren, nach dem Soliden begehrend, auch besonnener und ernster, vorsichtiger und ängstlicher auftreten.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts scheint nämlich eine ansteckende Krankheit in Deutschland und Scandinavien endemisch geworden zu sein, eine partielle Manie, die Titelsucht. Was in Rußland die Orden, sind in Dänemark die Titel. Wer einen ganzen Rock, zumal von vaterländischem Tuche (Wadmel genannt) an hat, seinen Namen einigermaßen leserlich schreiben kann, und einige Thaler zur Einlösung des Diploms sich erspart oder erborgt hat, glaubt die gegründetesten Ansprüche auf ein derlei Prädicat zu haben, und antichambrirt und bittet so lange, bis er es auch erhält. Wie aber dieser Titel ausfällt, das ist so ziemlich gleichgültig; da giebt es unzählige Ärzte, die als Kriegs-, Justiz- und Staatsräthe paradiren,

Kaufleute ſind Juſtizräthe und Maurermeiſter Kriegaſſeſſoren; Frauen ſogar, ehrſamen Witwen wird zwanzig Jahre nach ihres ſeligen Gemahles Dahinſcheiden ein erhöhter Titel angehängt; ſiebzigjährige Hof-, Jagd-, Stall- und Reitjunker keuchen an der Krücke daher, und kein neugebackenes adeliges Lieutenantchen kann ruhig ſchlafen, bevor es Kammerjunker geworden, wodurch er zugleich den Rang über den ihm vorgeſetzten Major erhält.

Ein glaubwürdiger Mann hat mich verſichert, daß ein Cornet von Tiſcher, beim Abgange aller anderen Unterſtützunggründe für ſein Geſuch, den hervorgehoben habe, „daß ſein ſeliger Vater ſich vor Freude hierüber ſicherlich noch im Grabe umwälzen werde.“ Wie hätte der wohlwollende Monarch ſolch eindringlicher Bitte zu widerſtehen vermocht, zumal da er hinwider, wie die berühmte Ninon de l'Enclos, bei einem anderen Anlaſſe zu denken ſcheint:

Cela leurs fait tant de plaisir et à nous si peu de peine! —

Die vernünftigſte Idee des jetzigen Finanzminiſters iſt unſtreitig die, daß er dieſen Luxusartikel bedeutend beſteuert hat. Es giebt Titel, deren Diplome mehr als tauſend Thaler koſten, und dann noch eine jährliche Steuer von Hunderten. Alles hat im Däniſchen Rang bis herab auf Koch und Kammerdiener, und ſogar der Arzt muß ſeinen Doktortitel alljährlich mit zehn Thalern verſteuern.

Welch reicher Stoff für einen Chodowiecky oder Hogarth wäre eine ſolche Antichambre! Dort jener alte ehrwürdige Greis, der, ungewohnt des Bittens, mit der zitternden Rechten die Supplik aus der Bruſttaſche hervorzieht, während er mit der gelähmten Linken die un-

freiwillige Thräne zerdrückt, und ihm gegenüber jener modiſche Geck, der auf den glatten Parkets zu Hauſe mit übergeſchlagenen Beinen im Lehnſeſſel ruht, und die elegante Bittſchrift durch die Finger laufen läßt, während er die Anweſenden durch die goldene Lorgnette muſtert.

Hier ein alter invalider Offizier, der ohne andere Auszeichnung, als ſeine Jahre und Wunden, um eine kümmerliche Penſion nachſucht, die ihm ein junger, mit Orden bedeckter, Offizier vom Generalſtabe, der noch nie den Feind ſah, allergnädigſt zu vermitteln verſpricht!

Ich ſah einen bildhübſchen Candidaten der Theologie, der beſcheiden in eine Ecke ſich drückte, im angelegentlichen Geſpräche mit einer berüchtigten Courtiſane, die durch ihre elegante Kleidung und herablaſſendes Weſen den jungen Mann dergeſtalt für ſich eingenommen, daß er ihr zur unterthänigſten Dankſagung die Hand küßte, als ſie ſo gnädig war, auf den Abend

ihn einzuladen. Wer weiß, was all' für Folgen dieſes Rendezvous gehabt hätte, wenn nicht ein alter ſchnurrbärtiger Dragoner-Rittmeiſter den Paladin ſchnell entzaubert hätte durch die Worte: „Was zum Teufel machſt Du hier, Goldfritze? Wenn Du heute Abend nicht ſchon verſagt biſt, lade ich mich zu Dir ein!“ — Die Goldfritze wurde feuerroth, der Theologe leichenblaß, und das kaum unterdrückte Lachen der Zuſchauer ſcheuchte Beide hinweg.

Am drolligſten iſt das Benehmen der höheren Privatbeamten, welche um die Excellenz oder das weiße Band nachſuchen, und nun die gewohnten Airs von Hochmuth und Arroganz mit der gehörigen Devotion zu einen ſuchen, welche dem königlichen Vorzimmer gebührt; es entſpringt daraus eine tragikomiſche Grandezza, die nur ihnen nicht lächerlich. Excellenzen nikken hier huldreichſt denen zu, welche ſie auf der Straße kaum kennen würden, und dieſe verbeu-

gen ſich kaum halb ſo unterthänig, als ſonſt, weil ſie fühlen, daß hier, wie im Grabe, Alle gleich ſind. Unwillkührlich ſpricht Alles leiſer, Wenige nur fühlen ſich auf dem fremden Boden zu Hauſe, den dienſtthuenden Adjudanten ausgenommen, der eine Hauptrolle hier ſpielt.

Es mögen dieſer Herren etwa ſechs ſein, die in ihrem Dienſte abwechſeln, und im Benehmen eben ſo verſchieden ſind, als ſich gleich im Puncte der Höflichkeit, wie denn überhaupt ohne Ausnahme Alle, die in unmittelbarer Berührung zum Könige ſtehen, ſich durch ein gefälliges und zuvorkommendes Betragen rühmlichſt auszeichnen. Der Adjutant iſt im königlichen Vorzimmer eine Hauptperſon, weil er nach der Rangordnung, die er jedoch ziemlich willkührlich abändern kann, die Audienz-Suchenden zum Monarchen einläßt. — Wie verbindlich bieten doch die Großen dem Adjudanten eine Priſe Taback, und ſchütteln dem kaum

Bekannten ſo herzlich die Hand, wie unterthänig nahen ſich die Dü minorum gentium, und flüſtern kaum vernehmbar ihm Namen und Stand zu! Wie gravitätiſch notirt der Eine den Namen in's Taſchenbuch! Wie herablaſſend der Andere! Wie ſtutzermäßig der Dritte, der leichtfüßig den Kreis der Harrenden durchſchneidet, um dem Auserwählten ſeinen Platz an der Thüre anzuweiſen!

Endlich iſt er da der erſehnte Augenblick, man tritt herein; — aber wehe dem, der die Gelegenheit nicht feſtzuhalten verſteht, der nicht ſogleich mit einem feſten und beſtimmten Anliegen dem Könige entgegentreten, etwanige Fragen ſchnell beantworten und Einwürfen begegnen kann; — er iſt nach wenigen Worten und Abnahme ſeines Memoriales mit den Worten: „Ich will ſehen!“ auch ſchon wieder entlaſſen und kratzt ärgerlich ſich auf dem Heimwege

hinter den Ohren, weil er das Beſte vergeſſen hat.

Ganz anders aber, wenn Jemand die Gabe der unbefangenen Rede beſitzt; der König geht dann auf die Rede ein, fragt und antwortet, ja er wartet, was bei Fürſten ſonſt kaum gebräuchlich, erſt die Antwort ab, bevor er eine neue Frage thut, und er kann, was man bei Privatmännern ſchon ſelten, bei Fürſten faſt nie findet, den entſchiedenſten Widerſpruch ertragen, wenn er nur begründet iſt. So ſchwer es iſt, den König in ſeinem einmal geſchenkten Vertrauen zu erſchüttern, ſo leicht fällt es, durch ein offenes freimüthiges Weſen ein ungünſtiges Vorurtheil wieder zu verſcheuchen.

Zum Schluſſe muß ich noch der eigentlichen muſterhaften Sollicitanten gedenken, an denen es nie fehlt. Dies ſind Herren, die ganz einfach erklären, ſie würden auf keinen Fall Kopenhagen verlaſſen, ehe ihnen das erbetene Stück Brod zu Theil geworden, und durch eine Allem trotzende Unverſchämtheit und Hartnäckigkeit allemal ihren Zweck erreichen. Das Sprichwort: gutta cavat lapidem, ſoll nirgends ſo ſehr ſeine Beſtätigung finden, als in Kopenhagen; wer die großen Herren durch ewiges Überlaufen zu ärgern und den König durch wiederholtes Sollicitiren zu langweilen verſteht, ſoll ſeiner Sache eben ſo gewiß ſein, als hätte er die trefflichſten Protectionen. — Bei der unendlichen Langmuth des Königs dürfen nämlich die Miniſter u. ſ. w. auch nicht ungeduldig werden, und ſo bleibt ihnen kein anderes Mittel, ewigen Störungen und Verdrießlichkeiten vorzu-

beugen, als daß ſie thun, was man von ihnen begehrt. — Hierin liegt das eigentliche Geheimniß des Supplicirens; aber um es in Anwendung zu bringen, bedarf es einer eiſernen Stirne und Verläugnung alles Zartgefühles.

Bei uns ſind ferner erſchienen:

Chronik des Oeil de boeuf der innern Gemächer des Schloſſes und der Geſellſchaftsſäle von Paris. Herausgegeben durch die verwittwete Gräfin von B***. In das Deutſche frei überſetzt durch L. von Alvensleben. 8 Bde. 8. br. 8 Rthlr. 16 Gr.

Leibitzer, Encyclopädie der practiſchen Landwirthſchaft. 12 Bde. br. à Bd. 16 Gr.

A complet edition of the Waverley novels.

Vol. 1 — 3. Waverley III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 4 — 6. Guy mannering III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 7 — 9. The antiquary III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 10 — 12. Rob roy III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 13. The black twarf. I Vol. 12 Gr.
Vol. 14 — 16. Old Mortality III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 17 — 20. the heart of Mid Lothian IV Vol. 2 Rthlr.
Vol. 21 — 22. the bride of Lammermor II Vol. 1 Rthlr.
Vol. 23 — 24. a legend of Montrose II Vol. 1 Rthlr.
Vol. 25 — 27. Count Robert of Paris III Vol. 1 Rthlr. 12 Gr.
Vol. 28 — 29. Castle dangerous II Vol. 1 Rthlr.

Schams, Ungarns Weinbau in ſeinem ganzen Umfange. 2 Bde. gr. 8. br. 2 Rthlr. 16 Gr.

Neueste statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Ungarn, Croatien, Slavonien und der ungarischen Militärgränze. gr. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

Austerlitz, Carl, historischer Heldensaal für die Jugend. 8. br. 16 Gr.

Rechte, die, der Könige und Völker. 8. br. 12 Gr.

Leibitzer, der Gartenbau nach den neuesten Ansichten und Bedürfnissen. 8 Bde. br. 5 Rthlr. 21 Gr.

Gaunerstreiche, Grausamkeiten und Mordthaten des furchtbaren Räuberhauptmannes Bückler und seiner Genossen. Nach Originalquellen neu bearbeitet. 8. br. 1 Rthlr.

Hausesekretär, neuester, österreichischer, in schriftlichen Aufsätzen, oder Musterbuch zur Abfassung aller im Geschäfts- oder gemeinen Leben, so wie in freundschaftlichen Verhältnissen vorkommenden Aufsätze. Von Fr. H. B . . . h. Zweite Auflage. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Gedruckt bei Georg Marci.

Schilderungen und Begebnisse

eines

Vielgereisten

der ausruht.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig, 1836.
Verlag von Otto Wigand.

Inhalt.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Seite
Eine Scene im Thiergarten 1

Zweites Kapitel.

Diplomatiſche und ſonſtige Curioſa. Monsieur le Marquis de St. S...., Pair de France et Grand d'Espagne. — Alii. Die däniſchen Diplomaten. — Diplomatiſche Metamorphoſen oder der Baron S.....t und Graf Y...i 38

Drittes Kapitel.

Diſtractionen; oder Se. Excellenz der Herr Staatminiſter von S.....n und Se. Magnificenz der Biſchof M....r . . . 84

Viertes Kapitel.

Seite

Die Adjudantur. — Der General v. B...w. Der Oberſt-Lieutenant von A.....n, Ritter vieler Orden und Mitglied unzähliger Akademien 97

Fünftes Kapitel.

Der Finanzminiſter von N. N. — Einige allgemeine Bemerkungen. — Der Herr v. N. N. — Eine Audienz 124

Sechstes Kapitel.

Theologica et Politica 157

Zweites Buch.

Et prodesse volunt et dilectare poetae.

Erſtes Kapitel.

Eine Scene im Thiergarten.

In der ſchönſten Zeit des Jahres, wenn Herbſt und Sommer mit einander um den Vortritt zu ſtreiten beginnen, und die ſchöne Witterung den hohen Norden ganz vergeſſen macht, haben die Kopenhagener ein Feſt, welches mir jedesmal den Wurſtelprater mit allen ſeinen Annehmlichkeiten und Unleidlichkeiten, ſeinen Leiden und Freuden zurückrief. — In alten Zeiten mag es wohl eine ganz andere, eine religiöſe Beſtimmung gehabt haben, darauf deutet wenigſtens der Name der Quelle im Walde

hin, Sanct Kirſtens Kilde, nach der man noch heut zu Tage, obſchon in anderer Abſicht, pilgert.

Der Thiergarten iſt ein reizender Wald, eine Meile von der Hauptſtadt, durchſchnitten von herrlichen Alleen, angefüllt mit Promenaden und Gaſthäuſern und vor Allem mit den wunderſchönſten Ausſichten auf den Sund und die ſchwediſche Küſte. Während der ſchönen Jahreszeit wird er ſtets von den Kopenhagenern beſucht, aber in der ſogenannten eigentlichen Thiergartenzeit entſteht dort ein ganz neues Leben; Künſtler und Raritätenzeiger aller Art ſchlagen luftige Zelte oder leichte Barraken dann auf, Kramläden und Boutiquen mancherlei Gattung werden errichtet, wilde Thiere und wilde Menſchen ſind zu ſchauen, und die Maſſe ab- und zuſtrömender Kopenhagener, die Menge der Equipagen und Reiter läßt den Weg dahin als eine verlängerte Straße der Hauptſtadt erſcheinen.

Wie ein ehrsamer Pariser Bürger (eine Race, die freilich wohl ausgestorben sein dürfte) um Alles in der Welt nicht das Fest von St. Cloud versäumen würde, und sich lieber, bei Ermangelung hinreichender Pots de chambre, zum ersten und letzten Male im Jahre dem fremden Elemente der Seine anvertraut; wie der Wiener am achten October in die Brigittenau und am 26sten Juli in den Prater muß, so ist es auch eine gleichsam moralische Verpflichtung für den Dänen, wenigstens einmal in seinem Leben, und für den Residenzler so oft als nur möglich, während der Thiergartenzeit im Thiergarten gewesen zu sein.

Unzählige kleine und große Wagen, nach dem üblen Vorbilde der Charlottenburger bei Berlin und unserer Zeiselwägen, bieten sich den Fahrlustigen unter lautem Schreien und Anpreisen ihrer Lenker zur schnellen Beförderung dar, und im gestrecktesten Galoppe der armen dürren Be-

ſtien ſucht einer dem anderen den Vorſprung abzugewinnen; Staubwolken erheben ſich von allen Seiten und hüllen Freund wie Feind in Eine Dämmerung ein; was aber das Werk krönt, iſt ein ſchnell ſich ergießender Platzregen, und die Menge wunderſamer Regenſchirme, welche die induſtriöſen Nymphen aus ihren Unterröcken zu bereiten verſtehen.

Von jeher war das Umhertreiben unter einer Maſſe fröhlicher Menſchen meine Hauptbeluſtigung und das Herz ging mir allemal auf, wenn ich an einer ſolchen Volksfreude thätigen Antheil nehmen konnte. — Ein ſchlechter Tänzer und daher wohlweislich nur ein Zuſchauer auf Hofbällen, ſprang ich höchſt ergötzlich auf der grande chaumière umher, und wenn meine Verhältniſſe mir auch den activen Beſuch der Nachtgruben verboten, ſo war ich doch häufig im Sperl wie im Lampel. — Sind mir gleich alle Diligenz-Reiſen verhaßt, weil

man auf längere Zeit dort an eine nur selten befriedigende Gesellschaft gekettet ist, so liebe ich doch kürzere Fahrten mit ganz Unbekannten und ergötze mich an den wunderlichen Launen des Zufalls, der oftmals die bunteste Gesellschaft zusammenwürfelt.

Es war im Jahre 180., daß ich mit dem nun verstorbenen Major von G., damaligem wohlbestallten kursächsischen Hofjunker, eine Reise durch die Insel Seeland verabredet hatte, die sich indessen, Dank seiner Bequemlichkeit und den grundlosen Wegen, nur auf die gewöhnliche Fahrt nach Helsingoer und zurück über die Schlösser beschränkte. Doch wozu diese lang ausgeholte und unnöthige Einleitung? Ich gebe die Beschreibung aus den Original-Documenten, d. h. ich füge die Briefe hier ein, die ich damals einem Freunde schrieb, und ergänze sie nöthigenfalls aus meinem Tagebuche.

Sonntag um 12 Uhr Nachts.

— — — — — — — — „Gefühle willſt Du nicht, ſo wenig wie Reflexionen, politiſche Betrachtungen ekeln Dich an und alle Beſchreibungen von Kunſtwerken und Naturſchönheiten überhüpfſt Du; um Gottes Willen, was bleibt mir dann noch übrig? Begebenheiten! — rufſt Du. — Kurioſe Abenteuer und höchſt tragiſche Ereigniſſe! Ja, wenn die nur ſogleich einem Fremdlinge Knall und Fall entgegengeflogen kämen, wie den glücklichen Utopiern die gebratenen Tauben, ſo daß er ſich nur, wie ein Romanenheld der neueſten Schule, hübſch leidend und mit Anſtand unthätig verhalten dürfte, um alle Deine Wünſche erfüllen zu können.“

„Zu Deinem Glücke indeſſen — denn ob es zu dem meinen aushalten wird, iſt noch gar ſehr die Frage — iſt mir am heutigen Tage etwas begegnet, was vielleicht als der Anfang zu einem ganz leidlichen Eventyr gelten könnte. Schnell

daher damit auf das Papier, damit nicht das Mißglücken des Ganzen Dich um den vielversprechenden Anfang bringt.“

„Der träge G. iſt nicht aus der Stelle zu bringen. Er iſt überdieß noch in eine hieſige Tänzerin verliebt, die nur ihre Mutterſprache kennt, und ſchwitzt ſeit acht Tagen über däniſchen Vokabeln, um ſich und ſein Herz ihr auf däniſch zu Füßen legen zu können; vergebens bitte ich ihn, das letztere zu behalten, und ſeine Börſe zu ſpenden; er nennt mich ein arges Weltkind, und ich muß ſchweigen. — Ich komme hiedurch um die Reiſe und muß mich hier nach Kräften zu amüſiren ſuchen. Wie dies geſchieht, ſollſt Du gleich erfahren, nur verbitte ich mir alle malitiöſen Anmerkungen.“

„Du ſiehſt Deinen Freund, den weiland eleganten Louis, auf einem nichts weniger als eleganten Zeidelwagen vor dem — ja wie das Thor heißt, habe ich vergeſſen — kurz vor einem

Thore halten, welches nach dem Thiergarten führt. — Wie ich da hinaufgekommen? Ermüde nicht mit Deinen Fragen meine engliſche Geduld; ich hatte, verdrüßlich über die Narrheiten G's, beim Reſtaurateur, solus cum solo geſpeiſt, und, um an mir ſelbſt einen etwas unterhaltendern Geſellſchafter zu bekommen, reichlich Champagner getrunken."

„Du ſiehſt mich wohl jetzt ſchon fortrollen? Geduld, liebe Seele, ſo ſchnell geht es nicht, ich bin bis dato noch Numero Eins auf dem Wagen, — das A und das O, wie unverſtändlicher Weiſe, Dein Glaubensheld Luther überſetzt hat, — ehe wir nun aber unſerer Zehen geworden, geht es nicht fort. — Aufgepaßt, ſie kommen! Zuerſt ein paar Matroſen, ſtattlich angethan im blauen Feiertagswamſe mit rothen Kappen und farbigen Bändern, als flaggten ſie mit ihren Schiffen. — Es iſt ein Menſchenſchlag, den ich ganz erſtaunlich liebe par distance. — Jetzt

kommt eine Apfelhökerin, die, von ihrem Stande vertrieben, es anderswo verſuchen will und von oben herab ihre Waare feil bietet. — Aber wie wird mir, wes Standes oder Geſchlechtes iſt denn das pudelnärriſche Weſen, welches jetzt aufſteigt? Wäre es ein Weib, ſo dürfte es der Regel nach keinen Schnurrbart tragen, ſo wenig wie Stiefeln mit Sporen, und eine Dormeuſe und ſtoffener Unterrock, bauſchig trotz dem der ſeligen Großtante, iſt doch hier zu Lande keine Männertracht!“

„Hilf Himmel, es iſt der Bajazzo der Kunſtreitergeſellſchaft! — — — Hier einige Stüber für den gehabten Sitz. Freund Kutſcher, ich ſteige herunter, ſonſt muß ich wider Willen eine Rolle mitſpielen in der Farce, wenn Apfelweib und Polichinelle das ganze Volk um ſich ſammeln.“

„Aber welch allerliebſtes Lockenköpfchen kömmt dort angetrippelt und fragt verſchämten Blickes, ob ſie wohl mitfahren könne nach Ermelundhu-

ſen. Unmöglich konnte ich das charmante Kind allein laſſen unter der rüden Umgebung; zu ihrem Schutze nur bleibe ich ſitzen. Hört Er, Kutſcher, ich bezahle hier für die unbeſetzten Plätze, und nun nur um Gottes und aller Heiligen Willen ſchnell fort!“

„Faßte der ſchmutzige Kerl auch nicht meine Worte, ſo waren ihm meine Handbewegungen doch verſtändlich genug; ſchmunzelnd ſteckte er die Banconote in die Taſche, und fort ging es im ſauſenden Galoppe. Zu meinem Glücke verſtand das Lockenköpfchen recht gut das Deutſche und ſprach es ſogar ganz erträglich, und unſere Unterhaltung hätte ganz amön werden können, wenn nur der Bajazzo den guten Ton und die Beſcheidenheit der Matroſen und Obſtverkäuferin beſeſſen hätte, die ſich eben ſo wenig um uns bekümmerten, wie wir uns um ſie. Aber das war leider ſeine Sache nicht. Er ergoß ſich in Zoten und ſchlechten Witzen und machte das

arme Kind ſo verlegen, daß ich ihn herunter zu werfen drohete, wenn er nicht ſogleich ſtill ſchwiege. Er ſchwieg, von meiner das Mittlere ſo ziemlich an Höhe und Breite überragenden Geſtalt eingeſchüchtert, und murmelte nur noch allerhand Worte, die wie Drohungen klangen."

„Inzwiſchen waren wir an's Ziel gelangt; die Seemänner ſprangen jubelnd herab, Bajazzo ſetzte mit einem Purzelbaume zur Erde, und auch ich wollte mich in's Gedränge begeben, nachdem ich mich mit dem hübſchen Kinde ſo ziemlich ausgeſprochen, als Letztere mich unter Thränen erſuchte, ſie durch das Gewühle zu begleiten, da der gereizte Bajazzo ſicherlich einen Schabernack vorhabe. Erſchien mir nun gleich der Ritterdienſt, eine Putzmamſell oder Kammerjungfer gegen die Eulenſpiegeleien eines Hanswurſtes zu ſchützen, etwas gar ſehr im Geſchmacke des edlen Ritters Don Quixote, ſo

erlaubte mir doch meine weltbekannte Galanterie nicht, ihn zu verweigern. Ich bot ihr meinen Arm, den ſie zum Glücke ausſchlug, ſeufzte halblaut, qu'allez vous faire dans cette galère, und verwünſchte im Grunde meiner Seele alle Zeidelwägen und die Thoren, welche ſich darauf ſetzen, ſo lange ſie noch eigene Equipage haben."

„Du ſiehſt mich jetzt ſicherlich im Geiſte lichterloh brennend oder gar als Opfer einer hanswurſtiſchen Kabale! Weit gefehlt, alter Guſtav! Gute Nacht für heute."

Am Dienſtage.

„Geſtern konnte ich Dir Nichts ſchreiben, die Begebenheiten häufen ſich und vor lauter Handlung kann ich zu Worte, d. i. zum Schreiben, nicht kommen. — Ich liebe nicht; Du kennſt jenes Ereigniß, welches mich auf ewig von ihr und mit ihr von allem Glücke der Liebe geſchieden; aber geſpannt bin ich, intri-

guirt im höchſten Grade und auf dem beſten Wege, bei kaltem Blute alle die Narrheiten zu begehen, welche Liebende im ärgſten Paroxismus zu unternehmen pflegen. Doch zur Sache."

„Ich hatte meine Begleiterin nach Ermelundhuſen gebracht, und trieb mich unter dem Menſchenſchwarme umher, der, beſtand er gleich aus lauter dermaligen Drohnen, doch ſo ordentlich und anſtändig durch einander wogte, als leiteten ihn die königlichen Anführer. Unvermerkt war der Abend herangeſchlichen und ſchon dachte ich an die Rückkehr nach Kopenhagen, als die brillant erleuchtete Seiltänzerbude mich anzog. — Die Vorſtellung war mittelmäßig, mein Reiſegefährte mußte als Bajazzo das Beſte thun, und der Zufall, die Fügung, das Verhängniß, oder wie Du ſonſt noch ein Ereigniß benennen willſt, welches ohne unſer Zuthun eintritt, brachte mich in die Nähe des Lockenköpfchens; ſie war nicht allein, ſondern in der Be-

gleitung einer bildſchönen jungen Frau von vornehmer ſtolzer Haltung und ariſtokratiſchem Ausſehen, deren dunkle Augen und rabenſchwarzes Haar die Ausländerin verriethen.“

Das Stück war zu Ende, und das Gedränge in dem einzigen Ausgange wurde ſo ſtark, einige Matroſen verſuchten mit ſolcher Kraft ſich den ſchnelleren Ausweg zu eröffnen, daß die Dame von ihrer Begleiterin, dem Anſcheine nach ihre Kammerjungfer, getrennt und in eine Ecke zurückgeworfen ward. — Ich bot ihr jetzt meinen ſchützenden Arm; ohne alles Bedenken willigte ſie ein, dankte mir im reinſten Franzöſiſch für meine Aufmerkſamkeit, und nannte mich beim Namen.

„Ueber mein ſichtliches Erſtaunen lächelte ſie nur, nahm meinen Arm ungefähr mit dem Anſtande, womit Fürſtinnen den ihrer Kammerherren zu faſſen pflegen, und erzählte mir, wie

ſie heute einen Genieſtreich gemacht, und ohne alle männliche Begleitung hieher gefahren ſei.“

„Die Kammerjungfer war inzwiſchen zu uns geſtoßen, und wieder vorausgeſendet, um nach der Equipage zu ſehen. Wir waren allein, und ich konnte nicht unterlaſſen, ihr all' die Freude auszuſprechen, welche dieſer glückliche Zufall mir verſchafft. Sie nahm die Komplimente auf, wie eine Frau, welche daran gewöhnt iſt, lachte und ſcherzte über meinen Pathos und bedauerte nur, daß es nicht hell genug ſei, um meine rührenden Blicke zu bewundern, die unſtreitig zu ſolch' ſchönen Erklärungen ganz paßten.“

„Der Wagen war vorgefahren, zwanzig Schritte vom Thore entließ ſie mich, pour ne pas donner de l'ombrage aux domestiques, und verbot mir, ihr zu folgen. Daß ich dieſes ſo gutwillig nicht that, kannſt Du Dir denken; eine Dame, und wäre ſie eine Fürſtin, iſt im

Nachtheile gegen den Mann, deſſen Arm ſie unbekannter und nächtlicher Weiſe im Thiergarten angenommen; ich fing daher an zu parlamentiren und machte meinen Gehorſam von Bedingungen abhängig. Vor Angſt, erkannt zu werden, verſprach ſie Alles, verhieß mir ein Rendezvous auf den folgenden Tag, und ließ mir ſogar, da ich den bloßen Worten nicht trauete, ihr Schnupftuch zum Pfande. Dagegen mußte ich feierlichſt verſprechen, auf keine Weiſe ihr nachzuforſchen oder zu folgen. — Natürlich verſprach ich alles Mögliche, und ſah mich heimlich nach einer Gelegenheit um, ihr ſchleunigſt zu folgen. Aber die fand ſich nicht, ich ſahe nur, wie ſie in eine elegante Equipage ſtieg, auf deren Schlage ein mir unbekanntes Wappen mit der freiherrlichen Krone, und entſchwunden war ſie meinen Blicken."

„Ich mußte allein zu Fuß nach Hauſe wandern und hatte ſomit die beſte Gelegenheit, das

Erlebte wiederzukäuen. Dem verheißenen Stelldichein trauete ich nicht recht; allem Anſcheine nach war es eine vornehme Dame, welche den möglichſten Spaß von ihrem Incognito zu ziehen geſucht, und in muthwilliger Laune, oder um mich nur los zu werden, ein Verſprechen gegeben, welches ihr auch nicht im Traume einfiel, zu halten. Das Taſchentuch, worin kein Name, ſondern nur eine gräfliche Krone mit der Chiffre C. S., hatte ſie wahrſcheinlich geopfert to get out of a scrape. — Jedoch nahm ich mir vor, am folgenden Tage nicht im Thiergarten zu fehlen."

„Du kennſt meinen Bedienten, Monſieur Henri, den ich aus Aachen mitnahm, wo ihn ſein Herr, nachdem er Alles verſpielt, im Verſatze zurückgelaſſen; ihn, den gewandten Burſchen, ſandte ich zum Recognoſciren voraus, während ich ſelbſt mich beim Glaſe Rheinwein im Salon erfriſchte und abkühlte. Du ſiehſt alſo, daß es

Nachtheile gegen den Mann, deſſen Arm ſie unbekannter und nächtlicher Weiſe im Thiergarten angenommen; ich fing daher an zu parlamentiren und machte meinen Gehorſam von Bedingungen abhängig. Vor Angſt, erkannt zu werden, verſprach ſie Alles, verhieß mir ein Rendezvous auf den folgenden Tag, und ließ mir ſogar, da ich den bloßen Worten nicht trauete, ihr Schnupftuch zum Pfande. Dagegen mußte ich feierlichſt verſprechen, auf keine Weiſe ihr nachzuforſchen oder zu folgen. — Natürlich verſprach ich alles Mögliche, und ſah mich heimlich nach einer Gelegenheit um, ihr ſchleunigſt zu folgen. Aber die fand ſich nicht, ich ſahe nur, wie ſie in eine elegante Equipage ſtieg, auf deren Schlage ein mir unbekanntes Wappen mit der freiherrlichen Krone, und entſchwunden war ſie meinen Blicken."

„Ich mußte allein zu Fuß nach Hauſe wandern und hatte ſomit die beſte Gelegenheit, das

Erlebte wiederzukäuen. Dem verheißenen Stelldichein trauete ich nicht recht; allem Anſcheine nach war es eine vornehme Dame, welche den möglichſten Spaß von ihrem Incognito zu ziehen geſucht, und in muthwilliger Laune, oder um mich nur los zu werden, ein Verſprechen gegeben, welches ihr auch nicht im Traume einfiel, zu halten. Das Taſchentuch, worin kein Name, ſondern nur eine gräfliche Krone mit der Chiffre C. S., hatte ſie wahrſcheinlich geopfert to get out of a scrape. — Jedoch nahm ich mir vor, am folgenden Tage nicht im Thiergarten zu fehlen."

„Du kennſt meinen Bedienten, Monſieur Henri, den ich aus Aachen mitnahm, wo ihn ſein Herr, nachdem er Alles verſpielt, im Verſatze zurückgelaſſen; ihn, den gewandten Burſchen, ſandte ich zum Recognoſciren voraus, während ich ſelbſt mich beim Glaſe Rheinwein im Salon erfriſchte und abkühlte. Du ſiehſt alſo, daß es

mir bis dato weder an Vorſicht noch Kälte gebricht, und daß ich keine leichte Priſe bin, wenn meine Gnädige mich, worüber ich noch immer im Zweifel, zu myſtificiren beſchloſſen. — Les beaux esprits se rencontrent. Sie hatte ähnliche Vorſicht beobachtet. Das Lockenköpfchen ſondirte das Terrain und führte mich ihr zu.“

„Die Unbekannte war ſchöner als je und ihr ſo reiches als modiſches Geſchmeide beſtärkte mich nur noch in der Vermuthung des vornehmen Standes, den ihre Bildung und Benehmen mir auch ohne dieſes verrathen hätten. Ich habe ſie in meinem erſten Briefe eine Frau genannt, warum, weiß ich ſelbſt nicht, ein gewiſſes je ne sais quoi ihres Aeußern und die Sicherheit ihres Benehmens machen es mich glauben, wenn gleich manches Andere und ihre beſtimmte Verſicherung dem widerſprechen. Du glaubſt nicht, wie reizend ſie iſt, wie zum Verzweifeln kapriziös, wie ſchlau ſie meine Neugier zu ſpannen weiß.

Es iſt ein wunderbares Weſen, ein echtes Strudelköpfchen. Glaubſt Du, daß es mir gelungen, das Taſchentuch zu behalten? Gott bewahre, ſie frägt mich, ob ich es auch, wie es ſich für einen treuen Paladin gezieme, auf dem Herzen trage, und da ich es zu meiner größten Beſchämung aus der Rocktaſche hervorſuchen muß, ſpricht ſie, ich wäre deſſelben nicht würdig und reißt es mir weg; dagegen hat ſie mir zum Pfande des Wiederſehens einen koſtbaren Ring anvertrauet, tauſend Thaler unter Brüdern werth. — Noch bin ich nicht verliebt, aber ich hoffe und fürchte, daß ich es bald werde. — Warum ich es fürchte? Weil meine ſchöne Unbekannte keiner Liebe fähig und, ihrer Reize bewußt, nur mit dem Verliebten ſpielen würde, wie die Katze mit der Maus, ehe ſie ihr den Gnadenſtoß giebt."

Donnerſtags.

„Sie treibt es immer toller mit mir; kaum weiß ich, ob ich ein Mann oder Schulknabe bin,

und was das Wunderbarſte, ſie kennt jeden meiner Schritte, ſie weiß, daß ich den Ring beim geſtrigen Diner meines Banquiers am Finger gehabt, hat ihn mir unter einer Fluth ihres gar zu reizenden Zornes wieder abgezogen, und eine Maſſe von Bedingungen gemacht, eine toller wie die andere, die ich ſämmtlich eingehen muß, wenn ich ſie je wieder ſehen will. — Ich darf nicht mehr zu meinem Banquier, und das blos, weil ſeine Naſe etwas zu lang iſt; ich muß meine bequeme Wohnung verlaſſen und eine andere auf der Inſel Kriſtianshafen beziehen, wo Niemand von Stande ſich aufhält, und was das Aergerlichſte von Allem, ich ſoll ihren Namen erſt in einem verſiegelten Zettel erfahren, den ſie mir im Momente meiner Abreiſe auf's Paquetboot ſenden will, wie die geheimen Inſtructionen eines Admirals, mit der Aufſchrift verſehen: auf dem hohen Meere erſt zu eröffnen. — Umſonſt capitulire ich und proteſtire ad articulos;

ſie weiß allen ihren Launen einen unüberwindlichen Nachdruck zu geben, indem ſie hinzufügt: sans cela Adieu! Guſtav, Dein Freund iſt ein Thor, gefeſſelt von einer übermüthigen Koquette, und dennoch fühlt er ſich glücklich.“

Am Freitage.

„Ida, ſo heißt meine Schöne oder ſo nennt ſie ſich wenigſtens, iſt das bezauberndſte Geſchöpf unter der Sonne; ſie macht mit mir, was ſie will, und doch verdankt ſie dieſe ihre unumſchränkte Macht eben ſo ſehr, ja mehr noch meinem Kopfe als Herzen. Was ihr nur in den Sinn kömmt, plaudert ſie heraus, und da ſtets die tolleſten, barockeſten Ideen ihren Kopf durchkreuzen, ſo kannſt Du Dir ein Bild von unſerer Unterhaltung machen. So leichtfertig ihr Weſen und Converſation, ſo ſtrenge ſind ihre Sitten, und während ſie ſich ſelbſt tauſend Freiheiten erlaubt, duldet ſie auch nicht die geringſte;

jede Mühe iſt da vergebens, ſie lacht über meine Seufzer, ſpottet über mein Flehen und parodirt meine Verzweiflung mit ſolcher meiſterhaften Komik, daß ich wider Willen lachen muß. Daß franzöſiſches Blut in ihren Adern rollt, leidet keinen Zweifel, und dies bringt mich auch auf eine Vermuthung, die ſie nicht dadurch beſeitigen kann, daß ſie ſchwört, ſie ſei eine ächte Dänin, tagen und baren, wie es auf Däniſch heißt. Während ſie das Geheimniß ihrer Perſönlichkeit gegen mich auf das Strengſte behauptet, begeht ſie tauſend Unvorſichtigkeiten, die unſer Verhältniß ſehr bald dem Publico verrathen müſſen; warne ich ſie aber deshalb, ſo wird ſie böſe, und fragt mich im beleidigten Tone, ob denn etwa ihr Geheimniß nicht das ihre ſei?"

Wäre nicht der Grundzug zum Charakter der Götheſchen Philine Ueppigkeit, Lüſterne Sinnlichkeit, ſo dächte ich ſie am füglichſten dieſer vergleichen; aber hievon iſt hier keine

Spur. Jene bekannte Scene dagegen, wo Jene alles Eigene und Fremde zum Wagen herauswirft, weniger um Andern wohlzuthun, als ſich ſelbſt einen Spaß zu machen, vergegenwärtigte ſie mir am geſtrigen Tage, als ſie im tollſten Uebermuthe ihre ſchwermüthig geſtimmte Kammerjungfer mit Allem zu beſchenken begann, was an ihrer Toilette nicht nath- und nadelfeſt war. Meine bedenkliche Miene über dieſe Verſchwendung mochte ihr auffallen, und was thut ſie? Sie befiehlt mir, an meinem Henri ein Gleiches zu thun, und da ich bedächtlich zögere, ſo fordert ſie mir Uhr und Börſe ab und wirft dieſe dem erſtaunten Bedienten zu, jene der nicht minder überraſchten Soubrette. Wie ein Kind hat ſie gar keinen Begriff vom Werthe der Dinge, und wenn ſie nicht unermeßlich reich oder unter ſteter Vormundſchaft iſt, ſo bin ich gewiß, daß ſie ſich und wer der Ihre iſt oder wird, ruiniren muß. — — — —

Am Sonntage, Morgens zwei Uhr.

„Aus iſt das Stück — ruft der liebeſieche Karl Moor — aus wie ein ſchaales Marionettenſpiel; das Abenteuer iſt rein zu Ende gebracht, und meine jüngſt ſo feurige Liebegluth ſo kahl abgebrannt, wie ein Talglichtchen, welches der Geizhals auf's Profitchen geſetzt. Höre, lies, ſtaune und ſage dann, ob Dir je etwas Aehnliches vorgekommen, im eigenen oder fremden Leben, in Komödien oder in Büchern.“

Die wiederholten Rendezvous im Freien fingen allmählig an, mir läſtig zu werden; war Ida wirklich ſo frei und unabhängig, wie ſie ihrem Vorgeben und Benehmen nach erſchien, ſo konnte ſie mich auch in ihrem Hauſe ſehen, insgeheim oder öffentlich; denn was hinderte mich, kannte ich erſt ihren Namen, bei ihr, ihren Eltern oder Gemahle mich einführen zu laſſen? Meine zarteren Andeutungen verſtand ſie nicht, meine Bitte, an einem dritten

Orte in der Stadt sie sehen zu dürfen, nahm sie übel und das Ende war jedesmal, daß sie gerade aus erklärte: „es gefalle ihr nun einmal so besser, unser Verhältniß gehöre zu ihren menus plaisirs, für die sie keines Intendanten bedürfe, und wenn der Weg mir zu weit sei, so dürfe ich ja nur fein bequem zu Hause bleiben.“

„Gestern sandte der neidische Himmel einen entsetzlichen Platzregen, stark genug, um Leib und Geist abzukühlen; zum Unglücke traf er mich mit seiner ganzen Macht, und vom Froste geschüttelt, die nankinenen Irrésistibles durchnäßt, faßte ich den heroischen Entschluß, heute noch auf eine Entscheidung zu dringen und nicht länger der Spielball dieses räthselhaften Wesens zu bleiben. Welch wunderbare Geschöpfe sind doch die Weiber, von der Natur angewiesen und von der Kunst angehalten, in Allem das Widerpart des Mannes zu sein! So lange ich nachgiebig gewesen, trotzte sie; jetzt, wo ich zu trotzen

begann, wurde ſie nachgiebig, und ertheilte mir endlich die Erlaubniß, in ihrer Wohnung ſie beſuchen zu dürfen. Nur machte ſie die Bedingung, daß das Lockenköpfchen mich abholen und ich in Allem dieſer mich fügen wolle."

„Wegen meiner! dachte ich, jetzt haſt du gewonnen Spiel, denn es wäre doch mehr als das achte Wunder der Welt, ja mehr als alle ſieben zuſammengenommen, wenn ein Kammerkätzchen nicht in einem tête-à-tête zum Plaudern zu bringen wäre."

„Am heutigen Abende trat mit dem Schlage neun Uhr die hübſche Petronilla (denn ſo heißen ſeit des däniſchen Molière's Zeiten alle Kammermädchen) in's Haus, und ſchlüpfte mit ſolcher Behendigkeit und Sicherheit in mein Zimmer, daß ich, wäre ich nicht ohnehin ſchon zum Argwohne geneigt geweſen, auf die Vermuthung hätte gerathen müſſen, Botſchaften der Art ſeien ihr nichts Neues. — Um zehn

erſt durfte ich erſcheinen, und Du wirſt Dir leicht denken, daß ich dieſe Zeit nach Kräften zu benutzen ſtrebte; aber verſchwiegen wie das Grab war dieſe Petronilla. Umſonſt verſchwendete ich den edelſten Wein und die noch edleren Ducaten; ſie vertröſtete mich auf den heutigen Abend, der mir gewiß alle Räthſel löſen werde. — So ſanguiniſch waren nun freilich meine Hoffnungen nicht. Vieles erwartete ich, aber nicht die freiwillige Enthüllung des Geheimniſſes, und daher war ich hinterliſtig genug, dem Henri den Auftrag zu geben, ganz insgeheim uns zu folgen, und das Haus nicht aus dem Auge zu verlieren, wo er mich hereintreten ſähe.“

„Endlich ſchlug die Stunde der Verheißung, ich ſteckte ganz insgeheim die ultima ratio rerum, meine Sackpiſtolen, zu mir, und folgte nach. Bis auf den großen königlichen Neumarkt ging Alles ohne Abenteuer ab, ich müßte denn die Erſcheinung eines unverſchämten Pudels dazu

rechnen wollen, welcher mir mehremal unter die Beine lief, dort aber, gerade unter den Augen des alten Königs Chriſtian, band ſie mir eine fleiſchfarbene Halbmaske vor, welche die Augen ganz bedeckte und verlangte mein Ehrenwort, ſie nicht ohne ihre Erlaubniß zu lüpfen, eine ſehr unnöthige Bedingung, da eine Feder ſie verſchloß, welche allen Oeffnungverſuchen ſo gut getrotzt haben würde, wie jenes Unglückſchloß des armen Papageno."

„Dreimal umſchritt ſie mit mir die koloſſale Reiterſtatue, ſo daß ich ein natürlicher Magnet geweſen ſein müßte, um die Weltgegend, wohin wir ſteuerten, zu errathen, und dann ging es mit mir durch Dick und Dünn, die Kreuz und Queere, über Brücken und Märkte. Gefahr fürchtete ich nicht, aber wohl eine Myſtification; ich faßte daher meine Begleiterin etwas feſter als gebräuchlich und bat ſie mit ernſtem Tone, dieſem Poſſenſpiele ein Ende zu machen."

„Dies wirkte, denn nach wenigen Minuten betraten wir einen Thorweg, überschritten einen großen Hofraum, und die Maske fiel von meinen Augen, von der Warnung begleitet, ja nicht zu sprechen und nur leise aufzutreten. Es ging durch eine Folge schöner hoher Zimmer, so daß ich einen Augenblick im königlichen Schlosse zu sein glaubte; Ahnenbilder in alter ritterlicher Tracht und in neuerer Hofkleidung, geschmückt mit den Ordenszeichen des Dannebrog und Elephanten, zierten die Wände, die nach alter Weise mit Hauteliſſen und Damast-Tapeten bedeckt waren. Kostbare Pendüles schmückten die Tische, der Fuß gleitete fast auf den spiegelblanken Parquets. Dieses Alles ging aber nur flüchtig meinen erregten Sinnen vorüber, denn die Beleuchtung war schwach und ich sehnte mich nach ihr, der Herrin und schönsten Zierde des Ganzen."

„Die schöne Ida lag auf der Ottomane des malerisch beleuchteten Boudoirs, das kostbare

Demi-Negligée hob nur um ſo mehr die Fülle und Pracht ihrer Reize; wäre ich nicht ſchon zum Todtſchießen in ſie verliebt geweſen, ich hätte es jetzt werden müſſen. Schweigend winkte ſie mir, an ihrer Seite Platz zu nehmen, und Petronillen, ſich zu entfernen; ſie war ſichtbar befangen, und eben deshalb weicher, liebenswürdiger noch als ſonſt; ihr gelang nicht der gewohnte Ton des Scherzes, ſie klagte ſich an und entſchuldigte ſich darüber, daß ich hier und ſo ſie ſähe. Ach es bedurfte minder des Einen noch als des Andern. Guſtav, ſpotte nicht meiner, ich vergaß Alles, Alles! ich ſaß zu ihren Füßen, ſie ſpielte mit meinen Locken, die fieberhafte Hitze ihrer Wangen, das ungeſtüme Klopfen ihres Buſens, das Zittern ihrer Hände verriethen mir das ſchöne nie geahnte Geheimniß, auf ihren Lippen ſchwebte das beſeligende Geſtändniß, welches unwiſſentlich ſchon die meinen überſchritten, da ſtürzte plötzlich leichenblaß die

unſelige Petronilla herein und rief: „Um Gotteswillen, fort! fort! ſo eben kömmt ſie angefahren!“

„Wer, um Gotteswillen, wer?“ rief ich.

„Ma belle mère!“ rief meine daniederdonnerte Schönheit, und ließ mich durch dieſe doppelſinnige Antwort wieder im Zweifel, ob ſie verheirathet ſei oder nicht. Ein furchtbares Licht ſollte mir nur zu bald darüber aufgehen.“

„Was war zu thun? Wir verlöſchten zuerſt alle Lichter, und Ida bat mich, da es kaum wahrſcheinlich, daß ihre Mutter bis hieher komme, mich ganz ruhig zu verhalten, bis ich ein lautes Huſten im Vorzimmer vernähme, dann aber auch ohne Säumen in den Garten herab zu ſpringen. Mit einer innigen Umarmung und den Worten: Nous nous reverrons, ſprang ſie fort.“

„So brachtes ich eine halbe Stunde in der Finsterniß zu, eine Ewigkeit für meine Betrachtungen; ich recognoscirte bei dämmerndem Sternenscheine den Garten; die Fahrt war wenig gefährlich, Dank sei es dem freundlichen Gärtner, welcher ein himmelhohes Spalier angelegt. Aber konnte dieses mich tragen, und wie aus dem Garten fortkommen, der allzu mit einer steilen Mauer umgeben, keinen andern Ausweg hatte, als durch das Haus? — Ein schwerer Kampf erhob sich in mir. Sollte ich im schlimmsten Falle, um meinen Nacken und Ida's Ruf zu schützen, als ehrsamer Freier auftreten? Wenn sie nun aber schon vermählt war? Und wußte ich doch nicht einmal den Namen meiner Zukünftigen!“

„Denke Dir, Gustav, ich, der geschworne Feind aller Ehen, dachte darüber nach, ob ich mich in's verhaßte Joch schwatzen lassen sollte, und woher kam dieses? Weil ein erbärmlicher

Hanswurst einige schlechte Späße gemacht hatte; das nennt man den Kaufhauswitz der Dinge."

„Da rückte endlich die Gefahr näher, — eine laute, gellende Stimme, sicherlich die der Mutter, und eine ängstliche, gedrückte, die Pentomillen anzugehören schien; ein heroischer Entschluß beseelte Deinen Freund, husch war das Fenster auf; lieber den Nacken auf einmal gebrochen, als ihn auf immer dienstbar gemacht."

„Aber war das nicht mein Name, der da genannt ward? Nichts gewisser; jetzt gilt es zu lauschen. Ich stieg zum Fenster heraus und kletterte am Spaliere zum Nebenzimmer hin, wo ich Alles hören und hoffentlich auch sehen konnte, ohne so leicht bemerkt zu werden. Hilf Himmel, was mußte ich entdecken! Dein Freund, der vorsichtige, besonnene Louis, war das Spielwerk zweier Kammerjungfern gewesen." —

„Eine kugelrunde, dem Anscheine nach noch

ziemlich junge Dame ſaß auf einem Sopha und wälzte ſich vor Lachen; zu ihren Füßen lag Petronilla, die in den wehmüthigſten Tönen erzählte, wie ſie und ihre franzöſiſche Gefährtin die Bekanntſchaft eines deutſchen Barons gemacht hätten, der in die Letztere ſich dermaßen verliebt habe, daß er ſie heirathen wolle; der deutſche Baron halte Joſephine für eine vornehme Dame, weil er ſie im Wagen der gnädigen Frau geſehen."

„Die Beklagte wurde nun herbeigeholt, und als ſie in einfacher Hauskleidung erſchien und unter tauſend Thränen ihre Herrin anflehte, doch nicht ihr ganzes Glück zu zerſtören, ſchlug dieſe eine gellende Lache auf und ging fort."

„Was ſollte ich anfangen? — Weglaufen ging nicht; das Einzige war, bonne mine au mauvais jeu zu machen, in's Zimmer zurückzutreten und fein geduldig meiner Erlöſung zu harren. Dieſe blieb zum Glücke nicht lange

mehr aus. Nachdem Mademoiſelle Joſephine die Nachttoilette der gnädigen Frau zurechtgelegt, kehrte ſie, wahrſcheinlich um nicht durch ihre veränderte Kleidung verrathen zu werden, im Dunklen wieder zu mir zurück, drückte mich an ihren klopfenden Buſen, und beruhigte mich, meine Kälte für eine Folge des Schreckes haltend, auf jede Weiſe. Aber ich war entzaubert, ihre jüngſt ſo reizende Sprache erſchien mir platt, ihre ſonſt ſchwanenweichen Hände rauh, ihre beſeligenden Liebkoſungen gemein. Dennoch hütete ich mich wohl, meine Entdeckung zu verrathen, denn wie leicht konnte dieſes Strudelköpfchen mich dann in neue Verlegenheiten bringen; ich glaubte ihr Alles, die unerwartete Rückkehr der Mutter vom Lande, einer böſen, garſtigen Stiefmutter, mit der ſie im ärgſten Mißverhältniſſe lebe; die Angſt, die ſie für mich ausgeſtanden, beim Gedanken, ich könne ein Bein brechen, und was ſonſt noch das weibliche

Erfindungstalent ihr im Drange des Augenblicks eingegeben haben mochte. In eigener hoher Perſon führte ſie mich bis vor das Thor des Hauſes und verſprach mir, am folgenden Tage Petronillen mit einem Briefe zu ſenden. Kaum aber ſahe ich mich ſicher auf der Gaſſe und Henri in der Ecke ſtehen, als ich meinen Ton etliche Noten höher ſtimmte. Ich nahm ſie recht herzhaft in meine Arme, drückte ihr den erſten und letzten derben Kuß auf den Mund (denn bislang war unſer Verhältniß rein ätherisch geweſen) und ſprach: „Mein Schatz, wer einen deutſchen Baron fangen will, muß ein wenig früher aufſtehen; beißen ſie auch einmal an die Angel, ſo bleiben ſie darum doch noch nicht hängen. Uebrigens haſt Du Deine Rolle ſo vortrefflich geſpielt, daß ich Dir deshalb nicht zürnen kann, und da haſt Du Dein Honorar!“

„Aber ich kannte mich nicht Mademoiſelle Joſephine; ſie war eine achte Franzöſin, die um

des Spielens willen ſpielte. Gleichgültig warf ſie mir meine gefüllte Börſe vor die Füße, embraſſirte mich mit dem ganzen Anſtande ihrer früheren Rolle und hüpfte mit den Worten in's Haus: Adieu, cher Baron, nous voilà quittes, pourvu que vous vous avez amusé, aussi bien que je l'ai fait.“

„Fürwahr, es hieß prophetiſch gehandelt, als ich Dir heute vor 14 Tagen den Anfang meines Abenteuers ſchrieb; hätte ich den Ausgang geahnet, Du würdeſt keine Zeile erhalten haben, und am Ende trägſt Du die Schuld des Ganzen, denn ſtets ſagte ich mir: wie wird der Gaſtan ſich wundern, wenn er dieſes ſchwarz auf weiß ſchrieb, und ſo modelte ich die Gegenwart der Zukunft zu Gefallen.“

„Desinit in piscem mulier formosa superne.“

Zweites Kapitel.

Diplomatiſche und ſonſtige Kurioſa.

Wenn die Katze nicht zu Hauſe, hüpfen dem Sprichworte zu Folge die Mäuſe auf Tiſchen und Bänken, und wenn der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſeiner Stellung nicht gewachſen iſt, ſo thut das Corps diplomatique was es kann und will.

Der alte Miniſter, Graf S.....n iſt der vortrefflichſte Mann von der Welt, dabei kenntnißreich und gebildet, aber alle Eigenſchaften des Diplomaten gehen ihm ab, ſogar die

unweſentlichſte, und doch am meiſten in's Auge fallende, das Repräſentiren. Nie ſah ich bei einem Neulinge von zwanzig Jahren, ja kaum bei einem Knaben von vierzehn, ſolch ein kindliches Vertrauen in die Menſchen, ſolch gränzenloſe Argloſigkeit und unendliches Wohlwollen! Was er beſaß, war in frühern Jahren nicht blos das Eigenthum ſeiner Freunde, ſondern das aller Derer, die dazu Luſt hatten. Es lag nur an ihm, ſein einſt ſo coloſſales Vermögen, während der Finanzreiſen, wo er an der Spitze des betreffenden Departements ſtand, zu verdoppeln; anſtatt aber dieſes zu thun, ruinirte er ſich auf die edelſte Weiſe, indem er es theils durch Wohlthun zerſplitterte theils durch gemeinnützige Unternehmungen aller Art, wovon Alle Vortheil zogen, nur er ſelbſt nicht.

S.....n iſt ein ſeltener Menſch, ja vielleicht einzig in ſeiner Art, in ſo fern es ihm ganz unmöglich, ſich einen Begriff von Un-

dankbarkeit oder Täuſchung zu machen, und dennoch wurde er während ſeines ganzen langen Lebens unzählige Male für ſeine Wohlthaten mit Undank überhäuft und für ſeine Hingebung und Vertrauen mit Täuſchung belohnt. Jede Unwahrheit, jede Verſtellung iſt ihm fremd und daher auch bei Andern undenkbar; er würde lieber an ſich als an Anderen zweifeln, und in zweifelhaften Fällen ſtets ſich verdammen, um nur nicht Andere kränken zu dürfen.

Doch eben dieſe ſeine rührende Kindlichkeit, minder Folge ſeiner Jahre als ſeines Charakters, macht ihn für ſeine amtliche Stellung ganz untauglich, denn ſelbſt die Bibel verlangt die Taubenunſchuld mit der Schlangenklugheit gepaart, und S.....ns reicher Geiſt und großes Wiſſen iſt nicht auf's Leben gerichtet. Als ich mit dem geiſtreichen G.—n im Jahre 1824 über S.....ns damals ſo eben erfolgte Ernennung zum Miniſter der auswärtigen An-

gelegenheiten ſprach, ſagte dieſer: „Der kleinſte Monarch giebt uns ein großes Beiſpiel; wollte Gott, daß es bald Nachahmer fände!“ — Er erkannte nämlich hierin die Abſicht der Regierung, dem diplomatiſchen Verkehre gänzlich zu entſagen, um, wie mein Freund W. mit voller Kenntniß ſagte, einmal Herr in ſeinem Hauſe ſein zu können. Seit Bernſtorfs Tode, dieſes ſeltenen Mannes, der die Zeit kannte und ſie daher zu benutzen verſtand, verfolgt ein trauriges Schickſal die däniſche äußere Politik. Ueber alle däniſchen Negotiationen waltet ein eigner Unſtern, der das Schiff oftmals noch im Hafen ſcheitern machte. In Kopenhagen, glaubte man, ſei ſtets nur das möglich, was man ſelbſt in ähnlicher Lage gethan haben würde, und ſchloß daher allemal fehl; denn ſelbſt dann, wenn man das entgegengeſetzte oder verſchiedene Intereſſe der Staaten erwog, vergaß man, die Privatintereſſen der Perſonen in An-

ſchlag zu bringen. Ueberdies war man gemeiniglich übel berichtet, weil man ſich bei der Wahl der Geſandten mehr von Gunſt und Reichthum, als Fähigkeiten beſtimmen ließ, und was noch ſchlimmer war, man glich dieſen ſo allgemeinen Irrthum nicht wieder durch Beigebung tüchtiger Secretäre aus. —

Im Bureau zu Kopenhagen hatte man ſich eine Art politiſchen Compendiums abgefaßt, und jede Nachricht, die nicht hiezu paßte, war irrig; deshalb mißtrauete man in der wichtigſten aller Angelegenheiten den Berichten des ſcharfſichtigen Herrn von Krabbe, wo noch freilich hinzukam, daß derſelbe in jener Zeit nur Chargé d'Affaires war und Dinge behauptete, die in keiner einzigen Depeſche von außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſtern geſtanden. Bei Lichte betrachtet hält Dänemark daher ſeine Geſandten mehr zum Staate als zum eigentlichen Nutzen, und wohlweislich brin-

gen dieſe auch den größten Theil des Jahres im Vaterlande zu, ſo wie die muntere Dorfjugend mitunter barfuß geht, minder zum Spaße, als um die theuren Schuhe zu ſchonen.

War es nicht bei dieſem Zuſtande der äußeren Angelegenheiten als eine Maaßregel verleuchteter Klugheit, ja eigentlicher Weisheit zu betrachten, daß der König von Dänemark das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten als einen Invalidenpoſten oder einträgliche Sinecure dem wackern S.....n übergab, der nicht, wie manche andere Diplomaten, ſich für die ſogenannte Ehre, ſondern für den wahren Nutzen ſeines Landes ruinirt hatte? Hiedurch, und indem er faſt gleichgültig einen überaus bedeutenden energiſchen Mann zum Miniſter des Innern ernannte, erklärte der König, daß er die Zeit, die gegenwärtige wie die zukünftige, vollkommen begriffen habe, und nur auf das Innere, auf die Entwickelung der Landkraft, Ge-

wicht lege. Si populus pro nobis, quis contra nos? Welche bedeutungvolle Anerkennung von Seiten eines abſoluten Monarchen!

Aber man hätte auch alles Uebrige hiemit in Einklang bringen und nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben ſollen! Wozu die koſtbaren Geſandtſchaften? Agens du sousordre, Geſchäftsträger und Generalconſuls würden dieſelben Dienſte leiſten; die Stellen ſind ja nicht der Beamten, ſondern die Beamten der Stellen wegen da. So ſchickt man einen Mann, der Frankreich aus langer Erfahrung kennt, nach Dresden, wo es gar keines Repräſentanten der däniſchen Regierung bedarf, und befördert einen Anderen, dem Frankreich fremd iſt, zum Geſandten in Paris, weil er nun eben befördert werden ſollte. Man unterhält diplomatiſchen, ordentlichen und außerordentlichen Verkehr mit Portugal und Braſilien, und warum? weil zwei Ausländer employirt werden ſollten, von

denen der eine, ein Italiäner, die Pflegetochter, der andere, ein Ruſſe, die Nichte des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten geheirathet hatte. Wozu bedarf ein ſtreng evangeliſcher Staat, der den Katholiken nur ex speciali gratia die Luft des Landes zu ſchöpfen vergönnt, eines Geſchäftsträgers bei ſeiner Heiligkeit, dem Papſte?

Wenn dieſes Spaarſyſtem je in's Leben träte, ſo garantire ich die brillanteſte Erleuchtung der Hauptſtadt, nicht ſowohl wegen der Rückkehr der eigenen Geſandten — daran nähme der Däne wenig Theil, zumal da es faſt nur Deutſche ſind, ſondern wegen der Entfernung des Corps diplomatique, welche dann erfolgen müßte.

Monsieur le Marquis de St. S.... Pair de France et Grand d'Espagne.

Meine Reiſeluſt ſetzte mich in die Nothwendigkeit, manche Höfe kennen zu lernen, und mithin die Anmaßungen ihrer Trabanten, der

fremden Gesandten, zu bemerken; aber nie fand ich dieselben so weit getrieben, als in Kopenhagen. Der frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Rosenkranz, ließ sie aus übertriebenen Rücksichten gewähren und der falschen Ansicht, dadurch bei ihren Höfen beliebt und einflußreich zu werden; der jetzige ist zu distrait, um ihnen die Stange bieten zu können, und hat zu wenig Charakter, es zu wollen. Daher kömmt es denn auch, daß einzelne dieser Herren sich für befugt halten, alle conventionelle Schicklichkeit hintan zu setzen, und die höchsten Beamten, die ersten Kavaliere des Landes werden von Fremdlingen hochmüthig über die Achsel angesehen. Der sonst so feste und selbstständige Monarch liebt den Frieden zu sehr, und folgt zu viel seinen Räthen, um diesem Mißbrauche zu steuern, der nur unter so schwachen Ministern einreißen konnte, und unter dem selbst hohe und höchste Personen gelitten.

Ex ungue leonem! — Bin ich gleich kein Freund davon, Anekdoten zu verbreiten, welche auf das Leben oder den Charakter der Betreffenden einen Schatten werfen könnten, ſo ſehr ich auch ſolche liebe, welche Lächerlichkeiten perſifliren und Anmaßungen geißeln, ſo muß ich doch hier eine Ausnahme machen, weil bedeutende Perſonen, durch ſich und ihre geſellige Stellung hervorragend, es für wichtig hielten, daß einmal ein Exempel ſtatuirt würde. Iſt es nun gleich ein undankbares Geſchäft, den öffentlichen Büttel zu agiren, ſo dürfte es doch hier vom Objecte geadelt werden, wie ja auch die Großwürdenträger bei feierlichen Gelegenheiten ſich durch Handleiſtungen geehrt finden, welche ſonſt den Domeſtiken gebühren.

Wer kannte nicht den trefflichen Herzog von St. Simon, der zu Ludwigs des Vierzehnten und des Regenten Zeiten, mithin in der Periode der ärgſten Heuchelei und Sittenloſigkeit,

als ein Muſter wahrer Frömmigkeit und tadelloſen Wandels daſtand; der, wenn gleich angefüllt (imbu) mit perſönlichen und Standvorurtheilen, dennoch die Rechte Anderer ſtreng geehrt, das Recht rückſichtlos gehandhabt wiſſen wollte, und mit unhöflicher Brüsquerie und eiſerner Feſtigkeit ſeine Anſicht ausſprach und ſeine Abſichten durchzuſetzen wußte; jenes Muſter eines Hofmannes, der nichts ſcheuete als ſein Gewiſſen, und der ihm gebührende äußere Ehre zu ertrotzen aber nicht zu erbetteln verſtand? Sein Nachkomme iſt der gegenwärtige franzöſiſche Geſandte in Kopenhagen, Marquis von St. Simon, der allerdings große Aehnlichkeit mit ihm hat, mais en laid. — Er beſitzt all den Freimuth, die Rückſichtloſigkeit, den Cynismus ſeines Ahnen, er iſt gleichfalls ein geborner Frondeur — ein unüberſetzbares Wort — und die Würde eines Duc et Pair erſcheint ihm, wie Jenem, als das sum-

mum bonum, als eine unverlöſchliche Strahlenkrone um das dreimal beglückte Haupt deſſen, der gar damit die ſpaniſche Grandezza verbindet. Wie der Herzog, uneingedenk jenes famöſen Mémoire de la Noblesse, in welchem ganz curioſe Data über den Urſprung ſeiner Familie zur Sprache gekommen, den Prinzen von Lothringen den Vortritt nicht einräumen wollte, ſo hatte auch der Marquis nicht übel Luſt, den Rang von einigen Mitgliedern der fürſtlichen Familie einzunehmen, bei deren Haupte er accreditirt war.

Zu ſeiner Entſchuldigung ſpricht jedoch ſehr ſeine frühere Erziehung, und ich bin billig genug, alles Unedle auf dieſe, alles Edle auf ſeine Geburt zu ſchieben. Um ihm nämlich das Vermögen möglichſt zu retten und ihn gegen Verfolgungen zu ſichern, emigrirte ſeine Mutter nicht, und that ihn bei einem Grobſchmidt (maréchal ferrant) in die Lehre, ein Handwerk,

welches bekanntlich nicht ohne erheblichen Einfluß auf die Sitten zu bleiben pflegt.

Unter der Kaiserherrschaft trat er in Militärdienste und brachte es bis zum Obersten eines Husarenregimentes; ein tapferer Soldat und unter Verhältnissen aufgewachsen, welche der Abhärtung und Entwickelung körperlicher Kraft vorzugweise zusagen, hätte vielleicht ein tüchtiger Vorpostengeneral aus ihm werden können, wenn ihn nicht die Restauration und seine Gemahlin in die diplomatische Carriere geworfen. Zuvor jedoch hatte er das Glück oder Unglück, eine gewisse Mission im Interesse der Legitimität zu übernehmen, welche ihm das Vertrauen seiner früheren Freunde raubte, während sie ihm den Beifall der Bourbonen erwarb.

Der Marquis hatte schon früher eine reiche und hübsche Creolin geheirathet, die Tochter und Schwester großer Zuckerraffinadeure, aber diese unter romantischen Umständen geschlossene, von

der Schwiegermutter ſchlau bereitete Partie machte Beide gleich unglücklich; der furchtbare Jähzorn des Gemahls, die Creolinnennatur der Gemahlin paßten nicht zuſammen; Jedes ging bald ſeinen Weg. Madame hatte ſich in die Arme — — der Congregation geworfen, und benutzte den Einfluß des ſogenannten petit château, um ihrem Gemahle eine Miſſion nach — — — Braſilien zu verſchaffen. Doch die außerordentliche Sendung ward ſchneller, als erwartet, beendet, der Marquis kehrte zurück, und in nebelgrauer Ferne war kein Geſandtſchaftpoſten vacant. Der Poſten in Kopenhagen war, wenn gleich nicht beſetzt, ſo doch ſchon vergeben; der Vicomte de Montalembert hatte deshalb ſeine Stelle in Stuttgart aufgegeben, und ſeine Sachen waren ſchon vorausgeſandt.

Die ſchlaue Partei ſchaffte indeſſen Rath. Herr von Montalembert war ſehr eitel, und hörte ſich ſelbſt eben ſo gern, als Andere ihn

ungern; man ſtachelte ihn daher, daß er mit einem gewiſſen Eclat Paris verlaſſen möchte, und beſtimmte ihn, zu Gunſten der Preßfreiheit eine Rede in der Pairkammer halten zu wollen. Seine vorſichtigere Gemahlin warnte ihn, aber zum Erſtenmale wurde er ungehorſam; die Rede war fertig und er glaubte ganz ſicher zu gehen, wenn er zum Ueberfluſſe noch die Genehmigung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten einholte, der denn auch nichts dagegen einzuwenden fand, und ihn mit den ſchmeichelhaften Worten entließ: „Vôtez comme nous voulons et parlez comme vous voulez!“

Herr von Montalembert hielt jetzt ſeine Rede und erhielt am Tage darauf ſeine Dimiſſion. Wie dieſes zuging, will ich nicht näher erörtern; gewiß iſt es, daß Herr von St. S.... dieſer Intrigue ganz fremd blieb; bei allen ſeinen Fehlern bleibt doch eine gewiſſe loyauté und franchise vorherrſchend, und nur ſeine Leidenſchaft-

lichkeit, ſein gränzenloſer, an Wuth gränzender Jähzorn konnten ihn auf Augenblicke die Gränzen ſtrengen Rechtes überſchreiten machen.

So kam denn der Marquis St. S.... nach Kopenhagen, faſt wider Wiſſen und Willen; daß die zarte Creolin nicht unter dem 56ſten Breitengrade ſich aufhalten konnte, war natürlich, ſo wenig wie eine andere hohe Dame, die unter ganz ähnlichen Verhältniſſen die Luft des Nachbarſtaates mied. So war es auffallender Weiſe der Einfluß der Congregation, der einen Mann auf ſeinem Poſten erhielt, der ihr verhaßt war. Warum ein gewiſſer Eclat und übertriebene Ausgaben die Familie des Geſandten dazu beſtimmten, auf die Abreiſe der Marquiſe nach Kopenhagen zu dringen, gehört nicht hieher, ſo wenig wie ſpätere Ereigniſſe. Eben ſo gleichgültig iſt es mir hier, ob das ganze geſellige Auftreten des Geſandten, ſein Umgang und ſeine Sitten zu ſeiner amtlichen Stellung

paſſen oder nicht. Aber es muß gerügt werden, wenn der Repräſentant einer Macht, die grade auf die äußere anſtändige Erſcheinung ſo viel Gewicht legt, es wagt, mit Peitſchenhieben eine Schildwache anzugreifen, welche ihre Schuldigkeit thut, und wenn er eine Anmaßung an den Tag legt, die nicht allein diejenige Achtung hintanſetzt, welche er dem Stande, ſondern ſelbſt die, welche er dem Geſchlechte ſchuldet. Deshalb nur bin ich umſtändlicher, als ziemlich, geweſen und habe die gegenwärtigen Anſprüche des Marquis aus ſeinen früheren Verhältniſſen beleuchtet.

A l i i.

Das Benehmen des franzöſiſchen Geſandten konnte nur noch von dem des ſpaniſchen überboten werden, der öffentlich, im Theater ſogar, ſo weit ſich vergaß, daß er einen harmloſen jungen Mann, deſſen Anweſenheit ihm mißfiel, auf das brutalſte mit Schlägen mißhandelte. Und

ſelbſt dieſer Exceß wurde ignorirt, und der beleidigte Student erhielt keine Genugthuung als die vom Könige ihm geäußerte Theilnahme.

Wie anders verfuhr bei ähnlichem Anlaſſe der König von — — en. Während meiner Anweſenheit in B. hielt ſich dort ein erlauchter Fremder auf, dem Fürſtenhauſe nahe verwandt; auch dieſer gefiel ſich darin, allen Anſtand, alle Sitte mit Füßen zu treten; in einer trunkenen Laune mißhandelte er ruhige Bürger, und ließ die von ihm benutzte königliche Equipage am hellen Mittage vor einem berüchtigten Hauſe in der F..ſtraße halten, ſeiner Schande ſich noch überhebend. Aber kaum erfuhr dieſes der König, als er dem hohen Gaſte einen Kammerherrn zuſandte, der Ihm auf das höflichſte die Thüre wies, indem er Ihm den Abſchiedsgruß des Monarchen überbrachte, der Ihn zugleich von der Abſchiedsaudienz dispenſirte, indem Se. Majeſtät in Erfahrung gebracht hätten, daß der

Prinz am folgenden Tage ſchon in aller Frühe reiſen wollten.

Mag es immerhin mitunter Fälle geben, wo politiſche Verhältniſſe eine etwas weit getriebene Schonung des Geſandten nothwendig machen, wie denn in der That der Fürſt Metternich die Extravaganzen und förmlichen Tollheiten des damaligen Lord Stuart, jetzigen Marquis von Londonderry, nie geduldet haben würde, wenn nicht die Rückſicht auf den Lord Caſtlereagh und eine andere noch zartere geweſen wären, ſo findet doch Nichts der Art in Kopenhagen ſtatt. Und dennoch würde das auswärtige Departement gezittert haben, wenn ein däniſcher Kavalier einem übermüthigen Geſandten die treffende Replique gegeben hätte, welche der Prinz de Ligne dem damaligen Lord Stuart gab.

Auf einem Maskenballe jagte der erhitzte Engländer unabläſſig eine Dame, welche ſich am Arme des alten Fürſten Schutz ſuchte; aber

auch hier verfolgte er ſie und that, da jede Anrede unerwiedert blieb, ſeine feurigen Gefühle a posteriori kund, indem er auf die indecenteſte Weiſe den Piqueur agirte. Schamhaft verbarg die Schöne dieſe Beleidigung, und ſuchte den Wiederholungen durch ſchnelleres Gehen auszuweichen; aber der ſcharfſichtige Fürſt, deſſen Augen ſtärker als ſeine Beine, bemerkte es, ſtand plötzlich ſtill und präſentirte durch eine tiefe Verbeugung dem Lord ſeine Rückſeite unter den Worten: „My Lord, il paraît que vous vous occupez beaucoup du revers des médailles, en voilà une que je vous offre à étudier!“ Man denke ſich das ſchallende Gelächter der Umſtehenden und die Beſchämung des ſchamloſen Lords.

Unſer Geſandter in Kopenhagen iſt ein liebenswürdiger junger Mann von wahrhaft klaſſiſcher Bildung und gründlichen Kenntniſſen, aber er floh das Land, weil ſelbſt die zarteſten Feſſeln auf die Länge drückend

werden. Mir fällt hierbei eine Anekdote ein, die einem meiner Freunde, dem Mitbefreier Lavalette's, begegnete. Mit dem Grafen P. eng verbunden, wurde er der beglückte Liebhaber ſeiner Gemahlin; vier Wochen ging Alles gut, mais toujours perdrix! Der Major fing an kälter zu werden, wahrſcheinlich weil Amor öfter am zu viel wie am zu wenig erkrankt; er verſuchte ſeine Bande zu lockern, man zog ſie nur noch feſter; er wollte ſie löſen, aber man ſetzte ihm einen Widerſtand entgegen, der ihm zeigte, wie die Dame entſchloſſen ſei, ihre Eroberung als eine gute Priſe zu behaupten. Er ſann hin und her, wie er mit Ehren zurücktreten könne ohne einen gar zu argen Eclat; endlich glaubte er es gefunden zu haben.

Mit der kummervollſten Miene, von der Welt trat er zum Manne, ergriff ſeine Hand und ſprach: „Theurer François, auf meinem „Herzen liegt eine ſchwere Laſt, die ich Dir

„beichten muß. Doch nein, ich kann es nicht „sagen, wie ich Dein Vertrauen gemißbraucht, „wie ich Dich, meinen besten Freund, hintergan„gen. Ach!“ — —

Der welt- und frauenkundige Mann hatte bei den ersten Worten schon zu lächeln begonnen und sich an des Freundes Verlegenheit geweidet. Schnell aber, ehe das entscheidende Geständniß dessen Lippen überschritten, fiel er ihm in die Rede und sagte: „Mein sehr lie„ber Freund, ich merke, was Du willst, ich soll „den Affen abgeben, der für Dich die Kastanien „aus dem Feuer holt; aber dazu habe ich keine „Lust. Hättest Du mich um Rath gefragt, „bevor Du anfingst, meiner Frau den Hof zu „machen, so hätte ich Dich freundschaftlichst „gewarnt, aber nun siehe selbst zu, wie Du „von ihr abkommen kannst; ich habe keine Lust, „mich Deinethalben mit ihr zu brouilliren „qu'allez tu faire dans cette galère?“

Das heißt doch Lebensart! und ſchon um dieſer himmliſchen Gelaſſenheit wegen verdiente der Graf den Geſandtſchaftpoſten, um den er ſich lange bemühet, und zu dem Reichthum und Geburt ihn berechtigen. —

Unſer Legationſecretär, Baron Langenau, iſt ein feiner Kopf, der unſtreitig eine bedeutendere Stellung längſt verdient und auch erhalten hätte, wenn wir nicht einen Ueberfluß an fähigen Diplomaten beſäßen. Er hat nur den Fehler, ſeines Witzes ſich zu bewußt zu ſein, und ſeine anmuthige Mediſance nicht immer in die engſten Schranken zu bannen. —

Der preußiſche Geſandte, Graf M..... iſt ein bien honnête homme, der etwas ſpät und zufällig in die diplomatiſche Carriere gerathen, weil ihm das Commando eines ganzen Bataillons neufchatelet Jäger zu ſchwer oder unbequem fiel. — Seine Familie verdankt den Grafentitel der Unterthänigkeit der ehemali-

gen französischen Könige, welche hienach noch gewichtiger als die des Papstes. Sein Vater oder Großvater hieß Charles Meuron und trat in französische Dienste. Louis XVI. beehrte ihn bei, ich weiß nicht mehr welchem, Anlasse mit einem Handbillete und richtete es, das C. Meuron für Comte Meuron haltend, an den Grafen Meuron. — Damals hieß es noch eben sowohl Le Roi de France ne se trompe jamais, als il ne meurt jamais, und so machte ein Allerhöchster Schreibfehler den Sohn des reichen Lederfabrikanten zum Grafen.

Der russische Gesandte, Baron Nicolai — doch halt, ich verspare mir die übrigen Diplomaten für eine neue Edition des Büchleins auf, wo die obige Partie honteuse wegbleiben und nur Rühmliches verkündet werden soll. Hoffentlich wird es diesem Buche alsdann wie weiland den sybilliniſchen ergehen, es wird am Werthe steigen, wie es am Volumen fällt.

Die däniſchen Diplomaten.

Möge immerhin die Regierung das Corps diplomatique favoriſiren, nur nicht auf Koſten der Achtung, die ſie ſich ſelbſt ſchuldet, oder des Schutzes, den der Unterthan mit Recht begehren darf. Unter dem däniſchen Adel giebt es Männer, die an Geburt und Vermögen, an Bildung und feiner Sitte Keinem nachzuſtehen brauchen, und denen das Ausland ehrend zuerkannte, was unzeitige Nachgiebigkeit gegen Fremde ihnen im Inlande ſtreitig zu machen ſcheint. — Warum vertraut man nicht reichen Männern von altem Adel und echt diplomatiſcher Tournüre, wie den Grafen Hardenberg, Reventlow, Scheel, Pleſſen und Otto Blome, die etwa erledigten Ambaſſaden an, anſtatt ſie Ausländern zu geben, wie den Herren Olintho dal Borgo di Primo, von Löwenſtern u. ſ. w., die bei allen ihren unbeſtrittenen und unbeſtreitbaren Verdienſten

doch ſtets Fremde ſind? — Der Graf Blome, ein liebewürdiger Kavalier, von unermeßlichem Reichthume und den größten Familien des In- und Auslandes verſchwägert, hat ſich oftmals zum Eintritte in die diplomatiſche Carriere erboten, aber ſtets vergebens; eben dieſes war, wie ich ſicher weiß, beim genannten in Dänemark nationaliſirten Sohne des berühmten preußiſchen Staatkanzlers der Fall, deſſen Ankunft man in Frankreich wünſchte, weil er dem Miniſter Grafen Portalis verſchwägert war; aber man zog es vor, lieber einen Mann hinzuſenden, deſſen Gemahlin ſpäterhin, wegen verbotenen Hazardſpieles und Buonapartiſcher Intriguen über die Gränzen gebracht werden mußte!

Die Ehre des Landes erfordert heutigen Tages eben ſowohl als die Verwickelung der europäiſchen Verhältniſſe, daß in Dänemark ein Mann an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten komme, welcher ſeiner Aufgabe ganz

gewachſen, und ſo ſehr man auch die fremden Geſandtan honorirt und Preußens Beiſpiel oft zu viel nachahmt, ſo wird man doch hoffentlich noch keinen ſolchen Mangel an geeigneten Subjecten im Inlande haben, daß man ſich genöthigt ſähe, aus Jener Mitten einen zu erwählen. Ceremonienmeiſter- und Oberkammerjunkerſtellen mögen immerhin emeritirten fremden Geſandten aufbewahrt bleiben, aber keinem Ausländer darf man die wichtigſten Intereſſen, die Ehre des Vaterlandes anvertrauen. —

Unterrichtete Dänen verſicherten mich indeſſen, daß es ſehr ſchwer halten würde, das beſagte Miniſterium im Falle des ſo oder ſo erfolgenden nahen Abganges Schimmelmanns paſſend zu beſetzen, da ſowohl dieſer als ſein Vorgänger durch zu große Nachgiebigkeit ſich jeder Stimme begeben und namentlich Rußland einen unverhältnißmäßigen Einfluß erlangt habe. Hierzu kommt noch, daß die däniſchen

Staatminiſter ſo ſchlecht beſoldet ſind, daß alle Geſandten ohne Ausnahme dieſe Erhöhung als eine wirkliche Beſtrafung betrachten und mit Händen und Füßen dagegen proteſtiren würden.

Der däniſche Geſandte in Petersburg, der Graf von Blome, hat ſchon früher dieſe Ernennung abgeſchlagen; wenn gleich kinderlos und reich, weiß er doch, daß 18,000 Thaler Gehalt beſſer ſind als 6000. Ueberdieß iſt er durchaus kein Mann von transcendentem Verſtande, ſondern vom gewöhnlichen Mittelſchlage und im Laufe der Zeit mehr Ruſſe geworden, als Däne geblieben. Ohnſtreitig nimmt er in Petersburg eine viel bedeutendere Stellung ein, als ſie dem Geſandten einer ſo kleinen Macht eigentlich gebührte, aber er verdankt dieſelbe vornehmlich dem perſönlichen Wohlwollen, womit der höchſtſelige Kaiſer und ſelbſt deſſen Nachfolger ihn beehrten, und dann dem Anſehen, welches große Reichthümer, verbunden mit dem

Talente, dieſelben geltend zu machen, immer mit ſich führen. Rußland kann ſich keinen beſſeren däniſchen Geſandten wünſchen; ob Dänemark auch nicht? das iſt eine Frage, die nicht ſo leicht zu entſcheiden. Gewiß bleibt es, daß Rußland der Staat iſt, dem Dänemark vornehmlich den Verluſt Norwegens zu danken hat, und daß, im Falle eines Krieges mit England, Dänemark weit wichtiger für Rußland iſt, als Rußland für Dänemark.

Der Graf Joachim Bernſtorf war früher ſchon zum Miniſter beſtimmt, aber er ſchlug es aus. Wenn der Erfolg zu einem Maaßſtab zur richtigen Beurtheilung des Diplomaten geben könnte, ſo dürfte Dänemark ſich hierüber beruhigen; zwei wichtige Negotiationen waren ihm anvertrauet und keiner Ausgang entſprach den davon gehegten Erwartungen. Ueberdies feſſeln ihn auch, dem Vernehmen nach, zarte Bande an Wien, und er würde

durch die Verſetzung in jeder Beziehung verlieren.

Die neueſten Ereigniſſe in Hannover und der dadurch bereitete Sturz des Grafen Münſter, dürften vielleicht dem däniſchen Geſandten in England, Grafen von M....., die Verſetzung nach Kopenhagen überaus wünſchenswerth machen — wie es denn auch allerdings Dänemarks Politik erheiſcht, vorzugweiſe ſich mit England zu verbinden — aber ein Miniſter ohne alles politiſche Syſtem und ohne alle Connectionen iſt Dänemark jetzt nützlicher als eine Creatur des Grafen Münſter. Was nämlich den gedachten Herrn zu ſeinem gegenwärtigen Poſten verholfen, iſt lediglich die Heirath mit der Nichte deſſelben, der liebenswürdigen Aſta, Tochter der unglücklichen königlichen Oberhofmeiſterin. Hierdurch allein wurde der König von England beſtimmt, den Wunſch auszuſprechen, den Grafen M..... bei ſich accreditirt zu

ſehen. Ich achte den Grafen Münſter ſehr hoch, ich ſtelle ihn in mancher Beziehung meinem Ideale eines Staatmannes, dem Freiherrn von Stein, zur Seite, aber er hat ſich nie auf einen von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen unabhängigen Standpunkt zu ſtellen vermocht, und deshalb iſt ſeine Politik im entſchiedenſten Gegenſatze zu der des heutigen Englands und Hannovers. Hiernach wäre es mehr als unbeſonnen, einen Mann an die Spitze der Geſchäfte zu berufen, der einem abgeſchiedenen Syſteme noch huldigt. Doch auch im Uebrigen iſt dieſer Competent nicht geeignet, er iſt, wie mir meine däniſche Autorität zum Schluſſe noch mit einem beſonderen Accente bemerkte, ein completer Fuſentaſt, ein Wort, welches ich nicht zu überſetzen vermag, weil ich es nicht verſtehe, welches aber wegen des Nachdruckes, der darauf gelegt wurde, wahrſcheinlich irgend eine nicht ſehr diplomatiſche Eigenſchaft bezeichnen muß.

Der Freiherr von Pechlin, däniſcher Geſandter am Bundestage, ſoll ein ausgezeichneter, gewiegter und unterrichteter Mann ſein, aber es dürfte ſchwer, ja unmöglich fallen, ſeinen Poſten anderwärts zu beſetzen, auch iſt er nach däniſchen Begriffen noch viel zu jung, und hat keinen Familienanhang, der ihn unterſtützt.

Wie wichtig die Perſon des Bundestagsgeſandten werden kann, will ich en parenthèse mit einem Falle beleuchten, der zugleich beweiſet, wie leicht die däniſche Diplomatie, aus Mangel eines kräftigen Chefs, zu täuſchen war. Am 24ſten Juni 1819 notificirte der Fürſt Metternich der däniſchen Regierung die Abſicht der großen Mächte, einen Miniſterialcongreß in Karlsbad zuſammentreten zu laſſen, um ſich über die geeigneteſten Maaßregeln zur Unterdrückung des revolutionären Geiſtes in Deutſchland zu berathen, zugleich theilte er die desfallſigen (ſehr gemäßigten und zeitgemäßen) Abſichten des öſter-

reichiſchen Kabinettes mit, und erſuchte das dä-niſche Miniſterium, im Falle der Billigung, ſei-nem Geſandten die Inſtruction zu geben, in Allem mit Oeſterreich zu votiren, und zugleich dem desfallſigen Voto, zur Zeiterſparung, ſchon im Voraus die Ratification zu ertheilen. —

Wie hätte Herr von Roſenkranz dem Für-ſten Metternich einen ſo billigen Wunſch verſa-gen können? Der Freiherr von Eyben wurde nach Karlsbad geſandt und bekam die erbetenen Inſtructionen mit. Die karlsbader Beſchlüſſe ſind zu bekannt, als daß es deren Charakteriſi-rung bedürfte; die dort gemachten Anträge wä-ren in ihren Folgen ſo bedenklich für die Unab-hängigkeit der minder mächtigen Fürſten, daß deren Geſandte, und unter dieſen auch der dä-niſche, Anſtand nahmen, ſie zu unterzeichnen. Aber, was half es? Fürſt Metternich hatte das leichtſinnig gegebene Verſprechen ſchon ſchwarz auf weiß in der Taſche und Graf Eyben mußte

etwas unterzeichnen, welches nicht bloß ſeinen Anſichten widerſprach, ſondern auch denen ſeines Hofes ganz zuwiderlief. — Man behauptet, der Baron Pechlin, damaliger Legationſekretär, habe dem Grafen angerathen, den Worten ſeiner Regierung entgegen zu handeln, um ihrem Sinne zu genügen, und die Sache ad referendum zu nehmen, aber der ſchon bejahete Graf habe die desfallſige Verantwortlichkeit geſcheuet. —

Abſichtlich habe ich den bedeutendſten Miniſterialcandidaten bis zu letzt verſpart, wie kluge Kinder das ſchönſte Zuckerwerk zuletzt verſchmauſen. Dies iſt der däniſche Geſandte in Schweden, Baron von Krabbe; nur zweifelt man daran, ob dieſer mit Erfahrung und politiſchem Scharfblicke gleich wohl ausgerüſtete Mann die Stelle übernehmen würde, weil er ſich heimiſch fühlt in dem lange bewohnten Schweden, und ſehr kränklich iſt. Sollte ihn

jedoch die dereinſtige Wahl treffen, ohne daß er ſich ihr entzöge, ſo behaupten unterrichtete Männer, daß Dänemarks Ehre und Vortheil gleich ſicher bei ihm aufgehoben wären. Der Fremdling hat nur eine, vielleicht ungegründete Bedenklichkeit, ob der Herr von Krabbe nicht vielleicht etwas zu einſeitig dem nordiſchen Intereſſe ergeben ſein dürfte, welche Höfe ihm am genaueſten bekannt ſind? —

Ich kann indeſſen nicht vom Miniſterio der auswärtigen Angelegenheiten ſcheiden, ohne eines ausgezeichneten Mannes zu gedenken, welcher ſeit S.....ns Zeiten die eigentliche Seele deſſelben, der Faiseur iſt. Es iſt dies, der ehemalige Privatſekretär des Grafen, ein Herr von Dantwerth, der deſſen unbedingteſtes Vertrauen beſitzt, obgleich er in geſchäftlicher Beziehung ſein vollkommener Gegenſatz. Man kann nicht zurückhaltender, verſchwiegener, arbeitſamer und vorſichtiger ſein, als

dieſer Herr, lauter Eigenſchaften, die ſeinem Chef fremd ſind. Nie vergeſſe ich einen Mittag, wo ich en petit comité beim Grafen ſpeiſte und dieſer mit ſeiner gewöhnlichen liebewürdigen Unbefangenheit über Gegenſtände ſich ausließ, deren bloße Erwähnung ſchon dem anweſenden Herrn Legationrathe den Angſtſchweiß auspreßte. Der ärztlichen Verordnung zuwi[illegible] trank der Miniſter mehrere Gläſer unvermiſchten Wein und raillirte in ſcherzhafter Laune den verſchwiegenen Freund, der voller kindlicher Anhänglichkeit und Liebe für den trefflichen Greis doppelten Kummer erlitt, weil er obendrein für die Geſundheit deſſelben beſorgt war. Zum Glücke konnte ſich jedoch das Sprichwort: praesente medico nihil nocet, bewähren, denn der geiſtreiche Leibarzt der Königin war anweſend und ſchürte ſchalkhaft die undiplomatiſche Beredſamkeit zur hellen Flamme an.

Diplomatiſche Metamorphoſen oder der Baron von S.....t und Graf Y...i.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Kopenhagen fand ich zwei alte diplomatiſche Bekannte auf eine ſonderbare Weiſe verwandelt. Der Eine, vieljähriger däniſcher Geſandter an den ſämmtlichen italieniſchen Höfen, und vorzugweiſe in Neapel, war in einen General-, Commerz- und Oekonomie-Intendanten verzaubert, und der Graf Y...i, den ich ſechs Jahre zuvor als ſpaniſchen Geſandten in Kopenhagen verlaſſen, war königlich däniſcher Oberkammerjunker geworden.

Der Baron S.....t, Schwager des Grafen S.....n, gehört zu der obenerwähnten Klaſſe der Diplomaten, für welche die Stellen geſchaffen werden, anſtatt daß ſie für die Stellen geſchaffen ſein müßten; Dänemark hat durchaus keinen anderen Verkehr mit Neapel als den etwanigen commerziellen, welchen die Con-

ſuls beaufſichtigen. Auch wollte es dem alten Baron S.....t nie in Neapel gelingen, was der neapolitaniſche Geſandte in Kopenhagen erreichte, — eine reiche Frau, dies wahre güldene Vließ, zu erobern; freilich war der ſüdliche Sieger auch jung und Prinz, und die eroberte Erobernde eine Iſraelitin.

Der Baron S..... t hatte das traurige Schickſal, ſtets in angustiis zu ſein, doch nur von Seiten des Herzens und Beutels, denn ſeine Geſchäfte drückten ihn nur bei einem einzigen Anlaſſe, wo ich den wiederholten Zeugen abgab. Dies war bald nach dem Ausbruche der neapolitaniſchen Revolution, als das durch das Ausbleiben aller beſtimmten Inſtructionen in Aengſten verſetzte Corps diplomatique täglich zuſammentrat, um die Köpfe zuſammenzuſtecken. Da galt es doch, ab und zu eine motivirte Anſicht auszuſprechen, und das fiel dem guten Manne noch viel ſchwerer, als das Abweiſen der vielen

ungebetenen Gäſte, die ihn in den Morgenſtunden zu überlaufen pflegten.

Einige Monate ſpäter traf ich ihn wieder in Florenz, wo ſein immer junges Herz ihm neue Streiche geſpielt, nachdem er durch Begleitung des Kronprinzen Chriſtian einen Panisbrief erhalten. Wohlgefällig blickte er hier auf die Situation épineuse zurück, die er ſo eben verlaſſen, und rein weggewiſcht war es aus ſeinem Gedächtniſſe, wie oft er verzweifelnd zum Herrn von Stackelberg gerannt kam, und bei einer gewiſſen Zuſammenkunft, als er eine Rede halten ſollte und wollte, vollkommen die Rolle des unſchuldigen Schneiders, in der Farce, die Mäntel oder die Verſchwörung in Liſſabon, ſpielte.

Im verfloſſenen Jahre ſaß ich in einem Kaffeehauſe am Amacker Markte in Kopenhagen, als eine mehr breite als hohe Geſtalt langſam angeſchlürft kam, welche mir die des Barons zu

ſein ſchien; eine Vermuthung, welche zur Gewißheit wurde, als der Marqueur, ohne erſt eine Auffoderung zu erwarten, dieſem Herrn ein ungeheures Glas Grog vorſetzte. Die Bekanntſchaft war ſchnell erneuert, und der Baron erzählte mir unaufgefodert, wie mancherlei delicate Verhältniſſe — deren Natur leicht zu errathen — ihm einen congé illimité von ſeiner Geſandtſchaft wünſchenswerth gemacht; er ſtehe daher proviſoriſch an der Spitze des Commerzes und benutze dieſe ſeine Muße, um ſeine Memoiren unter dem Titel: Biographie d'un Diplomate de cinquante ans herauszugeben.

Glückliches Land, dachte ich, wo das wahre Princip alles Handels, das laisser aller, ſo anerkannt iſt, daß der Dirigent dieſer in anderen Ländern ſo verwickelten Branche ſeine Stelle gradezu als eine Faulbank bezeichnet, eigends dazu geſchaffen, daß ein invalider Diplomat darauf ausruhen könne!

Er konnte mir nicht genug rühmen, mit welchem ganz beſonderen Wohlwollen der König ihm die Erlaubniß der Zueignung ertheilt und ihm die Archive geöffnet habe. Woher jenes beſondere Wohlwollen, jene eigentliche Freude des Regenten, erfuhr ich von Andern, und die Anekdote iſt zu ſchön, um nicht hier ihren Platz finden zu dürfen. Schade nur, daß es mir am Talente gebricht, mit dem gebührenden Leben ſie zu ſchildern.

Baron S.....t hatte ſich eine Privataudienz beim Könige erbeten, und trat unter den devoteſten Verbeugungen Seine Majeſtät ſogleich mit den Worten an: „wie er in der unterthänigen Abſicht komme, ſich eine gar große Gnade zu erbitten.“

Die Geſichtzüge des Fürſten fingen an, ſich bedeutend zu verfinſtern, und ſchweigend trat Er einige Schritte zurück.

Ueber den unerwarteten Empfang zwar be-

treten, aber ſo leicht nicht aus der Faſſung gebracht, folgte ihm der Baron, räusperte ſich und hub von Neuem an: „wie er es allerdings kaum wagen dürfe, Seine Majeſtät neuerdings mit einer allerunterthänigſten Bitte anzugehen, nachdem Dieſelben der Gnaden ſchon ſo viele ihm erwieſen.“

Halb ärgerlich über die Zudringlichkeit, halb verlegen, trat der Monarch weiter und weiter zurück, und war ſchon auf dem Punkte, in's Nebenzimmer ſich zu flüchten, als der noch immer nicht entmuthigte Sollicitant mit der beſtimmten Bitte hervortrat: „ſeine Biographie d'un Diplomate de cinquante ans Ihro Königlichen Majeſtäten zueignen zu dürfen.“

Wie durch einen Zauberſchlag erheiterten ſich jetzt die Geſichtzüge des Königs, und er entließ den über die plötzliche Umwandelung nicht wenig erſtaunten Baron mit den ſchmeichelhaften Wor-

ten: „daß Ihm dieſe Dedication beſonders lieb ſein würde.“

Wie hing es denn eigentlich hiemit zuſammen?

Des gütigen Monarchen Freigebigkeit war ſchon ſo häufig vom Baron S.....t in Anſpruch genommen worden, daß Er beim Worte bitten einen Schrecken bekam, der durch die lange Einleitung mehr und mehr geſteigert wurde, bis endlich das Wort Dedication Seine Majeſtät auf die angenehmſte Weiſe enttäuſchte.

Am intereſſanteſten bleibt indeſſen die Carriere des Grafen Y...i. Bald nach den Ereigniſſen in Spanien, wo man dem Könige zum neuen Jahre mit einer Revolution gratulirte, bekam er den Befehl ſeines Königs, dem neuen Syſteme den Eid der Treue zu ſchwören, und der däniſchen Regierung die Zuſammenberufung der Cortes zu notificiren. So

einfach und leicht dieſes ſchien, ſo bedenklich war dieſer Caſus dem vorſichtigen Grafen, und in ſeiner Verlegenheit fragte er tout bonnement den König von Dänemark um Rath, der ihn ſtets mit ſeinem beſonderen Wohlwollen begnadigt.

„Er wiſſe nämlich gar wohl, daß Ihre Allergläubigſten Majeſtäten mit dem allergrößten Widerwillen nur die Cortes anerkannt hätten, und beſorge daher, daß der über kurz oder lang erfolgende Sturz derſelben auch ihn, wenn er den Eid geleiſtet, als deren anſcheinenden Anhänger verderben werde.“

Der König hatte die Gnade, ſich des bedrängten Diplomaten anzunehmen und ihm bemerklich zu machen: „wie es dem Geſandten unmöglich zuſtehen könne, die geheimen Intentionen ſeines Monarchen bei Erlaſſung eines Befehles beurtheilen zu wollen; ſei des Königs Unterſchrift echt und das Gebot nicht wider Ehre

und Pflicht, ſo müſſe er, unbekümmert um die möglichen Folgen, gehorchen."

Dies entſchied, der Graf ſchwur den verlangten Eid, und Alles ging ſo lange gut, bis der Trocadero ſich den ungeſtümen Angriffen der beiden fürſtlichen Helden, Angouleme und Carignan, ergab. Da kam eines ſchönen Tages der Graf Y...i mit trüber Miene zum Könige und berichtete, wie ſeine Ahnungen eingetroffen ſeien, und die Allerhöchſte (ſpaniſche) Ungnade ſchwer auf ihm laſte, weil er dem Allerhöchſten (däniſchen) Rathe gefolgt ſei.

Das unverdiente Unglück des allgemein geachteten Mannes rührte den gütigen Monarchen und aus dem ſpaniſchen Envoyé wurde ein königlich däniſcher Ober-Kammerjunker, den nur der Eine Gedanke quält, daß er nicht in Allem ſeinen Dienſt verrichten, und — als Katholik — die Allerhöchſten Herrſchaften nicht zum Tiſche des Herrn begleiten kann.

Man verſichert jedoch, daß Seine Majeſtät der König den feſten Entſchluß ausgeſprochen habe, fürderhin keinem fremden Geſandten mehr guten Rath zu geben, weil ihm ſelbiger etwas theuer zu ſtehen komme.

Drittes Kapitel.

Diſtractionen oder Se. Excellenz, der Herr Staatminiſter von S.....n, und Se. Magnificenz der Biſchof M....r.

Ich habe manche Gelehrte gekannt, die zerſtreuet waren, und nicht wenige Diplomaten, die es gerne ſcheinen wollten, aber die Krone der Zerſtreutheit gebührt doch meinem ehrwürdigen alten Freunde, dem Primas der däniſchen Geiſtlichkeit, Doctor M....r. Seine gelehrten Kenntniſſe kennt die Welt, und ich laſſe ſie um ſo mehr auf ſich beruhen, da ich ſie nicht kenne; ſeine Herzgüte, ſeine ſeltene Dienſtfertig-

keit kennt und rühmt Jeder, der mit ihm in Berührung geſtanden; aber die reichen Materialien, welche ſein Leben für Anekdotenſammlungen darbietet, liegen noch unbenutzt, und kein däniſcher Müchler hat ihre Aufzeichnung begonnen.

Ich halte mich nicht erſt bei jenen Kleinigkeiten auf, wie er als eigentlicher Sanscülotte die Kanzel beſteigt, und anſtatt eine ordentliche Predigt vorzutragen, eine grundgelehrte lateiniſche Abhandlung über die Beſchneidunginſtrumente der Chaldäer vorzuleſen beginnt. Es giebt mehrere Biſchöfe — den Evêque d'Autun ungerechnet — die ſo gut Sanscülotten als Jacobiner geweſen, und manche evangeliſche (?) Prediger, deren Reden vielleicht noch weniger bibliſch ſind als jener altteſtamentliche Vortrag.

Nein, ich gehe gleich zu jener Nacht über, wo M....r, in tiefen koptiſch-äthiopiſchen Forſchungen vergraben, ſeinen Manuſcriptenſchrank

öffnet, um eine seltene Papyrusrolle hervorzusuchen. Im übergroßen Eifer findet er sie nicht sogleich und stellt, ungeduldig über den Aufschub, die Lampe herein, um besser zu sehen und bequemer seine Hände brauchen zu können. Endlich ruft er das freudige εὕρηκα und entfernt sich mit dem Schatze, die Thüre des Allerheiligsten wieder zudrückend. Im unerhellten Zimmer ist jetzt — wie natürlich — Alles finster; aber wie käme es dem armen Bischof in den Sinn, dieses zu bedenken? Er glaubt sich von plötzlicher Blindheit befallen, und bricht darüber in die entsetzlichsten Klagen, in Weinen und Jammern aus. Umsonst eilt der erschreckte Famulus aus dem Nebenzimmer mit Licht herbei und sucht ihn zu beruhigen, er bleibt hartnäckig dabei, kurz zuvor blind gewesen zu sein, und nach längerer Zeit erst entdeckte man die Quelle seines Irrthums, als ein dicker Lichtqualm aus dem geöffneten Schranke hervordrang.

Hypochondrie und Distraction gingen Hand in Hand bei ihm und unterstützten einander. Im eifrigen Gespräche mit einem fremden Gelehrten, bemerkte er es nicht, wie er mit dem einen Fuße fortwährend in einer tiefen Gosse wandelte, und dadurch einen humpelnden Gang gewann. Als indessen ein vorübereilender Bekannter ihm scherzhaft zurief: „Um Gotteswillen, Herr Bischof, was fehlt denn Ihrem rechten Beine, Sie hinken ja?" gewahrte er die Folge, aber ohne der Ursache zu gedenken, und gerieth darüber in die entsetzlichste Angst.

Ohne allen Abschied ließ er seinen Begleiter stehen, und hinkte mühsam seiner Wohnung zu; fest überzeugt, sein Bein gebrochen zu haben, fing er im Thorwege schon ein lautes Gestöhne an; behutsam mußten die Diener ihn die Treppe heraufstragen, und schnell den General-Stab-Chirurgus, Doctor Fenger, rufen.

Ging er aus oder war in seinen Studien

vertieft, den zahlreichen Besuchern nicht sichtbar, so hieß er gemeiniglich seinen Famulus die Worte an die Thüre schreiben: „Biskop M....r är itte hieme! (Bischof M....r ist ausgegangen). Oftmals begegnete es ihm nun, daß er, wenn er von einem Spatziergange heim kam und die gedachten Worte las, zu seinen Begleitern sagte: „Kehren wir nur wieder um, der Bischof ist auch nie zu Hause; oder verläugnet sich schon wieder!"

Die Perle aller M....schen Anekdoten ist indessen eine Scene, die sich auf dem Landsitze seiner Schwester, der bekannten Dichterin Friederike B..., zutrug. An einem Gesellschafttage war ein überaus brillanter Kreis bei ihr versammelt, der nach dem Essen den Kaffee in einem allerliebsten Gartensalon einnahm, geschmackvoll mit italienischen Landschaften decorirt. Längere Zeit saß der würdige Bischof schweigend und nachsinnend in einer Ecke, wie dies in größeren Ge-

ſellſchaften wohl ſeine Gewohnheit war; plötzlich aber — ach wäre ich doch ein Attiker, um die zarteſten Euphemismen hier anwenden zu können! — plötzlich kam er zur Erkenntniß, daß er tüchtig gegeſſen und nicht minder getrunken, und ſuchte ſchamhaft nach einem verborgenen Winkel im Freien. In ſeiner Diſtraction aber, oder hatte vielleicht ein anderer Parrhaſius die Wände gemalt, ſieht er eine gemalte Baumgruppe für eine wirkliche an, und lieferte, zum Erſtaunen aller Anweſenden, ein Gegenſtück zu Potters berühmter Kuh.

Uebrigens glaube man nur ja nicht, daß M....r wie der erſte, ſo der einzige zerſtreuete Gelehrte Kopenhagens geweſen; je mehr todtes Wiſſen, deſto mehr Unempfänglichkeit für das Leben, und deſto zahlreicher die Diſtractionen. Aus dieſen Gründen dürfte daher der grundgelehrte Staatrath Thorlacius (im grauen Norden und der Runenſchrift ſo bewandert, wie

jener in des Südens Vergangenheit und den kufiſchen Charakteren) dem Biſchofe die Palme ſtreitig machen. In Beziehung auf dieſen würdigen Isländer trägt man ſich mit einer Doppelanekdote herum, die indeſſen viva voce vorgetragen werden müßte, um recht zu frappiren.

An einem ſchönen Sommerabende ritt unſer Held, dem die Aerzte Bewegung anempfohlen hatten, am Strandwege ſpatzieren, und nahm, um ja keine Zeit zu verlieren, einen grönländiſchen Folianten in die Hand, welchen er auf das Angelegentlichſte ſtudirte. Der ſich ſelbſt überlaſſene kleine Landsmann des Staatrathes fing erſt an zu graſen, dann im Graben zu ſtolpern, und nach Kurzem lag unſer wenig ſattelfeſter Reiter auf der Erde. Zu allem Glücke war der Fall nicht hoch, aber weich; er fiel ſo bequem, daß er ſeine intereſſante Lectüre ruhig fortſetzen konnte, und vergaß ſeine Erniedrigung ganz, wenn er ſie anders überhaupt bemerkt hatte.

Ein Bekannter kam inzwiſchen vorübergefahren, ließ halten und rief dem im Graben liegenden Profeſſor zu: „Herr Etatrath, ſo fahren Sie doch mit!“

„Ich danke Ihnen — ſprach der über die Störung unwillige Gelehrte — Sie ſehen ja, daß ich reite.“

Bald nach dieſem trefflichen Bull, der den lachluſtigen kopenhagener Badauds (ich weiß dies Wort nicht höflich zu überſetzen) einen erwünſchten Stoff zum Lachen bot — unterhielt man ſich hierüber im Athenäo, und amüſirte ſich köſtlich auf Koſten des guten Profeſſors. Unter den Anweſenden war auch ein Sohn Iſraels, der durch ſein gellendes Gelächter alle Anderen zu betäuben drohete, und ſelbſt da nicht wieder zur Ruhe kam, als ſchon längſt ein anderer Gegenſtand beredet wurde. Unwillig hierüber und zugleich neugierig, fragt ein ſpäter

Eingetretener: „Um Gotteswillen, was giebt es denn hier so Lächerliches?“

„Was es giebt?“ entgegnet der hebräische Elegant, und hält sich vor Lachen den Bauch. „Nu denken Sie sich, der Etatrath Thorlacius, der reitet auf en Pferd und lieſt in en Buch, und da fällt das Buch herunter und er merkt es nicht, und da hält en Herr still und sagt: Herr Etatrath, wollen Sie nicht mitfahren, und da bedankt er sich und sagt mit en ganz verdrießlich Gesicht: Ich reite schon.“

„Was ist denn aber Lächerliches daran?“ entgegnete der desappointirte Fremde, „ich finde gar Nichts dabei.“

„Ach Gott!“ erwiederte der Jude, welcher, wie bemerklich, während des Erzählens die Pointe vergessen. „Sie haben ganz Recht, Lächerliches ist nichts dabei, aber man muß doch in Gesellschaft mitlachen.“

Und dieſer complaiſante Iſraelit war der Sohn des mit Recht ſo benannten kopenhagener Kroeſus, weil er ein unermeßliches Vermögen beſaß und verlor.

Um das Trifolium voll zu machen, muß ich des trefflichen Grafen S.....n noch gedenken, von deſſen origineller Zerſtreuetheit ich oftmals den Zeugen abgegeben. Zur beſſeren Verſtändniß muß ich nur vorausſenden, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der wahrlich dieſe ſeine kleinen Schwächen durch tauſend große und ſchöne Eigenſchaften wieder aufwiegt, ſeit längerer Zeit ſchon dem Gebrauche der Gabel entſagt hat und ſtets mit den Fingern ſein Mahl verſpeiſet.

Es wurde an königlicher Tafel Kaviar umhergegeben, von dem ſich hergebrachtermaßen die

alte Excellenz eine tüchtige Portion mit den Fingern herausnahm, und à la chinoise zu verſpeiſen begann. Dabei aber fuhr ſie ſich, der ungezogenen Fliegen wegen, ſo oft mit der Hand in's Geſicht, daß dieſes bald, hellfunkelnd im Sonnenſcheine, mit einer transparenten Eierkruſte überzogen ward.

Lange widerſtand Alles dem Lachen, denn man wußte, daß Ihre Majeſtäten dergleichen ſehr übel vermerkten; endlich aber, als ein ſcharfſichtiger Kammerjunker gewahrte, daß ſelbſt die Allerhöchſten Mundwinkel unwillkührlich zu zukken begönnen, konnte ſich die Nachbarin des Grafen, das geiſtreiche Hoffräulein von L—w, des Lachens nicht länger enthalten. Der Graf ſtutzte, und ein Blick auf ſeine mit Kaviar angefüllten Finger verrieth ihm ſeinen Mißgriff. Verlegen haſchte er nach einer Entſchuldigung und brach, die eine Zerſtreutheit noch durch die andere überbietend, in die Worte aus: Mille

pardons, mais je croyais que c'étaient des epinards!

Doch dies war nur das Vorſpiel des Tages. Excellenz hatten ihr Sacktuch vergeſſen, ſahen aber die höchſt elegante weiße Schleppe ihrer Nachbarin für daſſelbe an, und bedienten ſich deſſelben ſo fleißig, wie man es nur irgends von einem eifrigen, den Kaviar mit den Fingern verſpeiſenden Tabakſchnupfer erwarten kann. Zum Ueberfluſſe aber ſtopfte er ſie obendrein ſo tief als nur möglich in ſeine geräumige Rocktaſche.

Als ſich nun nach geendeter Tafel die Geſellſchaft erhob, ſtanden, zum Erſtaunen aller Anweſenden, die hochgeſchürzte Hofdame und der alte Miniſter als ein Paar zuſammengekettete Inſéparables dos à dos da.

Jene Dame ſcheint vom Schickſale auserkoren, ihm als pierre de touche zu dienen. Bei einer Hoffête präſentirte er ihr ſeine Tabatiere,

ſie refüſirt, aber um ſo eifriger nur dringt er in ſie ein, und bricht zuletzt, da alle ſeine Bemühungen unnütz bleiben, in die lauten Worte aus: „Mein Gott, mein Fräulein, laſſen Sie ſich denn gar nicht verführen?“ „Nie in ſo großer Geſellſchaft!“ war die gewandte Antwort.

Doch alle dieſe Diſtractionen ſind Kleinigkeiten gegen den nachfolgenden Zug, den ich aus dem Munde eines Augen-, oder wenn man lieber will, Ohrenzeugen habe. Die zweite Gemahlin des Grafen, die Gräfin Charlotte, war geſtorben, und der betrübte Wittwer kehrt von ihrem Leichenbegängniſſe heim, als ihm etwas ſehr Komiſches einfällt, welches ſich dabei begeben. Plötzlich verläßt er daher ſeinen Begleiter, und tritt in die vormaligen Zimmer ſeiner Gemahlin mit den Worten ein: Il faut pourtant que je raconte cela à Charlotte.

Viertes Kapitel.

Die Adjudantur.

Seit der Zeit, wo die ſtehenden Heere den Adel unnütz machten und ſtürzten — ein Tauſch, bei dem wahrlich weder Volk noch Fürſten gewonnen — und wo die Fürſten die Armee als vermeintliche Stütze der Sicherheit im Innern und der Macht nach Außen entweder zu ihrer Favoritbeſchäftigung, oder auch nur zu ihrem Steckenpferde erkoren, gelangten die fürſtlichen Adjudanten — welch vielſagender Titel! — zu großem Einfluſſe und Anſehen. Weniger war

dieſes in Frankreich der Fall, wo die Monarchen meines Wiſſens keine Adjudanten hatten, indem die dienſtthuenden Hauptleute der königlichen Leibgarde die einzige militäriſche Umgebung des Fürſten ausmachten. Auch deutet die franzöſiſche Benennung, Aide de Camp, deutlich genug an, daß dieſe Herren im Frieden und am Hofe zum Mindeſten überflüſſig ſind. Der neue Beherrſcher Frankreichs hat freilich Adjudanten und bedarf ihrer auch, da die fünf Compagnien der Leibgarden und hundert Schweizer aufgelöſt ſind. Englands Beherrſcher hatten und haben Adjudanten, aber bei dem geringen perſönlichen Intereſſe, welches der hannöveriſche Fürſtenſtamm für das Kriegweſen hegt, und bei den ſcharfen Gränzen, welche die Verfaſſung allem ſelbſtändigen Auftreten des Königs geſteckt hat, konnte die militäriſche Umgebung nie einflußreich werden.

Ganz anders bei allen übrigen europäiſchen

Fürſten; die Mehrzahl derſelben, gewohnt, ſich ſogar mit dem Detail des Militärweſens zu beſchäftigen, bedarf ſtets einer unterrichteten Umgebung, welche ihre Fragen ſchnell beantworten, ihren Willen gleich vollſtrecken kann, und dies der Urſprung der Adjudantur. Es war natürlich, daß nur die kenntnißreichſten Officiere hiezu beſtimmt wurden, oder ſolche, die ſich des allerhöchſten perſönlichen Wohlwollens erfreueten, und durch ihre Bildung und Benehmen ſich vorzugweiſe dazu geeignet machten. Zu allen Zeiten um den Fürſten, und durch die Uniform ſchon ihm nahe gebracht, hatten ſie die beſte Gelegenheit, ſeinen Charakter zu ſtudiren, ſeine Neigungen und Abneigungen zu erforſchen, und vor Allem den paſſendſten Augenblick zu entdecken, wo Seveniſſimus entweder heiter oder verſtimmt, für oder gegen eine Sache einzunehmen ſei. Hiedurch nahm denn ihr perſönlicher Einfluß mehr und mehr zu, und überſchritt bei

weitem den, eigentlich nur geringen Wirkungskreis, welchen ihre amtliche Stellung ihnen angewieſen.

So kam es dann, daß ſelbſt die bedeutendſten Staatmänner den Verkehr mit der Adjudantur für nothwendig erachteten, zumal um dem Fürſten unmerklich dieſen oder jenen Eindruck beizubringen, oder auch nur um den rechten Moment zu erfahren, wo man das fürſtliche Eiſen ſchmieden könne, weil es genügend erwärmt ſei. Ein ſelbſtdenkender kräftiger Fürſt wird ſich freilich hüten, ſeiner Umgebung einen directen Einfluß auf Regierungmaaßregeln und Geſchäfte einzuräumen und dadurch alle Reſſortverhältniſſe über den Haufen zu ſtoßen; aber er wird ſich ſelten enthalten, bei Gegenſtänden von allgemeinem Intereſſe, oder auch bei der Beſetzung von Stellen ihrem anſcheinend ſo unparteiiſchen Urtheile über die Perſonen zu horchen. Da nun aber die Maaßregeln allemal von den

Perſonen ausgehen, ſo wirkt die fürſtliche Umgebung auch durch dieſe auf jene, mehr oft als billig, ein.

Hienach wäre es ein Glück, wenn die Fürſten auch Civiladjudanten hätten, wie die militäriſchen ohne Rückſicht auf Rang und Dienſtalter aus der Blüthe der Beamtenwelt geſchöpft. Die Cabinetſecretäre, ſelbſt die ausgezeichneteſten, ſind hiefür kein genügendes Surrogat, weil ſie mit dem Herrn wohl arbeiten, aber nicht leben.

Aber wo fände man Civiliſten, die ſich jene Anmuth des Benehmens, jene Sicherheit der Haltung und vor Allem jene anſtändige Unverſchämtheit zu eigen gemacht hätten, welche den gebildeten Militär auszeichnen und ihn im Umgange ſo beſonders angenehm erſcheinen läßt? Sicherlich nirgends; die Beamten ſind im Verkehre mit allerhöchſten Perſonen entweder zu unterthänig gehorſam oder zu zudringlich frei-

müthig, die Unterrichteten wollen ſtets belehren und Alles reformiren, die Beſchränkten taugen nichts, und Alle miteinander ſind äußerſt ſelten nur geeignet, im perſönlichen Verkehre dem Fürſten zu genügen.

Da aber der Regent, ſo gut wie jeder andere Menſch, des Umganges bedarf, ſo war keine andere Wahl; der vertraute Umgang, die nächſte Umgebung des Fürſten mußte entweder aus Militärs beſtehen, oder aus einer ganz eigends dazu erzogenen und gebildeten Menſchenklaſſe, den Hofleuten. Wie verderblich aber die letztere, zu unſerem Heile ganz ausgeſtorbene und nur noch in ſchlechten Romanen ſpukende Raçe werden kann und geworden iſt, beweiſt uns leider die Geſchichte zur Genüge, und man darf der Adjudantur den wärmſten Dank dafür zollen, daß ſie mehr als alles Andere zur Ausrottung dieſes Geſchmeißes beigetragen hat.

Die Einleitung iſt lang, aber kein hors

d'oeuvre, zum wenigſten kein ganz überflüſſiges, weil Unkunde und übler Wille die Adjudantur zu einer Art Camarilla gemacht haben, in Dänemark wie in Preußen. Zuerſt mußte demnach das Princip gerechtfertigt werden, demnächſt die Perſonen.

Der General von B....

Der erſte Adjudant des Königs, der mehr als ſein Liebling, weil er ſein Freund, iſt der Baron von B...., aus der bekannten ſo überaus zahlreichen Familie der B....s, die nur noch am eigenthümlichen Vogel ihre Verwandtſchaft erkennen. Dem unterrichteten Preußen dürfte man am paſſendſten ſein Verhältniß zum Könige von Dänemark mit dem des Ober-Kammerherrn Fürſten Wittgenſtein zum Könige von Preußen vergleichen wie denn dieſe beiden Männer auch in ihrem Benehmen und Charakter mannigfache Aehnlichkeit haben. Und wie Dä-

nemarks und Oeſtreichs Beherrſcher in Allem ſich gleichen, ſo auch in der Wahl ihrer Umgebung; Herr von B.... hat Vieles vom Kutſchera und Dieſer von Jenem.

Aufgewachſen mit ſeinem Fürſten und ſo unzertrennlich von ihm, daß er in einem Zeitraume von einigen und dreißig Jahren kaum vier und zwanzig Stunden von demſelben entfernt geweſen, begabt mit einem klaren, geſunden Verſtande, ohne vielſeitige und gründliche allgemeine Bildung, aber mit einer tüchtigen Kenntniß ſeines Faches, und einer reichen, im Leben erworbenen Erfahrung, die oftmals alle Dienſte der Fineſſe vertritt, dabei vom edelſten Herzen und felſenfeſter Anhänglichkeit an ſeinen fürſtlichen Gebieter und Freund, iſt Baron B.... grade der Mann, deſſen Friedrich der Sechſte bedurfte.

In früheren Jahren fehlte es ihm nicht an zahlreichen Gegnern, zumal unter den Deutſchen, und noch jetzt ſchelten ihn dieſe parteiiſch, weil

er Däne mit Leib und Seele, und ſich von jeher aus beſten Kräften allen Germaniſirungverſuchen widerſetzt hat. Auch beſchuldigt man ihn — welches zugegeben kaum tadelwerth erſcheinen dürfte — daß er, als Vorſteher des Kriegdepartements, ſeine Untergebenen vorzugweiſe befördert zu ſehen ſtrebe, und ſeinen perſönlichen Einfluß dahin benutze, jede irgend geeignete Civilbedienung mit Militärperſonen zu beſetzen. Letzteres halte ich ſelbſt nach manchen mir bekannt gewordenen Beiſpielen für nicht ganz ungegründet. Aber an wem liegt die Schuld? Lediglich an den übrigen Miniſtern. Verwendeten dieſe ſich mit gleichem Eifer und Feſtigkeit für ihre Untergebenen, ſo würde der gerechte Monarch, der ſtrenge darüber wacht, daß Keiner in das Gebiet des Anderen herübergreife, nie das Militär zum Nachtheile anderer Stände bevorzugen.

Staunen wird man und es kaum für glaub-

lich halten, wenn man hört, in wie weit ſich der unbeſchränkteſte Monarch, der bei allgemeinen Staatgeſchäften die eigene Anſicht allemal der des Collegii zu unterordnen pflegt, ſogar bei Gnadenbezeugungen, bei der Verleihung von Aemtern und Würden beſchränkt hat!

Tritt eine Vakanz ein, ſo übergiebt nach einer gewiſſen ziemlich willkührlichen Friſt das Collegium, in deſſen Geſchäftkreis die Beſetzung gehört, dem Könige eine Liſte der Competenten, inſofern dieſe nämlich die geſetzlichen Erfoderniſſe dazu haben, und zwar dergeſtalt abgefaßt, daß, nach der beſtehenden Obſervanz, eigentlich nur die drei zuerſt ſtehenden Namen, und unter dieſen wieder eigentlich nur der oberſte von Seiner Majeſtät in Betracht zu ziehen iſt. Das iſt die freie Wahl des Souveräns!

Alle Jubeljahre kömmt es freilich dem Könige einmal in den Sinn, dem Spruche der Schrift nach, die Oberſten zu erniedrigen und

die Unterſten zu erhöhen; dann aber ſchreien die allgewaltigen Collegienräthe und klagen über den unerlaubten Einfluß der königlichen Umgebung. Ereignete es ſich aber gar, was denn auch freilich entſetzlich wäre, daß Se. Majeſtät ſo eigenmächtig wären, einem armen invaliden Officiere, mit einem Beine und einem Dutzend hungernder Kinder, eine Zöllnerſtelle zu geben, welche das Collegium einem ihrer emporgekommenen Schreiber beſtimmt hatte, ſo iſt des Jammers und des bureaucratiſchen Aufruhrs kein Ende, und gemeiniglich muß der General B.... von dem die Schuld tragen, was eine echt königliche Handlung des Wohlwollens und der Billigkeit geweſen.

Perſönlich kenne ich den Herrn von B.... eigentlich nur von der Tafel, wo er der charmanteſte Wirth iſt, ſtets heiter und zuvorkommend, und dabei Inhaber eines vortrefflichen Kellers und einer excellenten, nur etwas kräfti-

gen Küche. Da hat er denn ganz das Weſen eines altengliſchen Esquires; jene Herzlichkeit, Gradheit, Munterkeit und tauſend Witze und Späße, ſaftig wie der Roſtbeef und kräftig wie der alte Portwein. Da iſt keine Spur von dem geſchraubten officiöſen Weſen anderer ſeinwollender Großen, die ihrem Munde allemal ein Schloß vorlegen, aus Furcht, irgend ein Staatgeheimniß möchte ihnen herausfallen, und die par force Waſſer trinken, um den feurigen Geiſt zu dämpfen. Herr von B.... giebt ſich ganz, wie er iſt, und haßt alles Scheinſein.

Noch eines Vorwurfs gegen den Herrn von B.... muß ich, vereint mit der Quelle, woraus er entſpringt, gedenken. Das perſönliche Ambiren und Betteln um Stellen iſt, wie ich an einer andern Stelle ſchon geſagt habe oder ſagen werde, nirgends ſo ſehr Mode als in Dänemark. Die Sollicitanten haben da ihren beſtimmten Turnus, ihre regelmäßigen Tage und

Stunden, wo sie allen Herren, die Einfluß besitzen, ihren Hof machen und um ein eventuelles Fürwort sie angehen. Niemand wird nun aber so überlaufen, als der Herr von B...., weil Keiner so einflußreich und zugleich so dienstfertig und wohlthätig. Allen helfen kann er nicht — ja er hilft selbst nicht allen Denen, welchen er wohl helfen könnte, weil er den festen Grundsatz zu haben scheint, sich nie in unbeikommende Sachen zu mischen — aber Allen sich freundlich, Allen sich theilnehmend und gefällig beweisen, das kann er und thut er.

Wer nun diese seine allgemeine Dienstfertigkeit nicht kennt, glaubt leicht eine besondere, nur ihm geltende darin zu finden, und schilt nachher über Unzuverlässigkeit, Falschheit und Wortbrüchigkeit, wenn er seinen Zweck nicht erreicht. Dies hört man daher ziemlich oft, aber nie traf ich in Dänemark einen Menschen, der dem Herrn von B.... den Vorwurf machte, wissentlich ihm

geſchadet zu haben; etwas Großes bei einem ſo-genannten Günſtlinge.

Den beſten Beleg hiezu giebt ſein mir verbürgtes Benehmen gegen den ſo bekannten Witt oder Döring, den er durch Wort und That beſchämte.

Als blutjunger Student war dieſer nach Kopenhagen gekommen und erregte durch ſein langes Haar und deutſchen Schnürenrock nicht geringes Aufſehen. Zugleich gefiel er ſich ſchon damals darin, gegen die beſtehende Ordnung zu peroriren, und das Däniſche, welches er gar nicht kannte, ſchlecht zu machen. In einem öffentlichen Beluſtigunggarten kam er zufällig in die Nähe des Herrn von B.... zu ſitzen, welcher der deutſchthümelnden Partei, als das perſonificirte antideutſche Princip, in den Tod verhaßt war, und ſchimpfte laut genug, um gehört zu werden, auf alles Däniſche. Seiltänzer oder ſonſtige Gaukler machten ihre Kunſt-

ſtücke, und als ſie den Lohn einſammelten, den die Meiſten in Papier oder Kupfer zollten, warf er einige Schillinge (die kleinſte ſilberne Scheidemünze) auf den Teller, und fügte mit einem Seitenblicke auf den Herrn von B.... die hochmüthigen Worte hinzu: „Das iſt gutes Geld, denn das iſt deutſch!“ Als der Sammelbube nun zum Generale kam, legte dieſer einen däniſchen Ducaten hin, und ſagte gelaſſen: „Und dieſes iſt noch beſſer, denn es iſt däniſch.“

Witt fühlte das Treffende der Widerlegung, aber anſtatt ſich zu ſchämen, trat er auf den königlichen Freund zu, und ſagte ganz laut: „Ich danke Ew. Exc., denn dies iſt wohl das erſte Mal, daß Ihr Haß gegen die Deutſchen einem Dänen genützt hat!“

Und dieſer Ungezogenheit ohnerachtet, verdankte er es lediglich dem Fürworte des Herrn von

B...., daß ihm ein Theil seiner Festungsstrafe erlassen wurde. Das ist edle Rache.

Der Oberst-Lieutenant von A.....n, Ritter vieler Orden und Mitglied unzähliger Akademien.

In neueren Zeiten ist es einem noch jungen Manne gelungen, die Gunst des dänischen Monarchen in einem so hohen Grade zu gewinnen, daß die nähere Charakterisirung desselben hier angebracht sein dürfte. Dieses *φαινομενον* ist um so interessanter, da der in Rubro verzeichnete königliche Flügeladjudant sich und dem Glücke Alles verdankt, und Nichts der Geburt oder Protection.

Der Sohn eines ausgezeichneten, aber vom Glücke wenig begünstigten Lehrers an der Kadettenakademie in Kopenhagen, trat er frühzeitig in Kriegdienste, und hatte — dem genialen Vater eine eben so gründliche als vielseitige

Bildung verdankend — den Grad eines Hauptmanns zweiter Klaſſe erreicht, als der Feldzug der Alliirten nach Frankreich (wohl zu merken der friedliche des Occupationheeres) ſein Glück auf eine eigene Weiſe begründete.

Anſtatt den nach der Capitale du Monde erhaltenen Urlaub zu ſeinem Vergnügen zu verwenden und mit ſeinen Gefährten koſtbaren Freudengenüſſen nachzujagen, beſuchte A..... die trefflichen Anſtalten, Bibliotheken und Kunſtſchätze, und ſtudirte das Volkleben. Der Sohn eines öffentlichen Lehrers, und mit dem Unterrichtgeben von früher Jugend an vertraut, zog das Syſtem des wechſelſeitigen Unterrichtes, damals noch auf dem Continente weniger bekannt (wenn es gleich der edle La Rochefoucault Liancourt nach Kräften zu fördern geſtrebt), die Aufmerkſamkeit des jungen Officiers auf ſich, und dieſer dadurch das Intereſſe des Königs. Das Regelmäßige, Geordnete deſſelben, die feſten,

leicht faßlichen Normen, worauf er beruhet, und die auffallend ſchnellen Reſultate, die er im Vergleiche zu allem anderen Unterrichte giebt, welcher die allmählige Entwickelung des Geiſtes von Innen nach Außen bezweckt, wogegen dieſer den entgegengeſetzten Weg einſchlägt, überraſchten und gefielen dem Könige. Dieſer Fürſt, in gewiſſer Hinſicht Autodidact, indem er aus eigenem Antriebe, und im reiferen Alter die Bildung und Kenntniſſe erlangte, welche Anderen ohne ihr Zuthun, ja oft wider ihren Willen eingetrichtert werden, und überdies ein großer Freund der Subordination und Gegner alles genialen Umherſchweifens, mußte von einem Syſteme ſich angeſprochen fühlen, welches den Schüler zum Lehrer macht, und dennoch eine ſtrenge, faſt militäriſche Disciplin aufrecht erhält. Ueberzeugt, daß Bildung aller Klaſſen die ſicherſte Stütze des Thrones ſei, umfaßte er die neue Lehre mit der ganzen Begeiſterung ſei-

nes edlen Herzens und ſchenkte ſeine volle Gunſt dem nordiſchen Apoſtel derſelben, der mit dem Eifer und der Beharrlichkeit des heiligen Ansgarius das neue Schulevangelium verkündete.

Durch das ganze Königreich wurde die Einführung des von ihm verfaßten neuen Schulplanes decretirt, und die Seele dieſes Unternehmens ward und blieb der gedachte, nun zum Adjudanten erhobene junge Officier. Die unermüdende Anſtrengung, mit welcher er die unzähligen Schwierigkeiten überwand, die der alte Schlendrian, wie die neue Superklugheit ihm in den Weg wälzten, verdienten ſicherlich die ihm zu Theil gewordene allerhöchſte Anerkennung, und leicht verzeihlich wäre es daher, wenn der Kopf ihm zu Zeiten etwas ſchwindelte und ein wenig Charlatanerie und Eitelkeit dann das urſprünglich reine Motiv ſo ſehr überſchatteten, daß Fernerſtehende über den abusum den usum aus den Augen verloren. Auch mißfiel den

Civilbehörden, zumal den deutſchen, der Einfluß, den eine unbeikommende däniſche Militärperſon auf das Schulweſen erhielt; Paſtoren, Pröbſte, Superintendenten und Biſchöfe, Con-, Sub-, Di- und Rectoren ſchauten mit Neid auf den Alles organiſirenden Oberſten, und es fehlte nicht an heftigen, mitunter komiſchen Reibungen, von denen ich ein Beiſpiel anführen will, weil es den großartigen Charakter des Königs zeigt, der ſelbſt da, wo ſeine Lieblingsthätigkeit unſanft und unziemlich berührt wird, die fremde Individualität und vor Allem die geſetzliche Norm ehrend anerkennt. Im Uebrigen ſage ich hier relata refero! nur im Ganzen, nicht im Einzelnen kann ich die nachſtehende Anekdote verbürgen.

Der Oberſtlieutenant von A.....n pflegte in Schulſachen zur Zeit- und Schreiberſparung häufig unmittelbar mit den Provinzial- und Localbehörden zu correſpondiren, ohne das ordnung-

mäßige Medium, die ſchleswig-holſtein-lauenburgiſche Kanzlei (combinirtes Miniſterium des Innern und der Juſtiz). Nun begab es ſich, daß er mehrere Zuſchriften der Art an einen ausgezeichneten Beamten im Herzogthume Lauenburg erließ, der indeſſen, wie es ſcheint, weder dem wechſelſeitigen Unterrichte noch dem Apoſtel deſſelben beſonders hold war, und in dieſen directen Mittheilungen des Herrn Adjudanten überdieß noch eine inconſtitutionelle Anmaßung und Nichtachtung des bezeichneten höchſten Collegii gewahrte. Er packte daher alle jene Zuſchriften, ohne eine einzige zu beantworten, zuſammen und übermachte ſie der kopenhagener Polizeidirection mit einem Schreiben des ungefähren Inhalts:

„Er bäte die löbliche Polizeibehörde doch gefälligſt, dem ihm unbekannten Verfaſſer dieſer Briefe nachzuforſchen, und ſelbigem ſolch zudringliches Moleſtiren zu unterſagen. Der Mann

unterzeichne ſich zwar als Flügeladjudant Sr. Majeſtät und Ritter vieler Orden, aber es ſei nicht glaublich, daß ein Solcher eine ſo ungeſetzliche Anmaßung hegen könne, ihm ohne Zuthun der Kanzlei Weiſungen zukommen laſſen zu wollen. Dieſe Zudringlichkeit und Anmaßung beſtätige vielmehr, worauf der Name ſchon hindeute, daß ein Sohn Abrahams jenen unberufenen Schriftſteller abgegeben."

Der Herr von A.....n, ein ſo guter Chriſt, wie ihn nur je der wechſelſeitige Unterricht geſchaffen, beklagte ſich über dieſe mauvaise plaisanterie beim Könige, und bat um eine eclatante Genugthuung, da er ja nur im Auftrage Sr. Majeſtät gehandelt habe. Aber dieſer erkannte ſogleich, daß der Amtmann P. nicht blos die Lacher, ſondern auch das ſtrenge Recht auf ſeiner Seite habe, bedauerte zwar ſeinen Adjudanten, aber warnte ihn fürderhin, die Formen

zu vernachläſſigen und die competente Behörde zu überſchreiten.

Die däniſche Regierung verfällt häufig in einen Mißgriff, deſſen Quelle wohl, da er durch alle Zweige der Verwaltung ſich erſtreckt, im mangelhaften Staatorganismus ſelbſt begründet ſein muß. Es iſt dies nämlich die unſelige Idee, daß man einen Mann zu Allem tauglich hält, weil er vielleicht in Einem Fache ſich ausgezeichnet. Die Folgen hievon ſind verderblicher als man leicht beim erſten Anſcheine glauben dürfte; man belaſtet die fähigen Köpfe mit einer Maſſe fremdartiger, ſich widerſprechender Geſchäfte, und raubt ihnen alſo Zeit und Luſt da, wo ſie könnten und möchten, zu wirken.

Iſt es, um ad hominem dieſes zu erweiſen, denn nicht genug, daß ein vorzüglicher Militär zugleich Reformator des ganzen Schulweſens geworden, und muß man ihn denn überdies noch zum geſchickten Diplomaten, zum feinen Nego-

tiateur machen wollen? Ich achte und liebe den Oberſtlieutenant von A.....n, ich mache ſeinem Kopfe und Herzen, ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen alle nur möglichen Zugeſtändniſſe, aber ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, ihn bei delicaten Miſſionen zu beobachten, und muß daher ſagen: „Macht ihn zu allem Möglichen, zum Kriegminiſter, Generalſchuldirector, Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften und europäiſchen Ordenkanzler, nur nicht zum Diplomaten!

Warum nicht? Weil er durch und durch eitel iſt, lieber ſich als Andere reden hört, Vieles ſagt, was er verſchweigen ſollte, und darüber Manches überhört, was ihm zu wiſſen nöthig. Ein eitler Menſch kann oft vortrefflich gebraucht werden, aber zu allem Größeren, zu jeder ſelbſtändigen Thätigkeit iſt er verdorben.

Die übrigen Adjudanten kenne ich zu wenig, um ihr Bildniß hier crayonniren zu können, es ſind recht artige, wohlgeſittete und unterrichtete Männer, mitunter ein klein wenig fats, aber doch mit Anſtand. Einer nur, der Herr von Göſſel, verdient einer beſonderen Erwähnung, indem er ſich eben ſo ſehr durch ſeinen edlen Charakter und ſeine ſehr bedeutenden Kenntniſſe, als ſeine große Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit auszeichnet.

Dagegen muß ich noch eines Herrn aus der nächſten königlichen Umgebung gedenken, dem, ginge es in dieſem Kapitel nach Rang, Würde und Verdienſt, oder auch nur nach der Anciennetät, der erſte Platz gebührt hätte. Es iſt der Oberkammerherr, Oberhofmarſchall und Oberſtallmeiſter von Hauch, der Neſtor der Hofleute, der mit jugendlichem Geiſte auch faſt jugendliche Kraft noch verbindet, und der ſich überall an die Spitze ſtellt, wo es die Beförde-

rung von Unternehmungen gilt, welche des Vaterlandes Ruhm und Anſehen zu fördern verſprechen. Reich begabt mit eigentlichem gelehrten Wiſſen und einer ſeltenen Empfänglichkeit für alle Wiſſenſchaft und Kunſt, finden alle Gelehrte bei ihm Anerkennung, und durch ſein Fürwort des Königs thätige Unterſtützung.

Es iſt zum großen Theile ſein Verdienſt, daß kein Verdienſt der Art unbemerkt bleibt, und daß das kleine Dänemark verhältnißmäßig mehr hiefür thut, als irgend ein anderer Staat, Preußen allein ausgenommen. Thut ein junger Mann ſich dort hervor, ſei es in welchem Gebiete der menſchlichen Kenntniß es wolle, als Mineralog oder Botaniker, Orientaliſt oder Aſtronom, ſo iſt er ſicher, zu ſeiner vielſeitigeren Ausbildung ein Reiſeſtipendium zu erhalten; ja die eigentlichen Facultätſtudien, Jurisprudenz, Medicin und Theologie, werden ebenſowohl auf dieſe Weiſe gefördert, als jene iſolirter ſtehenden Kenntniſſe,

welche vorzugweiſe die Unterſtützung des Staates erheiſchen, weil ſie ſelten die gebührende und zureichende Anerkennung im Leben finden.

Vielleicht dürfte man dieſe Protection dem Könige um ſo mehr zum Verdienſte anrechnen, da weder eigene Neigung (penchant) noch die mäcenatiſche Eitelkeit ihn hiezu beſtimmen, ſondern nur die Ueberzeugung, daß eine (man mißverſtehe mich hier nicht) ganz eigentliche ſtandmäßige Bildung das Wohl des Staates begründe. Wie daher durch den vortrefflichen wechſelſeitigen Unterricht die Elementarbildung der unteren Klaſſen beſorgt wird, ſo begründet die angedeutete Förderung aller Kunſt und Wiſſenſchaft die gründliche Ausbildung der höheren Klaſſen.

Fünftes Kapitel.

Der F.....minister von N. N.

Auffallend ist der Einfluß, den der Herr von N. N. sich zu verschaffen und zu erhalten gewußt hat, und ganz unerklärlich, wenn man nur auf die Individualität desselben und nicht auf die Zeitumstände Rücksicht nimmt. Vom Amtmanne (Kreishauptmann bei uns, Landrathe im Preußischen) in Hadersler wurde er Minister, ohne hervorragende Talente, ohne besonderen Ruf und ohne andere Kraft als die der Trägheit. Der Finanzzustand war bei

seinem Antritte mehr verwickelt als schwierig, denn sein Vorgänger hatte durch einen gewaltsamen Staatsstreich die Schulden des Ganzen mit dem Vermögen der Einzelnen gedeckt; dem neuen Schuldsysteme, der Reichsbank, hatte man eine sehr solide Hypothek zum Grunde gelegt, indem man sie auf dem sämmtlichen Grundeigenthume im Lande fundirte. Alle Privathypotheken wurden zurückgeschoben und die Reichsbank trat bis zu einem bestimmten Belaufe an deren Stelle; doch überließ man es großmüthig den Eigenthümern, ob sie das ihrem Eigenthume als Schuld zugeschriebene Capital sogleich bezahlen oder es mit Sechs vom Hundert verzinsen wollten.

Bald nachdem diese Maaßregel durchgesetzt worden, und also ein neuer Credit durch förmliche Creditlosigkeit erkauft war, übernahm Herr von N. N. das Ministerium, welches er leider, zahlreicher Widersprüche und Beweise seiner Un-

tauglichkeit ohnerachtet, bis zum heutigen Tage behauptet hat. Indeſſen dürfte man ſeinen Abtritt jetzt wohl als nahe vorausſetzen. Die Zuſammenberufung der Provinzialſtände macht die Ablegung eines Finanzetats, eines Budgets nöthig, und zu dieſer Arbeit iſt Herr von N. N., welcher jener Göttin im Leben Altäre erbauet hat, welche der geniale Schlegel in ſeiner Lucinde als göttliche Faulheit creirt hat, viel zu träge. Lieber tritt er zurück und überläßt einem nordiſchen Hercules das undankbare Geſchäft, die Rentekammer, dieſen Stall des Augias, zu reinigen. Möchte dieſer dann nur dem Fingerzeige der Geſchichte folgen und zuerſt die — — — heraustreiben.

Es dürfte auffallend erſcheinen, daß ein, meinem Vorgeben nach, ganz untauglicher Miniſter das Vertrauen des ſcharfſichtigen Monarchen ſo lange ſich zu erhalten vermochte, und dies noch dazu in einem Fache, wo dem An-

ſcheine nach jede Untauglichkeit ſo leicht ſich verrathen müßte, weil dieſelbe ſich auf dem Papiere ſchon durch Zahlen und im Leben durch eine leere Schatzkammer oder neue Auflagen verräth. Was nun aber die Zahlencontrolle anlangt, ſo dürfte dieſe wohl ſelbſt Männern vom Fach ſchwerer oder gar unmöglich fallen, und die Schatzkammer kann voll, eine neue Steuer nicht erfoderlich und dennoch die Finanzverwaltung grundſchlecht ſein.

Die ganze Kunſt des Herrn v. M.-M. beſteht nämlich darin, daß er Schulden (neue Anleihen) zu machen verſteht und deren Zinſen ohne Ausſchreibung einer neuen allgemeinen Steuer deckt, indem er alle Staatausgaben den Communen aufzubürden weiß.

Der König hat von der Gefährlichkeit dieſes Manövres keine Ahnung, weil ſolche anſcheinende Kleinigkeit, ob dieſe oder jene Ge-

meinde einige Schillinge mehr per Hufe zu erlegen hat, ihm vielleicht nicht einmal vorgelegt wird, gewiß aber in ihrer Bedeutſamkeit von ihm unbeachtet bleibt. Die Anleihen gewahrt er allerdings, aber die Kultur iſt ja heutigen Tages ſo weit vorgeſchritten, daß man die Schulden, die Anleihen, als den Creditmeſſer des Staatwohlſtandes betrachtet, und eine Staatverwaltung für muſterhaft hält, wenn ſie auf Koſten der Zukunft die Gegenwart bereichert (?). Dieſe Anſicht iſt um ſo verzeihlicher beim Könige von Dänemark, weil die längere Zeit ſeiner Herrſchaft in Zeiten fiel, wo allgemeiner Krieg und Mangel die Anleihen ſogar unmöglich machten. Mit Schrecken denkt er an jene Finanzperiode zurück und ſieht mit Freuden auf die Gegenwart, deren Vorzüge er dem Finanzminiſter zuſchreibt, der das Verdienſt, aber hoffentlich nicht die Anmaßung der Fliege hat, welche vom beladenen Laſtwagen aufflog, und ſich nach-

her als causa movens pries, wie die frischen Pferde und des Kutschers verdoppelte Hiebe den Karren aus dem tiefen Kothe zogen.

Unmöglich kann der wiederholt darauf aufmerksam gemachte Fürst die vielen Nachlässigkeiten und Mißgriffe seines Ministers übersehen, aber er wagt nicht, ihn zu entfernen, weil er seine Verwaltung, wenn gleich voller Mängel im Einzelnen, so doch im Ganzen als durch die Erfahrung erprobt betrachtet.

Wer hätte aber nicht hoffen dürfen und glauben müssen, daß jetzt nach langen Friedejahren die Abgaben herabgesetzt würden, da das Militär so überaus reducirt worden und die königliche Familie von einer unglaublichen Sparsamkeit ist und Alles thut, um des Landes Bürden zu erleichtern? Aber dies ist keineswegs der Fall; eine Steuer, die einmal in Dänemark auferlegt worden, dauert stets fort, selbst dann noch, wenn ihr Zweck rein vorübergehend gewe-

ſen und ſchon längſt erreicht iſt. So z. B. wird alljährlich noch eine algieriſche Kriegſteuer bezahlt, zu einer Seerüſtung beſtimmt, welche vor netto ſechzig Jahren ſtatt haben ſollte, aber nicht hatte. Jeder Menſch iſt überzeugt, daß jene furchtbare ſechsprocentige Reichbankſteuer noch lange Jahre fortdauern wird, wenn ſie gleich nach der urſprünglichen Berechnung ſchon bald überflüſſig werden ſollte, welche Beſorgniß dadurch Gewicht erhält, daß hochgeſtellte unterrichtete Leute noch täglich das Capital abtragen.

Der allerdings anſcheinend bedeutende Credit des Landes beruht demnach nur auf dem Vertrauen, welches die Bankiers mit Recht in den Fürſten ſetzen, und auf der Ueberzeugung, welche ſie nach dem Vorausgegangenen haben dürfen, daß jeder vermögende Unterthan im Nothfalle ſolidariſch verpflichtet wird.

Ueber die Größe der Staatſchuld, über die Bedingungen der großen engliſchen Anleihe, ja

ſogar über den Betrag derſelben iſt dem Publico ein undurchdringlicher Schleier gezogen, eine künſtliche abſichtliche Dunkelheit, die nicht blos verbergen, ſondern täuſchen ſoll.

Es geht leider den däniſchen Finanzen wie den unſern, ſie ſind der eigentliche Krebs des Landes; die Finanziers, unfähig, ſich zu einer höheren Staatanſicht zu erheben, täuſchen ſich ſelbſt, weil ſie glauben, Andere täuſchen zu müſſen; kleinliche Börſenkniffe, Geheimnißthuerei, auf falſcher Prämiſſe beruhende Balancen und künſtlich ausgeſprengte Gerüchte ſollen die mangelnde Oeffentlichkeit, das fehlende Vertrauen erſetzen; eine Zeit lang gelingt dies, im tiefen Frieden halten ſich die Fonds, aber ein einziger Krieg, ein einziger erheblicher Unglückfall, und ein paniſcher Schrecken ergreift alle Rentenbeſitzer; sauve qui peut, heißt es, und der Staatcredit ſinkt, während eine größere Schuldenmaſſe, durch genügende Oeffentlichkeit unter die Con-

trolle des ganzen Landes geſetzt, ihn nicht einmal erſchüttert haben würde.

Allgemeine Bemerkungen.

Wahnſinn iſt es, den Finanzzuſtand eines Landes betrachten zu wollen, ohne gleichzeitig den vermehrten oder verminderten Wohlſtand der Unterthanen zu beachten, worauf doch im Grunde Alles ankömmt. Es iſt gar keine Kunſt, geduldigen Unterthanen das Ihre zu nehmen oder gewandt zu escamotiren und die herrſchaftlichen Kaſſen zu füllen, indem man die des Volkes ausleert; aber eine ſolche Adminiſtration, und häufte ſie durch Sparſamkeit und einſichtvolle Conſequenz auch Krösusſchätze zuſammen, iſt nicht gut, ſondern ſchlecht zu heißen, ſie iſt verderblich für das Land, verderblich für die Regierung.

Möchte daher der Herr von N. N. nur den einfachen Grundſatz beherzigen, womit der treff-

liche Thaer seine Grundsätze der rationellen Landwirthschaft eröffnet. „Die vollkommenste Landwirthschaft ist die, welche den möglich höchsten nachhaltigen Gewinn, nach Verhältniß des Vermögens, der Kräfte und der Umstände, aus ihrem Betriebe zieht. Nicht die möglich höchste Production, sondern der höchste reine Gewinn, nach Abzug der Kosten — welches Beides in entgegengesetzten Verhältnissen stehen kann — ist Zweck des Landwirths und muß es sein, selbst in Hinsicht auf das allgemeine Beste."

Der Finanzier in wahrer Bedeutung gleicht ganz dem echten Landwirthe, je größer dieser den (wohl zu merken nachhaltigen) Ertrag seines Gutes bringt, desto mehr vervollkommt sich das Besitzthum, und umgekehrt auch wieder: Spitzbübische Pächter nur oder einfältige Eigenthümer werden, dem größeren

Ertrage einiger Jahre zu gefallen, das Ganze auf lange Zeit zu Grunde richten.

Quand les sauvages de la Louisiane veulent du fruit, ils coupent l'arbre par la racine, ſagt der geiſtreiche Montesquieu, und faſt möchte man die däniſche Finanzverwaltung und ſogenannte Rentekammer mit dieſen louiſianiſchen Wilden vergleichen. Der Bauer, der Grundeigenthümer, iſt nämlich ohne Zweifel die eigentliche Wurzel des Staates, und dieſen richtet man (zumal in den deutſchen Provinzen des Landes) ganz zu Grunde, indem man alle Laſten von der Staatkaſſe ab und auf die Gemeinde wälzt (gleichviel hier, ob ſtädtiſche oder Rural-Commune). Man hat den verderblichen Grundſatz beobachtet, alle Communen als iſolirte Weſen und nicht als Theile des ganzen Staatorganismus anzuſehen, und, anſtatt den bedrängteren aus dem allgemeinen Staatſchatze zur Hülfe zu

kommen, ſelbſt den dürftigſten Gemeinden Verpflichtungen aufzubürden, aus denen nicht ſie, ſondern das Allgemeine den Nutzen ziehen.

Die ungeheuer koſtbare Unterhaltung der rieſigen Außendeiche hat reiche Gemeinden zu Grunde gerichtet, und oftmals durch das directe Verſchulden der Regierung, welche aus dem Seckel der Gemeinden jene Arbeit ſchlecht machen ließ. Die Gemeinden müſſen nicht allein die Vicinalwege unterhalten, ſondern ſelbſt die großen Landſtraßen erbauen und ausbeſſern; viele Stunden weit müſſen arme Ortſchaften Steine karren und Hand- und Spanndienſte leiſten für Wege, die niemals ihr Fuß betritt. — Reiche Gutbeſitzer ſind an den Bettelſtab gerathen, weil ſie auf ihre Koſten im unergründlichen Moraſte oder auf dem ewig treibenden Flugſande eine neue Straße bauen oder ſchlecht angelegte in Stand ſetzen ſollten.

Das System des wechselseitigen Unterrichts macht vergrößerte Schulgebäude nöthig, die Gemeinde muß sie bauen; der Lehrer soll die fremde Methode selbst erst erlernen, die Gemeinde muß ihn auf die Normalschule senden und dort erhalten. Der Pfarrer wünscht ein besseres Haus, einige Federstriche des Beamten und das Geld ist da. Wittwen und Waisen wünschen eine Pension; nichts Leichteres als das. Daß die Gemeinde ihre Armen erhält, ist in der Ordnung, aber hart ist es, daß die Regierung die allgemeine Steuer von Allen, selbst den Bettlern, einfodert, und daher die Vermögenderen nicht allein die Armen erhalten, sondern noch obendrein die Steuer für sie bezahlen müssen. Ist es nach diesem ganzen monströsen Systeme noch ein Wunder, wenn die betriebsamsten Gemeinden oftmals das traurige Loos der schlechtesten theilen, ja weit diesen nachstehen müssen,

weil örtliche oder andere Verhältniſſe dieſe begünſtigten und jenen ſchädlich waren?

Das ganze Wohl oder Wehe des Diſtricts iſt in den Händen des vorgeſetzten Beamten, denn Alles beruhet zuletzt auf der Entſcheidung in Kopenhagen und dieſe einzig auf dem Berichte des Beamten; eine Communalverfaſſung, eine Theilnahme der Gemeindeglieder an der Berathung und ein Urtheil über die Nothwendigkeit der Ausgaben hat nicht ſtatt, oder iſt doch blos nominell, und ſo ſind denn in manchen Gegenden die Auflagen ſeit 10, 15 Jahren auf das Zehnfache geſtiegen. — Iſt dieſes nicht entſetzlich? — Die Staatsabgaben dauern fort, ohne daß darum ein Schatz geſammelt, oder große gemeinnützige Unternehmungen, Bauten, Kanäle, Landſtraßen in's Werk geſetzt wären — angelegte Capitalien, welche ſo reiche Zinſen tragen — und die etwanigen ſogenannten Erſparniſſe ſind, wie glaub-

würdige Männer mich versichert haben, nichts mehr und weniger, als der noch nicht verausgabte Rest der großen englischen Anleihe.

Aus dieser flüchtigen Darstellung wird man zugleich ersehen, wie sehr man sich irrt, wenn man den staatwirthschaftlichen Handbüchern, oder selbst den officiellen Angaben über Einnahme und Ausgabe der Staaten auch nur den geringsten Werth beimißt; wie lächerlich es ist, wenn die Staatkünstler in tabellarischer Form bei Kreuzer und Heller berechnet haben, wie viel in dem einen oder anderen Staate die Auflagen per Kopf betragen! Um dies zu können, müßte man die Schulden der Communen zu der großen Landschuld addiren, die tausend Gemeinde-Budjets zu der des Staates, und dann könnte man jene arithmetischen Knechtseelen niederdonnern, welche uns schwarz auf weiß die finanzielle Glückseligkeit (jenen Ueber-

fluß am Mangel) mancher Staaten zu documentiren wagen. Das Reſultat würde uns ſchaudern machen, zumal wenn wir noch näher auf die Sache eingingen und die Millionen ausmerzten, welche nichts geben, weil ſie nichts haben, während auf uns Anderen und zumal auf dem Bauer und Hausbeſitzer, die unerſchwingliche Laſt ruht. Sind z. B. die poor rates in England nicht ſo gut eine Steuer wie jede andere; eine entſetzliche, mit Rieſenſchritten um ſich greifende Auflage, welche Alles zu überflügeln droht?

König Friedrich! über Dein Herz und Deinen Willen iſt nur Eine Stimme; hebe eine Einrichtung auf, welche Deine Diener de facto zu Disponenten über das Vermögen Deiner Unterthanen macht! Welche Sorgen würdeſt Du Dir machen, wenn Du nach reiflicher Prüfung dem Lande eine neue Steuer auflegen müßteſt, und doch geſtatteſt Du Deinen Dienern

ſo leicht, was Du Dir ſelbſt verſagſt? Von dem Augenblicke an, wo die Leibeigenſchaft aufgehoben, ſind die Gemeinden mündig geworden, und es bleibt eben ſo unklug als unrecht, unter einer ſteten, oft ungetreuen, meiſtens unrichtigen Vormundſchaft ſie zu erhalten!

Der Herr von N. N.

Wenn ich den Herrn von N. N. den einflußreichſten Miniſter nannte, ſo wiederholte ich nur, was man im Lande ſagt, und proteſtire gegen dieſes Beiwort, wenn man darin einen Widerſpruch mit einer früheren Bemerkung finden wollte, wonach der einſichtvolle Monarch keinen beſonderen Günſtling hat, weil jeder Miniſter, oder beſſer, weil jedes Miniſterial-Collegium allmächtig iſt. Im allgemeinen Wortſinne iſt Herr von N. N.

nur einflußreich, insofern er durch Trägheit und Nachläſſigkeit einen nur zu großen Einfluß auf die Fortdauer aller Mißbräuche gehabt hat, im *ſpeciellen däniſchen Sinne iſt aber einflußreich der, welcher die ſupplicirende Maſſe zu Aemtern und Titeln, Orden und Penſionen verhelfen kann.*

Dies Alles kann aber der Herr von N. N. mehr als Andere, weil die einträglichſten Stellen zu ſeinem Reſſort gehören und der König ihm nur ungern etwas abſchlägt. So unendlich träge der Miniſter nur bei Expedirung ſeiner Geſchäfte iſt, ſo thätig und fein kann er ſein, wo es die Beförderung Befreundeter oder Verwandter gilt. Den beſten Beweis hievon giebt die däniſche Familie K. ab, welche, wenn gleich weder der deutſchen Sprache noch Sitten und Rechts mächtig, in den Beſitz der beſten Stellen in den Herzogthümern gelangte, und ſelbſt ſolcher, welche nach Herkommen und poſi-

tivem Rechte den Mitgliedern der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft vorbehalten ſind. Ein Glück indeſſen, daß es lauter tüchtige, kräftige Männer ſind, deren geſunder Verſtand und offener Kopf ſie in den Stand ſetzt, ſich in die ihnen ganz fremden Verhältniſſe hineinzuarbeiten; ſonſt wäre dieſer entſetzliche Nepotismus dem Lande eine Laſt, während er jetzt und in concreto doch nur eine Härte und Ungerechtigkeit gegen die hiedurch Zurückgeſetzten enthält.

Das Protectionweſen (Patronage) iſt in allen Collegien gäng und gäbe, aber doch nirgends ſo entſchieden einſeitig als in den ihm untergeordneten. Ein unterrichteter Mann löſte mir leicht dieſes Räthſel. Mit Ausnahme des ausgezeichneten Miniſters von Stemann präſidiren die Anderen nur nominell, die Collegienräthe ſind in Allem die Hauptſache und theilen mutuo consensu unter ſich den Einfluß, deſ-

ſen der Präſident ſich mehr oder minder begeben. In der Rentekammer erleidet dies aber eine Modification, der Miniſter überläßt den Untergebenen unbedingt alle Geſchäfte, und iſt mit ihnen durchaus zufrieden, wenn ſie ihn nur nicht mit Anfragen beläſtigen. Ein junger Mann konnte es mir in dieſer Beziehung nicht genug rühmen, wie angenehm es ſei, unter dem Herrn von N. N. zu arbeiten; man ſei ganz ſein eigener Herr, könne nach Belieben kommen oder gehen, in Wochen, ja manchmal in Monaten komme Se. Excellenz nicht auf's Miniſterium, und es gäbe alte Expedienten, die ihn noch nie mit Augen geſehen.

Daher kömmt es denn auch, daß die Kaſſen-Beamten in den Provinzen, zumal die gewiſſenhaften, in einer wahrhaft bedauerungwerthen Lage ſich befinden; jährlich müſſen ſie den Rechnungabſchluß einſenden, aber es gehen oftmals acht, zehn und mehrere Jahre hin, bevor

ſie die Reviſion zurück erhalten. Kein Beamter der Art kann daher mit Ruhe ſeine Augen ſchließen, denn lange nach ſeinem Tode werden vielleicht Monita gemacht und Aufſchlüſſe verlangt, welche der Todte nicht zu widerlegen, noch zu geben vermag. Aber ſeine Nachkommen ſind ja da und müſſen mit ihrem Hab und Gut für die Trägheit und Nachläſſigkeit des höchſten Collegii büßen. Ein bedeutender Kaſſenbeamter, den man mir namhaft gemacht, der Geheime Conferenzrath von Matthiſon in Pinneberg, beunruhigt über dieſen Gedanken, nach ſeinem Tode vielleicht ſeinen ehrlichen Namen verunglimpft und ſeine Familie um das redlich Erworbene gebracht zu ſehen, kam mit der ehrfurchtvollen Bitte ein, man möge doch ſeine Rechnungen alljährlich revidiren, und ſei er gern bereit, dem hiezu delegirten Reviſor für die vermehrte Arbeit ein Honorar von einigen hundert Thalern anzuweiſen. Anſtatt der

Gewährung wurde ihm ein ſtarker Verweis für ſein unziemliches Geſuch.

Wenn aber der Herr v. N. N. alſo durch die eigene Trägheit der ſeiner Untergebenen allen möglichen Vorſchub leiſtet, ſo behält er ſich dagegen allen Einfluß vor, wo es die Beförderung der Seinen gilt. Er achtet da keine büreaukratiſche Obſervanz und beweiſt eine Energie, deren man ihn kaum fähig halten ſollte. Wohl daher dem, welchem es gelungen, das Fürwort des Herrn von N. N. zu erlangen, er iſt des Erfolges ſicher, zumal wenn die Sache Geld oder Geldes Werth betrifft.

Dem Calonne in unendlich vielen Beziehungen ähnlich, jedoch ohne ſeinen esprit und geſellige Liebenswürdigkeit, giebt es für ihn gar keine erhebliche Schwierigkeiten. Er expedirt die Geſchäfte, indem er ſie liegen läßt, und beantwortet Zuſchriften, indem er ſie ungeleſen zerreißt. Zu allen neuen Einrichtungen, die

dem Könige wohlgefällig, zu jedem Unternehmen, wofür er ſich ſelbſt intereſſirt, weil ſeine Eitelkeit und Gutmüthigkeit dafür gewonnen, iſt ſtets Geld im Ueberfluſſe vorhanden, aber wehe den eigentlichen Bedürfniſſen des Landes, die können warten. Eine Gemeinde kann die neue Straße nicht ex propriis vollenden und bittet um Unterſtützung; es iſt kein Geld vorhanden. Ein gelehrter Sprachforſcher ſoll nach Oſtindien geſandt, ein neues Sanscrit-Werk publicirt werden; der dazu beſtimmte Fonds ad usus publicos iſt freilich erſchöpft, aber der Finanzminiſter ſchafft das Benöthigte aus ſeinen Ueberſchüſſen.

Man halte ihn aber ja nicht für böſe oder eigennützig; das Gegentheil ſoll der Fall ſein, und ſeine näheren Bekannten rühmen ihn allgemein. Wie ſein franzöſiſches Vorbild hält er die Mißbräuche für die excellenteſte Sache von der Welt, ſelbſt wenn ſie etwas ſtark gemißbraucht

werden, und hütet ſich vor allen Neuerungen, weniger aus entſchiedener Vorliebe für das Alte, als aus Bequemlichkeit und Unkunde des Neuen. Immer hat er Zeit übrig für ſich, nie für Andere, und man könnte zwanzig Privataudienzen beim Könige erlangen, ehe man das Glück genöſſe, die fuchsrothe Perruque des Miniſters in der Nähe betrachten zu dürfen.

Seine Unzugänglichkeit geht ſo weit, daß nur Eine Klage darüber im ganzen Lande erſchallt, und daß ich es mir nicht verſagen darf, eine Scene hier zu ſchildern, die ein wahrheitliebender Mann mir, als ihm begegnet, verbürgte. Jeder däniſche Sollicitant wird übrigens hiebei mit dem Horaz ausrufen können:

Mutato nomine de te fabula narratur,

und dieſen inneren Beweis als genügend anſehen.

Eine Audienz.

Es war ein angesehener junger Fremder, der, da seine wiederholten Zuschriften in einer den dänischen Staat sowohl als ihn selbst berührenden Angelegenheit vom Finanzminister sowohl unbeantwortet wie unberücksichtigt blieben, selbst die Reise nach Kopenhagen angetreten hatte und mit mir den nämlichen Gasthof, das schmuzige Hôtel du Nord, bewohnte. So schweigsam und vorsichtig er auch pendente causa in Kopenhagen gewesen, wo er mit keiner Sylbe den Zweck seines Aufenthaltes mir verrathen, so unbefangen und mittheilend wurde er auf der Rückreise, wo er uns auf dem Dampfschiffe, Prinzessin Wilhelmine, seine Kreuz- und Querzüge zum Besten gab.

Sein erster Gang war auf das betreffende Büreau (Comptoir genannt) gewesen, hier aber hatte man von gar Nichts gewußt, und nach

mehrtägigem nutzloſen Umherrennen von einem Secretäre zum anderen und zwanzigfachen Irrgängen in dem düſteren, ſchmuzigen, verwickelten Locale kehrte er mit der tröſtlichen Erfahrung heim, daß Se. Excellenz die Sache entweder vergeſſen oder gar heimlich betrieben haben müſſe. Zum Glücke war der öſterreichiſche Generalconſul ihm bekannt oder gar verwandt, und führte ihn beim Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ein. Kaum hatte dieſer treffliche Greis die Natur des Geſchäftes erfahren, als er das eifrigſte Intereſſe daran nahm und ſein thätiges Fürwort beim betreffenden Miniſter verſprach.

Nachdem der wackere Herr v. S.....n in ſeiner Zerſtreutheit es mehreremal vergeſſen und vom Herrn von S. wieder daran erinnert worden, erfuhr mein junger Freund endlich, daß es geſchehen ſei, und eilte ſogleich zum Herrn von N. N. Es hieß, Seine Excellenz

wären auf dem Lande; schnell fuhr er auf das Land. Da hieß es wieder, der Herr Minister wären in der Stadt. — Vier, fünfmalige Bemühungen hatten stets denselben Erfolg; man sandte ihn vom Pontius zum Pilatus und vom Pilatus retour zum Pontius.

Verstimmt kehrte er wieder zum Grafen von S.....n, der diese Fehlgänge um so mehr bedauerte, da er den Finanzminister dem Projecte keineswegs abgeneigt gefunden habe. Er verhieß ihm aber mit Sicherheit auf den folgenden Tag eine Audienz, indem er ihn selbst beim Herrn von N. N. anmelden wollte. Am nämlichen Abende noch ließ der Graf ihm durch seinen Bedienten wissen: „Baron N. N. erwarte ihn am folgenden Morgen um 12 Uhr, und er dürfe sich nur bei der Meldung auf ihn (S.....n) berufen."

Zur bestimmten Stunde fand der junge Mann sich ein; der Bediente bedauerte, daß

ſein Herr nicht zu ſprechen ſei. Als er ſich indeſſen darauf berief, daß er auf Befehl Sr. Exc. und im Auftrage des Grafen S.....n gekommen, bat der Diener ihn, einige Augenblicke zu verziehen, und entfernte ſich. G. triumphirte ſchon, als nach wenigen Augenblikken der Bediente wiederkehrte und das unendliche Bedauern Sr. Excellenz ausſprach, durch eine äußerſt wichtige Conferenz am Empfange des Herrn verhindert zu werden; Dieſelben ließen ihn aber ja erſuchen, am folgenden Tage wieder zu kommen.

Dies geſchah; er wiederholte ſeinen Beſuch nicht ein-, ſondern ſechsmal, aber immer vergebens. Stets gab es neue Abhaltunggründe, und der gebeugte, abgehetzte Sollicitant überzeugte ſich endlich, daß der Miniſter ihn nicht ſprechen wolle, und ſah ſeinen Vorſchlag als abgewieſen an. Den Herrn v. S.....n mochte er nicht von Neuem überlaufen, weil

dieſe Nichtachtung ſeines Collegen ihm unangenehm ſein mußte, und ſo ſchickte er ſich denn zur Rückreiſe an.

Der Tag ſeiner Abreiſe war ſchon beſtimmt, als er beim Glaſe Wein ſeinen Aerger gegen einen dicken Kornhändler aus Hadersleben in Jütland ausſprach, den er öfter zum Nachbar im Theater gehabt. „Nichts Anderes als das?“ — ſagte der joviale Jüte und hielt ſich vor Lachen den Bauch — „ich wette ein Pfund Kanaſter gegen eine Pfeife Petum, der Miniſter weiß gar nicht, daß Sie auf der Welt ſind, und hat Ihren Brief ebenſowenig geleſen, als der Bediente Sie je gemeldet hat. Des Grafen S.....n Empfehlung hat er gleich überhört oder doch ſchon längſt wieder vergeſſen. Nein, da weiß' ich ein anderes Mittel; unverzollt ſchmuggelt ſich dort kein Menſch ein. Ein paar Species aus der Taſche genommen und dem Thürſteher in die Hand gedrückt,

das wirkt beſſer, als wenn unſer Herr Gott ſelbſt Sie einführte!“

Es galt den letzten Verſuch; ohne langes Preambulum und Berufung drückte er dem Diener einen Friedrichsd'or in die Hand, und ſchnell wurde er, als längſt erwartet, vorgelaſſen, obgleich Andere unter dem Vorwande einer Conferenz ſchon abgewieſen worden.

Der Miniſter war ſehr artig; kaum hatte ich — der Leſer geſtatte mir, um den ewigen Wiederholungen des ſagte er und erwiederte dieſer auszuweichen, mich in meinen jungen Freund zu transmetamorphoſiren — kaum hatte ich mich auf das Fürwort des Herrn von S.....n berufen, als er mich auf das Verbindlichſte Platz nehmen hieß und einige Gemeinplätze vorbrachte, welche mir zeigten, daß die ganze Sache ihm entweder entfallen ſei, oder daß er meine Briefe geleſen haben müſſe, wie weiland der Großherzog von Baden, nach

deſſen Tode man zwei Zimmer voll uneröffneter Briefſchaften fand. Bevor ich aber noch dazu kommen konnte, meinen Vorſchlag zu entwikkeln, der den offenbaren Vortheil der däniſchen Finanzen durch Förderung der Induſtrie bezweckte, fing er an, nach Dieſem und Jenem in meiner Heimath ſich zu erkundigen, vom Theater, Ballete und Romanen zu ſchwatzen. Die Unterhaltung ging vortrefflich und einige equivoque Bonmots ſetzten mich ganz in ſeiner Gunſt feſt. Kaum aber lenkte ich wieder auf die Hauptſache ein, als er ſeinen Mangel an Zeit zu bedauern anfing, mit überhäuften Geſchäften ſich beklagte, und ſo dringend und inſtändig mich bat, ihm doch recht bald zur umſtändlicheren Erörterung des Geſchäfts einige Stunden zu ſchenken, daß ich ſah, wie ſehr ihm daran gelegen, mich jetzt los zu werden.

Kaum aber empfahl ich mich, als er auch ſchon nach einem Buche griff, welches er bei

meinem Eintritte aus der Hand gelegt und während unserer ganzen Unterhaltung nie aus den Augen verloren hatte. Rathen Sie doch einmal, was die wichtige Verhinderung war, die ihn abhielt, meinem wichtigen Vorschlage Gehör zu verleihen — — — — eine neue Posse fesselte ihn dergestalt, benamst: König Salomon und der Hutmacher Jürgen. Der Sopha, auf dem er lang hingestreckt gelegen, war mit Büchern bedeckt, aber anstatt des Say oder Boucquoy, des Malthus oder Malchus, waren es beschmuzte, zerlesene Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten aus einer Leihbibliothek.

Daß er nicht daran dachte, mich versprochenermaßen rufen zu lassen, versteht sich von selbst; ich verschaffte mir daher nach acht Tagen (wo ich noch einmal durch eine lange Abhandlung ihm Alles zu verdeutlichen versucht) neuerdings eine Audienz; aber diesesmal kannte er

mich gar nicht mehr, er redete, aller Proteſtationen ohnerachtet, mich abwechſelnd per Herr von Müller und Herr von Peterſen an, und glaubte erſt, ich wollte Stadtſchreiber in Svendborg, nachher gar, ich wollte Ritter vom Danebrog werden. Vergebens nannte ich mich, er hörte nicht darauf und entſchuldigte ſich nur um ſo eifriger, daß die Stelle ſchon ſo gut als vergeben ſei; dagegen verhieß er mir die erſte, welche erledigt würde, und complimentirte mich, dem vor Erſtaunen im eigentlichſten Sinne des Wortes die Stimme verſagte, auf das Anmuthigſte zur Thüre heraus.

Zum Glücke eröffnete ſich mir ein anderer Kanal, und das Geſchäft gelang ohne Zuziehung des Miniſters, der mich vielleicht, wenn er meiner gedenkt, zum Controlleur in Heiligenhafen ernennen wird.

Sechstes Kapitel.

Theologica et Politica.

Besser hätte ich vielleicht gethan, diese Ueberschrift und mit ihr das ganze Kapitel wegzulassen, denn aufrichtig gesagt, ist meine Kenntniß davon nur geringe, aber meine Highs ways and By ways haben wider Willen auf dem Papiere eine mehr systematische Gestalt angenommen, und so muß ich denn doch honoris causa dieser Allianz das kürzeste Kapitel einräumen, zum größten Aerger aller Leute vom Fach, die es nicht für möglich halten, daß man

über ſo hochwichtige Gegenſtände anders als dicke Quartanten ſchreiben könne.

Der religiöſe oder vielmehr der irreligiöſe Kampf zwiſchen Rationaliſten und Orthodoxen, in welchem ſich heutigen Tages die Deutſchen ſo rühmlich auszeichnen, hat ſich auch nach Dänemark erſtreckt und in den beiden Univerſitätſtädten Kiel und Kopenhagen ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Die Schrift eines gelehrten Doctors der Theologie, Namens Clauſen, war hier der Stein des Anſtoßes, worüber ein halbes Dutzend Orthodoxen, die Herren Grundtwick, Lindborg u. a. m. ſtolperten und zum Theile wenigſtens fielen. Unmöglich konnte ein chriſtlicher Streit mit unchriſtlicheren Waffen geführt werden, die Preßfreiheit verſtattete ihm den weiteſten Tummelplatz, und Injurien und Diffamation-Proceſſe ohne Ende waren das einzige oſtenſible Reſultat.

Dürfte oder könnte als Fremder und Laie

ich urtheilen, ſo würde ich ſagen, daß gründlicheres Wiſſen und größere Ruhe auf der Seite der Rationaliſten, mehr geiſtige Empfänglichkeit dagegen und innere Wärme bei den Orthodoxen erſichtlich geworden. Beides iſt natürlich und minder den Perſonen als der Sache beizumeſſen. Der Orthodoxe bedarf für dieſen ſeinen ὀρθὸν δοξον keiner beſonderen erweislichen Ueberzeugung mehr, im Innern hat er dafür den Glauben, im Aeußern die Kirche; ganz anders beim Rationaliſten, der für Alles beſtimmte Beweiſe verlangt, und der daher im Poſitiven und Negativen, für das, was er annimmt, wie für das, welches er verwirft, das ganze Arſenal der Sprachen, Geſchichte, Erdbeſchreibung, ja ſogar der Aſtronomie und Phyſik erſchöpfen muß.

Zieht nun gleich eine gewiſſe Sympathie zu den Supernaturaliſten mich hin, nicht in Bezug auf das, was ſie glauben, ſondern weil

ſie etwas glauben, ſo muß ich doch frei bekennen, daß dem Rationalismus eine breitere und ſicherere Baſis zu Gebote ſteht. Der kirchliche Glaube des Lutherthums iſt noch zu neu, zu ſehr unter unſeren Augen entſtanden, um als ſolcher eine unantaſtbare Autorität abzugeben; kein Menſch darf es ſich herausnehmen, zu ſagen: „So weit und nicht weiter"; die proteſtantiſchen Dogmen ſind daher, wie die Herculesſäulen, das non plus ultra für eine unwiſſendere frühere Zeit geweſen, aber der Proteſtantismus kann mit allem Fug, und grade als Proteſtantismus, dieſelben weiter und weiter hinausſchieben, wenn er unbekanntes Land hinter ihnen entdeckt; ſo wie der irdiſche Horizont mehr und mehr ſich erweitert, je näher wir ſeinen ſcheinbaren Gränzen kommen. Der Rationalismus iſt eine conſequente Folgerung des Proteſtantismus, zunehmend nach den Geſetzen des Falls; die

Orthodoxie im Lutherthume begegen ist eine Folgerung ohne genügende Ursache. Der Mysticismus der Mehrzahl unter ihnen ist endlich ein kühner Versuch der Einzelnen, wieder gut zu machen, was die Kirche verbrochen, der aber mehr ein Zeugniß ablegt von der Unzulänglichkeit dieser, als von der Richtigkeit ihrer individuellen Bestrebungen.

Die dänische Regierung, jedem Extreme feind, scheint diesem Streite nur mit großem Leidwesen zugesehen zu haben, nicht so das Publikum, welches an journalistische Kämpfe gewöhnt, auch an diesem, weniger der Sache als der Form wegen, eifrigen Antheil genommen hat. —

So tolerant aber auch die Regierung gegen die Abweichungen vom Glauben in ihrer Kirche selbst (dem Lutherthume) zu sein scheint, so hart, so tyrannisch ist sie gegen jeden Abfall (?) vom Lutherthume zum katholischen Glauben. Das neue,

in dieſer Beziehung erſt vor vier Jahren erlaſſene Geſetz iſt ſo grauſam und in ſo grellem Widerſpruche zum Geiſte der Zeit, daß ich es hier in der treuen Ueberſetzung eines Sprachkundigen der öffentlichen Rüge und Ahndung Preis geben will.

Das ganze Geſetz, abgedruckt in der Collegienzeitung vom 7ten April 1824, hat die ſehr vernünftige Abſicht, die bis dahin noch übliche Strafe der Landverweiſung ganz aufzuheben. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn dieſes dreißig Jahre früher geſchehen, dann hätte das Land nicht zwei ſeiner ausgezeichnetesten Köpfe, Heiberg und Malte-Brün, verloren. In wenigen Fällen nur ſoll dieſe Strafe noch anwendbar bleiben, nur bei auswärtigen Vagabonden und loſem Geſindel und §. 10 des neuen Geſetzes: „Auch ſoll insbeſondere noch die Landesverweiſung eintreten, in dem im §. 1 der Verordnung vom 19ten Sept. 1766

beregten Falle [die §§. 1 und 11 daselbst gebieten, daß alle katholischen Priester, welche Proselyten machen, alsbald das Land zu meiden haben], so wie auch mit Beziehung auf König Christians Gesetzbuch L. 6 — 1 — 1: diejenigen Unserer Unterthanen, welche von der evangelisch-christlichen Religion*) abfallen, fürderhin vom Aufenthalte in Unserem Reiche ausgeschlossen werden sollen, wenn sie nicht anders dazu Unsere allergnädigste Erlaubniß erhalten hatten."

Wäre es nicht Pflicht des Bundestages**), auf die Abänderung einer so empörenden Verfü-

*) Daß dieses nur gegen die Katholiken gerichtet, beweiset das allegirte Gesetz, wo ausdrücklich nur von denen die Rede ist, „welche zur papistischen Religion abfallen."

**) Zur Ehre eines katholischen Regenten muß ich sagen, daß Höchstdieselben die Absicht hatten, durch Ihren Gesandten diesen Punct zur Sprache bringen zu lassen, daß selbiger aber von der Incompetenz des Bundes in Kenntniß gesetzt wurde, indem die Strafe der fraglichen Landesverweisung in den zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümern Schleswig und

gung anzutragen, welche gewiſſenhafte Leute, die, ihrer Ueberzeugung folgend, in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren, gradezu rechtlos macht? Und wie konnte der milde, gerechte König, der überdies noch unſere Geiſtlichen in Kopenhagen ſeines beſonderen Vertrauens würdigt, zu einem ſolchen Geſetze ſeine Zuſtimmung geben, welches, mit Strenge angewandt, im Kleinen die Folgen haben würde, welche die Révocation de l'édit de Nantes im Großen hatte?

Allerdings iſt es Pflicht des Fürſten, zumal des proteſtantiſchen, welcher zugleich Summus episcopus iſt, die Landeskirche zu ſchützen gegen jeden äußeren wie inneren Angriff; aber drohete dem Lutherthume in Dänemark, oder dem dort ſo genannten evangeliſch-chriſtlichen Glauben je

---

Holſtein ſchon aufgehoben iſt durch Verordnungen vom 4ten Nov. 1754, 4ten Febr. 1760, 18ten Jan. 1775 und 14ten Mai. Spätere Anmerkung.

von Seiten der Katholiken Gefahr? Wie leicht, wie friedlich erfolgte nicht der Uebergang dort im Vergleiche zu anderen Staaten? War es nicht genug, daß der Staat (und hierin dürfte der Hauptgrund der ſchnellen Fortſchritte und Annehmlichkeit des Lutherthums bei den Regenten zu ſuchen ſein) das Eigenthum der Geiſtlichkeit an ſich zog, der er einzig ſeine Kultur, ſein Hervortreten aus der Barbarei zu verdanken, und mußte er ſie noch auf eine Stufe mit Vagabonden, Bettlern und Landesverräthern ſtellen, alle Katholiken, wie der ſehr paſſende däniſche Ausdruck lautet, fredlos machen?

Daß ich die Politik ſogleich auf die Theologie folgen laſſe, bedarf wohl keiner Entſchuldigung; gehen ſie doch leider Gottes in den meiſten Ländern mit einander Hand in Hand, jene

als hochfahrende Gebieterin, dieſe als demüthige Magd, die denn aber auch mitunter ihren Willen äußert. Die aufgeklärten Staatmänner unſerer Zeit ſchenken der Kirche nur inſoweit ihre Aufmerkſamkeit, als die Religion ihnen eine vortreffliche polizeiliche Maaßregel iſt, die Unterthanen vom Stehlen, Morden und ſonſtigen Verbrechen abzuhalten, daher ſind die Geiſtlichen ihnen auch nichts als Stellvertreter der ſonſt zu verdoppelnden Polizeidiener und Gensd'armen; die Kirche iſt in unſerer Zeit vielfach nur ein Mittel zur Erreichung des Staatzweckes.

In Dänemark, d. h. in dem eigentlichen Hauptlande, giebt es weder Liberale noch Ultras; die perſönliche Anhänglichkeit an den König iſt zu groß, um zu geſtatten, daß irgend eine der ſeinen entgegengeſetzte Anſicht ſich im Volke begründen könnte. Auch darin gleichen die Dänen den Oeſterreichern und die Kopen-

hagener den Wienern, daß ſie mit einem überaus richtigen Tacte den Weizen von der Spreu, den Monarchen von ſeinen Räthen zu ſcheiden wiſſen, und auf dieſe oftmals um die Wette ſchimpfen und fluchen, während ſie jenen vergöttern.

Die große Maſſe, der überaus zahlreiche Landmann und der kleine Bürger und Handwerker in den Städten, hat von der Politik eigentlich gar keinen Begriff, weil die periodiſche Preſſe wenig Anklang bei ihm findet, und ſich überdies weit mehr mit den Angelegenheiten anderer Staaten, als denen des Vaterlandes, beſchäftigt. Es kömmt noch hinzu, daß der Bauer nach vollbrachtem Soldatendienſte als eifriger Anhänger ſeines abſoluten Königs in den früheren Stand zurückkehrt und im Volke ſelbſt eine dunkle Tradition ſich erhalten, wie weiland Stände und Sclaverei Synonyma ge-

weſen, und wie die Freiheit und der Wohlſtand der unteren Klaſſen ſich erſt von der unumſchränkten Macht des Fürſten datire.

Dieſe Gleichgültigkeit des Volkes iſt aber keinesweges als Stumpfheit, als ein Unvermögen, geiſtige Intereſſen aufzufaſſen, zu interpretiren; das Gegentheil beweiſt die große Sympathie aller Klaſſen für die Sache der Griechen, für den Krieg gegen die Türken, und zumal für den Verzweiflungkampf der Polen.

Das Schiboleth des Liberalismus, der Wunſch nach einer Repräſentativverfaſſung, iſt dagegen nirgends vernehmbar, und wenn demohnerachtet der Monarch in allerneueſter Zeit dem Lande Provinzialſtände verheißen, ſo iſt einerſeits die weiſe Vorausſicht des Fürſten daran Schuld, welcher einem etwanigen dereinſtigen Bedürfniſſe zuvorgekommen, andererſeits aber auch der

Wunſch, dem ganzen Lande eine möglichſt gleiche Verwaltung zu geben. Auch kömmt noch hinzu, daß der König in Folge beſtehender Verträge dem deutſchen Theile des Landes Stände geben mußte, und daher (nitimur in vetitum) eben durch die ungefoderte Berufung ſolcher Stände in Dänemark daſelbſt das Intereſſe an und die Vorliebe für Stände am beſten ertödten konnte.

Bald dürfte indeſſen ein ganz neues politiſches Leben daſelbſt erwachen; die Preßfreiheit, bis jetzt nur gebraucht zu perſönlichen Journaliſten-Fehden, oder zum Tadel der einzelnen Maaßregeln des einzelnen Beamten, möchte leicht zur Beurtheilung des Ensemble der Regierungmaaßregeln, zum Räſonnement über die Regierungform und die Regierung ſelbſt benutzt werden, und mit der materiellen Theilnahme des Volkes an der Regierung (durch die Ständewahlen)

wächst auch das geistige Interesse, der Einfluß der periodischen Presse.

Der König selbst ist durchaus Legitimist, d. h. der einmal bestehende gesetzliche Zustand ist ihm ein Heiligthum. Wer daran tastet, begeht in seinen Augen ein Verbrechen, gleichviel ob es ein despotischer Fürst, wie in Frankreich, oder eine empörte Volkmasse, wie in Belgien. Daher denn auch die Schnelle, womit er sich dem neuen Zustande der Dinge in Frankreich befreundete; er kannte keine Entschuldigung für den Eidbruch des wahnsinnigen Charles Dix, und wenn gleich sein Herz wie das eines jeden wohldenkenden Mannes voll Mitgefühl für den armen Herzog von Bordeaux schlug, so erkannte er doch leicht, wie nur die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans das monarchische Princip in Frankreich aufrecht zu erhalten vermöge.

Aber auf eben dieſer Baſis ſeines ſtreng geſetzlichen Wollens beruht auch ſein entſchiedener Widerwille gegen die im Aufſtande begriffenen Polen und ſeine große Theilnahme am Fortgange der ruſſiſchen Waffen. Ein Gegner der Theorie vom göttlichen Rechte und überhaupt allem Theoretiſiren abhold, leitet er alle Macht, ja alle Anſprüche und Rechte aus dem Geſetze ab, und die freien Städte und Freiſtaaten der Schweiz ſind in ſeinen Augen durchaus ſo legitim als Oeſterreich oder Preußen. Das droit divin dünkt ihm als practiſche Baſis eben ſo verwerflich als die droits de l'homme, und ſicherlich würde der monarchiſche Schriftſteller in ſeinen Augen ein Revolutionär ſein, welcher der unumſchränkten Macht in Dänemark eine andere Grundlage geben wollte, als den bekannten Vertrag vom Jahre 1646.

Uebrigens darf ich nicht zu bemerken vergeſſen, daß es in Dänemark ſo gut wie in

England einzelne High Tories giebt, zumal, oder wohl ausſchließlich unter der Geiſtlichkeit, an deren Spitze der geniale Grundtwick ſteht. Aber ſie machen in dem einen Lande nicht mehr Glück als in dem anderen, es iſt ein erſtorbener Stamm mit verfaulten Wurzeln, ohne Blätter und Blüthen. Jede Einſchränkung der königlichen Macht dünkt dieſen ein Greuel, ja wahre Hereſie, weil ſie im Monarchen zugleich den Inbegriff der geiſtlichen Gewalt verehren; aber man betrachte dieſe Anſicht bei Licht, und man wird nicht allein die größte Illiberalität, ſondern zugleich den ſchroffſten Dünkel und Hochmuth darin entdecken. Denn kaum werden ſie ſelbſt perſönlich durch die von ihnen geprieſene Ausdehnung königlicher Machtvollkommenheit betheiligt, kaum beſchränkt man ihre oft nur mißbräuchlich beſtehenden Vorrechte, ſo ſchreien ſie über tyranniſche Bedrückung, über Zwang im Amte und predigen, wie jene engli-

ſchen Hochwürden, beinahe Aufſtand. Die Regierung weiß dieſes, und hütet ſich gar ſehr, eine Partei zu fördern, welche ihr leicht gefährlicher werden könnte, als die, gegen welche ſie ihre Dienſte anbietet.

Schilderungen und Begebnisse

eines

Vielgereisten

der ausruht.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Leipzig, 1836.
Verlag von Otto Wigand.

Inhalt.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Seite

Däniſche Staatgefangene. Der Oberſt, Freiherr Müller von Mühlegg. Der Oberſt St. Aubert. Der Geheime Finanzrath H. 1

Zweites Kapitel.

Geſelligkeit und einige Damen. Frue B...w. Frue B...e. Frue B..n . . . 47

Drittes Kapitel.

Einige adelige Familien des Landes . . 73

Seite

Viertes Kapitel.

Aus der Geſchichte meines Lebens . . . 91
Erſter Abſchnitt 91
Zweiter Abſchnitt 125

Drittes Buch.

Et prodesse volunt et delectare poetae.

Erstes Kapitel.

Dänische Staatgefangene.

Vor Nichts in der Welt habe ich a priori einen solchen Abscheu, wie vor Gefängnissen und der Ehe; der Tod erscheint mir eine bei weitem mildere Strafe, als eine langwierige Freiheitberaubung, und deshalb beklemmt mir der Eintritt in eine Festung allemal peinlich die Brust. Das Rasseln des Wagens auf den Zugbrücken, das dumpfe Donnern unter den düstern langen Thoren, die cross examination beim Ein- und Ausgange, die Baugefangenen endlich, denen

man ſchaarenweis mit ihren ſchweren Ketten klirrend und die Kugeln nach ſich ſchleppend auf den Straßen begegnet, geben dem Ganzen den Anſtrich eines großen Zucht- und Strafhauſes. — Sicherlich hat nie ein Dichter, nie ein künſtleriſches Genie irgend einer Art auf der Feſtung den erſten Élan genommen; in dem Kothe eines ſchmutzigen Bauerdorfes, auf dem öden Sande der lüneburger Haide kann der Genius prüfend die jungen Schwingen entfalten, aber die Feſtungluft knickt den erſten Aufſchwung. Der Druck, die Tyrannei des Kerkers kann den ſchlummernden Geiſt erwecken, den trägen aufrütteln, aber die dumpfe Schwüle der Feſtung tödtet alle Phantaſie und fördert nur die exacten Wiſſenſchaften.

Wenn demohnerachtet, während wiederholter Reiſen nach Kopenhagen, einer meiner erſten Gänge ſtets nach der Citadelle gerichtet war, ſo wird der Leſer leicht aus meinem eben ab-

gelegten Glaubenbekenntniſſe entnehmen können, daß etwas Anderes als bloße Neugier hieran Schuld war. Der Zufall wollte nämlich, daß die drei bedeutendſten Staatgefangenen, welche vielleicht ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in jenes Kaſtelles düſteren Mauern gefangen ſaßen, zu meinen näheren Bekannten gehörten, ſo daß es Freundes Pflicht war, durch meinen Beſuch einige Augenblicke ihrer Haft zu erheitern.

Manche Jahre zuvor hatte ich in einer anderen d.....n Feſtung (R.....) einen Mann geſehen, den man leider auch in ganz anderer Beziehung als unfrei betrachten mußte, den unglücklichen ſinnverwirrten König Ch..... Es war ein jammervoller Anblick, dieſe gefallene Größe zu ſehen, zum Kinde herabgeſunken den Mann, deſſen Liebewürdigkeit und vielverſprechender Geiſt in früheren Jahren Frankreichs und Englands Bewunderung erweckt

hatten, und der ſelbſt jetzt noch — ein muthwillig zertrümmerter Torſo — in lichten Augenblicken glänzende Funken ſprühete.

Um dieſes zu belegen, um die wunderſame Miſchung von Wahn- und Scharfſinn zu bezeichnen, die ſein Weſen ausmachte, mögen ein paar kleine Anekdoten aus der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen und Rendsburg ihren Platz hier finden.

Im Roſenburger Schloßgarten, umgeben von einem glänzenden Kreiſe ſchön decorirter Hofherren ſpazieren gehend, gewahrte er einen bejahrten Gartenarbeiter, der mit größter Mühe und unter häufigem Ausruhen nur, die mit Dünger beladenen Schubkarren fortſchob, weil einer der Riemen zerriſſen, worein dieſe Leute die Handhaben des Karrens zu legen pflegen. Kaum bemerkte der König dieſe Urſache der Erſchwerung, als er einem gar vornehmen aber verdienſtloſen Herrn an ſeiner Seite das blaue

Band des Elephantenordens abnahm, und es dem erſtaunten Arbeiter, zum Erſatze des geriſſenen Riemens, mit den Worten umhing: „Bei Dir hat es doch noch Nutzen und Zweck, drum brauche es hinfort zu meinem Gedächtniß.“

Kurz vor ſeinem Tode, wie Einige behaupten, am Abende zuvor, ließ er den Kronprinzen zur ungewohnten nächtlichen Stunde zu ſich beſcheiden; alle Zimmer waren auf das prachtvollſte beleuchtet, und das geblendete Auge konnte mit Mühe nur den Glanz der Kerzen ertragen. Ohne eine Sylbe zu ſprechen, führte er den verwunderten Sohn mehrere Male die Gemächer auf und ab und endlich wieder vor die Thüre. Kaum aber hatte ſich der über den wunderlichen Einfall des geliebten Vaters bekümmerte Kronprinz zur Ruhe gelegt, als ihn, gerade zur Stunde der Mitternacht, eine zweite noch dringendere Botſchaft wieder zum Könige berief. Der Prinz, unfähig, den ſiechen Vater durch

eine Weigerung zu kränken, eilte ſchnell zu ihm. Dieſesmal umfing ihn die tiefſte Finſterniß (darkness visible, wie Milton ſo herrlich ſagt), alle Lichter, alle Lampen waren ausgelöſcht und in dem entlegenſten Zimmer nur flackerte ein ſchwaches Lämpchen zu Zeiten empor, welches aus Mangel an Nahrung alsbald zu erlöſchen drohete. Es grauste dem Prinzen und heiße Thränen entſtrömten ſeinem Auge, als der greiſe König im Todeskampfe zu ihm ſprach: „Du „glaubſt, der Wahnwitz ſpräche aus dieſem Ge„genſatze, aber wahrlich, ich weiß, was ich thue; „ſo hell und leuchtend, wie zuvor in dieſen Ge„mächern, war es einſt im Vaterlande, als ich „noch war, was ich leider nicht mehr bin; jetzt „aber iſt dorten Alles dunkel und trübe wie „hier; kümmerlich leuchtet nur noch unſer alter „Ruhm aus der Vergangenheit, wie faules „Holz, ohne zu brennen und zu hellen. Eile „daher, geliebter Sohn, ihn wieder neu zu

„entzünden, noch iſt es Zeit, aber bald dürfte es zu ſpät ſein *)!“ —

Ich habe dieſe erſchütternde Anekdote von einem Manne, der dem verſtorbenen Könige in jeder Hinſicht nahe ſtand, dem Herrn Baron von Schlangenbuſch, ehemaligen däniſchen Geſandten in Neapel.

Der Oberſt, Freiherr Müller von Mühlegg.

Doch ich kehre von dieſer Abſchweifung — der Erinnerung an einen Fürſten, der Dänemarks größter Regent hätte werden können, wenn nicht die ſinnliche Luſt die Körperkraft und mit dieſer den Geiſt ertödtet — zu meinem Dreiblatte von Staatgefangenen zurück.

Der Erſte (der Zeit nach) war ein Mann,

*) Es war dies in der Zeit, wo die Kriege mit England und die Continentalſperre Dänemark dem Abgrunde nahe gebracht hatten.

den ſein eiſerner Charakter, unerſchütterlicher Starrſinn und tragiſches Schickſal zum Helden einer Novelle geeignet machten, wenn nur ein klein bisgen Liebe mit eingewebt würde, eine Leidenſchaft, deren geiſtige Auffaſſung ihm ganz fremd blieb.

Ich kenne nicht genau die nähere meines Wiſſens politiſche Veranlaſſung, welche den Oberſten von Müller aus Bern, früher in franzöſiſchen Dienſten, dergeſtalt mit dem ſchwediſchen Grafen L. entzweite, daß ſie ſich in einem entlegenen Städtchen Deutſchlands ein Rendezvous zum Piſtolenkampfe gaben. Der Oberſt erſchien zur feſtgeſetzten Zeit, aber vergebens harrte er mehrere Tage des Gegners. Niemand erſchien, und erbittert über die Wortbrüchigkeit des Schweden, verließ er wieder den Ort, nachdem er jedoch, zur eigenen Rechtfertigung, ſich einen Schein von der Behörde ausſtellen laſ-

ſen, daß er die gedachte Zeit über dort verweilt habe.

Mancherlei Geſchäfte, zumal die Reclamationen des Soldes, der ihm als Offizier der Ehrenlegion und Militaire en retraite zukam, riefen ihn nach Paris, und ſein erſter Gang war ins Kaffee Lemblin, wo er gewohnt war, alte Kriegkameraden anzutreffen, denn wie gedacht, war er ſeit ſeinem funfzehnten Jahre Napoleons ſiegreichen Adlern gefolgt und das Kreuz der Braven deckte die von Wunden zerriſſene Bruſt.

Der Saal war voll, der Bekannten eine Menge, aber ſchweigend und fremd wandten ſich Alle von ihm ab, keine Hand ruhte zum herzlichen Willkomm in der ſeinen, ja kaum verrieth der erwiederte Gruß die frühere Bekanntſchaft. Müller war nicht der Mann, eine ſolche Unbill ſchweigend hinzunehmen, er fragte mit derben Worten nach dem Grunde dieſes

beleidigenden Benehmens, und empfing anſtatt aller Antwort, aus den Händen des bekannten Deputirten von Corcelles ein Zeitungsblatt, worin ſeine Angelegenheit ſo bübiſch verdreht dargeſtellt war, daß er als Feigling und Wortbrüchiger erſchien.

Man kann ſich leicht denken, welchen Eindruck ein ſolches Begebniß auf jeden ehrenhaften Mann machen würde, wie vielmehr denn aber auf Müller? Dieſer war eine jener rein militäriſchen Seelen, denen, aufgewachſen im Lager und unter ſteten Händeln und Kämpfen, das point d'honneur, der perſönliche Muth, als das Höchſte, ja als das einzig Beachtungwerthe im Leben erſcheint. Die Ehre [redacted]hm auf der Spitze ſeines Degens, und hä[redacted]der Tod ihn an der Beendigung eines Zweikampfes gehindert, ſo hätte er ſicherlich noch im Grabe keine Ruhe gehabt, und würde als Revenant ſeine Sache auszukämpfen geſucht haben.

Seine gerechte Erbitterung kannte daher keine Gränzen mehr, er vergaß das wichtige Geſchäft, weshalb er nach Paris gekommen, und der folgende Tag traf ihn ſchon auf der Reiſe nach Stockholm. Er traf hier nicht, den er ſuchte. Der Graf L., ein Liebling und Adjudant des damaligen Kronprinzen, war inzwiſchen zum Commandanten in K — a ernannt worden; daß Müller auch dorthin ihm folgte, verſteht ſich von ſelbſt. Er hatte das Glück oder Unglück, den Grafen allein zu treffen, und foderte ihn zuförderſt zum ſchriftlichen Widerrufe und hienach zum Kampfe auf Leben und Tod auf. Der Graf behandelte ihn wie einen Abenteurer und verweigerte Beides. Als nun aber der gereizte Müller mit perſönlicher Mißhandlung ihn bedrohete und Hand an ihn legen wollte, hieß er kaltblütig die Wache eintreten, und den Oberſten als einen Wahnſinni-

gen, der ihm nach dem Leben trachte, in ein unterirdiſches Gefängniß werfen.

Lange Zeit ſaß er hier, in Ketten geſchmiedet, unvermögend, ſeiner Umgebung ſich verſtändlich zu machen, und dem Wahnſinne nahe, minder vor Schmerz über dieſe empörende Behandlung, als vor Beſorgniß, daß es ihm nicht gelingen würde, ſeine Ehre rein zu waſchen vor der Welt und ſich zu rächen am ſchamloſen Feinde. Endlich gelang es ihm, die junge Tochter des Schließers ſich zu befreunden und durch ihre Vermittelung einige mit Bleiſtift auf eine Taback-Enveloppe geſchriebene Zeilen dem nunmehrigen Könige von Schweden zukommen zu laſſen, dem er als früherer Ordonnanzoffizier des Kaiſers bekannt war.

Ein zorniger Befehl des gerechten Fürſten eröffnete ihm ſchnell die Thore ſeiner Haft, und der erſte Gebrauch, den Müller von ſeiner wiedererlangten Freiheit machte, war, daß er den

Commandanten vor der Fronte ſeines Regimentes einen Niederträchtigen ſchimpfte und mit Peitſchenhieben brandmarkte. Jetzt mußte der Graf ſich ſchlagen und Beide eilten nach Kopenhagen, um auf fremdem Gebiete den Zweikampf zu beſtehen.

Müller kannte keine Seele in Kopenhagen, aber der ehrenhafte Geiſt des däniſchen Militärs gab ihm in dem Hauptmanne Schiöberg einen wackern Secundanten. Das Duell hatte ſtatt eine kleine Stunde von der Reſidenz und Graf L. wurde, auf den Tod verwundet, ins Hôtel d'Angleterre zurückgeſchafft. Anſtatt ſich jetzt zu entfernen, oder wenigſtens zurückzuziehen, bravirte der leidenſchaftliche Schweizer die öffentliche Meinung, laut triumphirte er über den traurigen Ausgang des Kampfes und zeigte ſich wohlgefällig an allen öffentlichen Orten. Die Volksſtimme, ihrer Natur nach uneigennützig und großmüthig, ſpricht ſich gemeiniglich zu Gunſten des un-

terliegenden gekränkten Theiles aus; ſo entſchieden man daher zuvor dem Herrn von Müller ſich theilnehmend bewies, ſo jetzt dem Grafen L., nachdem er auf das ſchwerſte gebüßt. Das Duell war überhaupt zu bekannt worden, um lange der Behörde entzogen zu bleiben, und ſo kam ihm denn durch Freundes Hand der wohlgemeinte Rath zu, noch vor dem nahen Tode des Grafen die Stadt zu verlaſſen, da man widrigenfalls ſich genöthigt ſehen könne, einer Requiſition der ſchwediſchen Regierung, rückſichtlich ſeiner Verhaftung, Folge zu leiſten.

Es ſcheint indeſſen, daß inzwiſchen die Kaſſe des von Müller erſchöpft worden, die Wechſel, die er einem jüdiſchen Bankier verkaufen wollte, fanden keine Abnahme und, anſtatt die Theilnahme von Privatperſonen in Anſpruch zu nehmen, die ihm beim theilnehmenden Sinne der Kopenhagener ſicherlich nicht entgangen wäre, trat er bei einer öffentlichen Audienz den König

mit dem Verlangen an, ihm Reiſegeld nach England anzuweiſen, und war ſo unklug oder frech, es geradezu auszuſprechen, wie er ein Recht auf däniſche Unterſtützung zu haben glaubte, weil er einen Schweden erſchoſſen. Natürlich durfte der König jetzt den von den Geſetzen ſtreng verpönten Zweikampf nicht länger ignoriren und, empört über dieſe unverſchämte Hindeutung auf den unglücklichen Nationalhaß zwiſchen Schweden und Dänen, gab er den Befehl, ihn zu verhaften.

Gerade um dieſe Zeit kam ich nach Kopenhagen und beſuchte den Oberſten verſchiedene Male in der Citadelle, der mir als naher Verwandter des ſchweizer Geſchäftträgers an unſerm Hofe wohl bekannt war. Man behandelte den Gefangenen nicht blos mit Schonung, ſondern mit Auszeichnung, und Kundige wollten behaupten, daß er mehr noch zur eigenen Sicherſtellung als zur Strafe gefangen gehalten würde,

weil die ſchwediſche Geſandtſchaft, gereizt durch jene Aeußerung und den Einfluß der Familie des inzwiſchen verſtorbenen Grafen L., ſeine Auslieferung dringend verlange. Müller war damals auch heiter und guter Dinge, verkehrte viel mit den Offizieren der Garniſon und lebte auf königliche Rechnung im Ueberfluſſe.

Plötzlich indeſſen änderte ſich ſeine ganze Haft, an die Stelle der früheren verhältnißmäßig großen Freiheit trat die vorſichtigſte Bewachung und engſte Beſchränkung; man verſetzte ihn in die Zimmer des unglücklichen Struenſee, und die widerſprechendſten Gerüchte kamen über ihn in Umlauf. Es ſollten gefährliche Intriguen einer großen Macht entdeckt worden ſein, denen der rachſüchtige Müller nicht fremd geblieben; der Commandant der Citadelle habe den Auftrag erhalten, in der Abweſenheit des von Müller ſeine Briefſchaften zu unterſuchen, und ſei hiebei vom heimkehrenden Gefangenen

beinahe erdroſſelt worden. — Bald darauf reiſte ich ab, und dem Baron Müller minder befreundet als bekannt, war die ganze Angelegenheit meinem Gedächtniſſe ſchon entſchwunden, als ich vor einigen Jahren die Citadelle betrat, um mich nach dem Schickſale des Oberſten, Kammerherrn St. Aubert zu erkundigen. Er war au secret und nicht zu ſprechen, aber ein liebenswürdiger junger Offizier von dem dort garniſonirenden Gardejäger-Regimente theilte mir, auf meine Bitte, den wahrhaft tragiſchen Verlauf des Müllerſchen Lebens mit, welchen auch Andere mir beſtätigten, obgleich einige Zweifler das Mülleriſche Drama noch keineswegs ganz beendet wiſſen wollen. Das Ganze iſt mit einem ſo abſichtlichen Geheimnißſchleier umwoben, daß, außer der betreffenden Autorität, wohl Wenige nur die ganze Wahrheit kennen.

Baron Müller wurde nach jenem Faustkampfe mit dem Commandanten, und einem

hierauf erfolgten heftigen Streite mit dem Polizeidirector, Herrn von Kahs, nach einem kleinen Fort im deutſchen Dänemark, Namens Friedrichort, abgeführt, einem ſchrecklichen, aus der Erzählung des Witt genugſam bekannten Neſte, welches einzig und allein zur ſichern Aufbewahrung von Staatgefangenen eingerichtet iſt. Hier ſaß er in einer verborgenen Kaſematte, ohne Bücher und menſchlichen Zuſpruch, bis der Arzt die Nothwendigkeit häufiger Bewegung beſcheinigte. — Seine Haft wurde nun allmählig erleichtert und endlich dahin erweitert, daß er ſich in dem Fort häuslich niederlaſſen, und wo er wollte, umhergehen konnte; nur die Eine Beſchränkung hatte ſtatt, daß er ſein Ehrenwort geben mußte, nicht zu entweichen, und daß ſeine Correſpondenz der ſtrengſten Controlle unterworfen blieb.

Nach jährigem Aufenthalte ging man noch weiter, man bot ihm ſeine Freiheit und Reiſe-

geld in die Heimath an, unter der einzigen, mir ganz unerklärlichen, Bedingung, daß er sich auf sein Ehrenwort, so schriftlich als mündlich, verpflichten solle, über die ganze Angelegenheit nie das Geringste bekannt zu machen oder bekannt werden zu lassen. Auch erheischte man von ihm, daß er sich nicht länger der Recognition seiner Papiere widersetzen solle, die noch immer, mit seinem Wappen versiegelt, unerbrochen im Archive des Oberappellationgerichtes zu Kopenhagen deponirt lagen.

Aber diese gütliche Beendigung der Sache scheiterte am ungeheuren Starrsinne des Barons, der von keiner Bedingung etwas wissen wollte, und obendrein eine Entschädigungsklage anhängig zu machen drohete. Als nun bald darauf, in Folge eines von ihm gemachten, aber entdeckten Versuches, einen Aufsatz in die Times zu senden, eine engere Haft eintrat, kannte seine Wuth keine Gränzen mehr; er ergoß sich

bei der Parade in rasende Schmähungen gegen den König, so daß der Commandant auf dem Puncte war, ihm den Degen durch den Leib zu rennen, und tobte auf eine Weise, die seine Festhaltung nöthig machte.

Die bisherigen Rücksichten schienen jetzt ganz geschwunden zu sein; man führte ihn, sobald es nur die Jahrzeit zuließ, in Ketten und Banden nach dem schrecklichsten aller dänischen Staatsgefängnisse, der Insel Christiansoe, ab, einem kleinen aber sehr festen Punkte inmitten der Ostsee, nahe Bornholm. — Wer einmal dorthin gesendet, kehret schwerlich je wieder in den Kreis der Seinen zurück; gemeiniglich hausen dort nur zum Tode verurtheilte Verbrecher der schlimmsten Sorte, die man aus Staats- oder Familien-Rücksichten nicht hinrichten oder an die Karre schmieden will, welche dort ihre Tage beschließen.

Müller hatte die große Gabe, seinen Umge-

bungen ſtets zu imponiren; in Friedrichort hatte er mehr die Rolle des Commandanten, als des Arreſtanten gehabt. Die Schildwachen ſalutirten faſt aufmerkſamer noch ihm, als ihren eigenen Offizieren, und dieſe ſelbſt ſcheueten ſich, ſelbſt in Kleinigkeiten, dem Manne entgegen zu treten, der ſeine Überlegenheit kannte und ſchonungslos geltend zu machen pflegte.

Gelang ihm auch dies in ſeinem neuen Aufenthalte nicht in Betreff auf die Offiziere, ſo beherrſchte er doch despotiſch ſeine Unglückgefährten; dieſe ſahen in ihm ihren Meſſias, und gingen leicht in ſeinen Vorſchlag ein, die Beſatzung über den Haufen zu ſtoßen und ſo zu entkommen. An der großen Wachſamkeit des Commandanten ſcheiterte jedoch das kühn angelegte Unternehmen, und die einzige Folge davon war, daß der König demſelben ganz freie Hand über den Raſenden gab, der, den Geſetzen nach, ſchon den Tod verwirkt hatte.

Baron Müller wurde nun wie die übrigen Baugefangenen behandelt, nur daß er nie ſeine Zelle verlaſſen durfte, weil man von ihm Mord und Todtſchlag beſorgen mußte. Aeußerlich erſchien er jetzt ruhiger und in ſein ſelbſt verſchuldetes Loos ergeben, aber innerlich wüthete er um ſo ärger, und nach wenigen Monaten hatte er ein neues Complott zu Stande gebracht, wonach die Gefangenen eine allgemeine Brandſtiftung veranſtalten, und bei der hieraus hervorgehenden Unordnung ihre Wächter erwürgen und entfliehen ſollten. Wenig Stunden vor der Ausführung wurde es aber verrathen und alle Gegenanſtalten in's Werk geſetzt. Müller, hievon nichts ahnend, gab das verabredete Signal, indem er ſeine Baracke in Brand ſteckte und die Wache beſchwor, ihm doch die Thüren zu öffnen. Aber der eiſenfeſte Commandant Wultz, ein alter Seeheld, der im Kampfe mit den Engländern Arm und Bein verloren, ließ jetzt ſchnell

die in Bereitſchaft ſtehenden Spritzen auf den Brand richten. Vergebens ſchrie Müller, daß er jetzt im Waſſer umkomme, der Commandant ließ ruhig fortſpritzen, bis Alles gelöſcht war, und donnerte dem Tobenden entgegen: „Halt's Maul, Verfluchter; haſt Du erſt das Feuer haben wollen, ſo mußt Du nun auch das Waſſer ertragen!“

Nach Einigen ſoll Müller an den Folgen dieſes Experimentes umgekommen ſein, nach Andern es überlebt haben.

Oberſt Müller beſaß bei aller Rohheit und Zügelloſigkeit des im Lager aufgewachſenen Soldaten, einen Reichthum an gründlichen Kenntniſſen, eine große Beleſenheit in den alten Klaſſikern und eine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung. Schade daher, daß ſein furchtbarer Jähzorn und unbeugſamer Starrſinn ihn vor der Zeit hingeopfert haben. „Daß und welches Dunkel indeſſen über der ganzen

Sache noch ruht, brauche ich wohl nicht erſt zu bemerken."

Der Oberſt St. Aubert.

Wie aus den Wolken gefallen war ich, als ich vor einigen Jahren aus den Zeitungen erſah, daß ein Mann, den ich kurz zuvor noch an der Spitze eines der wichtigſten Zweige des Kriegweſens in Dänemark, geſchätzt und geachtet von ſeinem Monarchen, und überhäuft mit Gnadenbezeugungen aller Art gekannt hatte, vor einem Krieggerichte ſeiner Aemter, Titel, Ehren und Würden verluſtig erklärt worden und auf ewig des Landes verwieſen ſei.

In einem despotiſchen Lande iſt man an plötzliche Erniedrigungen, wie an plötzliche Erhöhungen gewöhnt, in einem ſo loyalen dagegen, wie Dänemark, wo Alles nur pianiſſimo ſich bewegt, wo kein Verdienſt auf Anerkennung hoffen darf, bevor es die gehörige Anciennetät

aufzuweiſen, ja wo die letztere ſchon an und für ſich das größte Verdienſt iſt, ſo daß der Kornet am Tage ſeiner Ernennung zum Unterlieutenant nach dem calcul des probabilités das Jahr berechnen kann, wo er, wenn er anders noch lebt und es hübſch Friede bleibt, General werden muß; in einem ſo geregelten Lande ſchauet man den ſchnellen Sturz ſo gut wie das ſchnelle Steigen als ein Wunder an. Erſt in der Citadelle Kopenhagens, wo der Oberſt auf ſogenannte Königs Gnade, d. h. auf unbeſtimmte Zeit ſaß, erfuhr ich den wahren Zuſammenhang der Sache, deren nähere Erörterung hier um ſo mehr am Platze ſein dürfte, da ſie zu den Événements in dieſem kleinen Lande gehörte, und die franzöſiſchen Zeitungen darüber mit ihrer bekannten Wahrheitliebe berichtet haben. —

Der Kammerherr von St. Aubert war ein Mann von ausgezeichneten militäriſchen

Kenntniſſen und durchaus unbeſcholtenem Charakter, aber gleichzeitig voll unbegränzter Ehrſucht, chatouilleux wie eine junge Dame, und Hypochonder trotz dem ärgſten Stubengelehrten. Voll Vorliebe für ſeine Waffe, die Artillerie, und voller Stolz auf ſein Wiſſen, wodurch er ſich Allen überlegen wähnte, hegte er den Wunſch und die Abſicht, dieſen Zweig des Kriegweſens von der geſammten Adminiſtration zu trennen und ſich dadurch eine ganz unabhängige Stellung zu begründen, ähnlich der des ehemaligen Grand Maître d'Artillerie in Frankreich. Dieſer Plan mußte indeſſen gegen die collegialiſche Gewalt des General-Krieg-Commiſſariats zerſchellen, und ihm überdies noch alle ſeine Vorgeſetzten zu Feinden machen, die er rückſichtlos und ſogar verächtlich brüskirte. Es konnte daher nicht an mannigfachen Reibungen fehlen, die ihm ſeine untergeordnete Stellung täglich drückender und unerträglicher machten, wenn

gleich die urſprüngliche Quelle derſelben lediglich in ihm ſelbſt zu ſuchen iſt.

Schon damals verbreitete ſich das Gerücht, ob mit oder wider ſeinen Willen, dürfte jetzt wohl ſchwer zu ermitteln ſein, daß man in einem benachbarten Staate die Talente und Kenntniſſe des Oberſten zu würdigen wiſſe, und es iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, daß die Überzeugung hievon ihn in ſeinem unverträglichen und anmaßenden Sinne nur noch mehr befeſtigte.

Zur Zeit der Präoccupirung Hamburgs durch die Dänen, hatte er mit dem commandirenden Generale, Friedrich Prinz zu Heſſen, ſehr unangenehme Berührungen gehabt, die in einen offnen Bruch ausgeartet, wo, wie leicht zu denken, der Oberſt gegen den Schwager des Königs und Generalfeldmarſchall den Kürzeren ziehen mußte. Dieſer ganze Streit war indeſſen, ſo wie deſſen Veranlaſſung, im Publico ſchon längſt

wieder vergeſſen, als Herr von St. Aubert plötzlich, nachdem ein Decennium darüber verfloſſen war, den Gegenſtand des Streites wieder an's Licht zog. Er ließ nämlich eine kleine Brochüre in Frankreich drucken, in welcher er nicht bloß das Benehmen des Prinzen in der gedachten militäriſchen Beziehung der ſchärfſten Critik unterwarf, ſondern auch höchſt unpaſſender Weiſe, perſönliche Verhältniſſe ſehr delicater Natur berührte, und den ſeinſollenden Einfluß einer Dame auf die Kriegbewegungen rügte.

Nur Eine Stimme des Erſtaunens und Unwillens wurde im ganzen Lande kund. Niemand begriff, was der Oberſt jetzt hiebei bezwecke, wo ſeine amtliche Stellung zum Prinzen eine ganz andere geworden und das ganze Ereigniß als erfolg- und zwecklos vergeſſen. Ganz anders, wenn er dieſe Bemerkungen gleich nach Beendung des Feldzugs bekannt gemacht hätte, dann hätte man die Abſicht errathen und

geehrt, daß er ſich von jedem Tadel oder Verdachte eines Fehlers reinigen gewollt. Selbſt die unverkennbare Leidenſchaftlichkeit der Darſtellung würde in den Augen des Publicums gerechtfertigt und in denen des Geſetzes entſchuldigt worden ſein durch das verletzte point d'honneur des gereizten Militärs.

Ein Krieggericht wurde nun niedergeſetzt und das obengedachte Urtel gefällt, welches der König indeſſen dahin milderte, daß der Oberſt nur ſeine Charge verlor, den Kammerherrnſchlüſſel dagegen und ſeinen Gehalt beibehielt. An die Stelle der Landesverweiſung trat eine unbeſtimmte Haft, die indeſſen kaum ein Jahr währte und nur nominell geworden wäre, wenn der Oberſt nicht für gut gefunden, dem Offiziere, der ihn dem Feſtungscommandanten übergeben ſollte, während der Meldung deſſelben zu entweichen.

Die Anhänger des Oberſten und mit dieſen das Publicum betrachteten die Haft indeſſen als

eine Schärfung und nicht als eine Milderung der Strafe, und der Gefangene ſelbſt gerieth anfänglich darüber in den wüthendſten Zorn, der ihn zu Äußerungen und einem Benehmen verleitete, das man dem feingebildeten Manne nie zugetrauet hätte. Und doch war der Monarch zu dem, was er that, mehr als berechtigt, denn es hatte ſich im Laufe der Unterſuchung ergeben, daß der Oberſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon längere Zeit mit einem benachbarten Staate, wegen ſeines Übertrittes in deſſen Dienſte, in Unterhandlung geſtanden, und die gedachte Schrift wohl eigentlich nur publicirt habe, um mit einem Eclat ausſcheiden zu können.

Unmöglich durfte aber Dänemark zugeben, daß ein Mann, kundig aller Streitkräfte des Landes, in die Dienſte eines andern, und zwar eines Nachbarſtaates, unter Verhältniſſen überträte, die zu der Vermuthung berechtigten, daß er ſich dort eben durch das geltend machen werde,

was ihm vermöge seiner amtlichen Stellung in Dänemark zur Kenntniß gekommen. Da er überdies die Landesverweisung eben beabsichtigte und wünschte, so wäre es gegen allen Zweck der Criminaljustiz gewesen, ihm eine Strafe zu dictiren, die in seinen Augen eine Begünstigung geworden. — Ueberdies ist auch die in Dänemark sonst so häufige Strafe der Landesverweisung in neueren Zeiten gänzlich aufgehoben *), und unbegreiflich ist es, wie das Krieggericht darauf seinen Antrag stellen konnte.

*) Aus sicherer Quelle kömmt mir Folgendes zu: „Indem „S. M. eine kurze und leichte Freiheitsberaubung an die Stelle „der Landesverweisung treten ließ, bewiesen Dieselben Ihre ge„wohnte Milde. In der Einleitung zur Verordnung vom 30sten „März 1827 heißt es nämlich in Bezug auf die Aufhebung der „Landesverweisung bei gewissen Vergehungen durch die Presse: „„Man kam nun zum Resultate, daß als ordentliche Strafe für „„jene Verbrechen, als Surrogat für eine Landesverweisung von „„3 bis 10 Jahren, eine Strafhaushaft von 1 bis 3 Jahren, „„und für die lebenslängliche eine von 4 bis 8 Jahren eintreten „„solle. — Wenn jedoch das Verbrechen mehr aus Leichtsinn als „„aus bösem Willen hervorgegangen, kann das Gericht die Strafe „„zu einer gleich langen Haft auf Christiansoe umwandeln; stets aber „„gehen Ämter, Titel, Ehren und Würden hiedurch verloren.““

Aubert iſt der däniſche Maſſenbach, talentvoll und brav wie dieſer, aber auch eben ſo ehrgeizig, eingenommen von ſich und über ſein vermeintlich gekränktes Ich die Pflichten ſtrengen Dienſt- und Zartgefühles hintanſetzend.

Der geheime Finanzrath Ritter von H.

Unter keiner Menſchenklaſſe findet man ſo häufige Beiſpiele von ſchnellem Steigen und Fallen, wie unter den Spielern; ich nehme das Wort hier in ſeinem weiteſten Umfange, wo es nicht blos die Wenigen begreift, welche zum Tapis verd Geld und Geſundheit tragen, ſondern auch noch die weit größere Anzahl derer umfaßt, welche auf den Börſen, dieſen privilegirten Spielhäuſern der Regierungen, ihr Glück verſuchen. Die Folgen der Roulette

und des Pharao des passe dix und Rouge et noir ſind nicht halb ſo verderblich, wie die des Börſenſpieles. Dort verſpielt doch ein Jeder nur was er hat, und wenn er kein baares Geld mehr in Händen, muß er unerinnert ſchon die Bank meiden, hier aber, wo das ganze Geſchäft auf Credit betrieben zu werden pflegt, kennt die Leidenſchaft wie die Hoffnung der Spielenden keine Gränzen; ein Bettler kann binnen wenig Wochen zum Millionär, wie dieſer zum Bettler werden.

Ich bin ein unbedingter Feind aller Spiele, weil ſie durch die ſtete Spannung den Menſchen gegen alles feinere Gefühl abſtumpfen und alle Ordnung, alle Regelmäßigkeit aus dem Leben verbannen; aber ich haſſe ſo recht eigentlich das Börſenſpiel, welches mit der Wahrheit und ſtrengen Rechtlichkeit nie beſtehen kann. — Nicht blos in dem Schutze der ideellen, ſondern mehr noch in dem der materiellen Intereſſen

beruht das Bürgerwohl, und letztere werden durch das Rentenſpiel ganz untergraben; Agioteur und Revolutionär iſt eigentlich gleichbedeutend, der Börſenſpieler iſt losgeriſſen von ſeinem Vaterlande, und wünſcht und hofft nur, was, ſeinem Intereſſe angemeſſen, die hausse oder baisse fördern kann. — Aller Spieler Reichthum iſt eine Seifenblaſe, die, wenn auch noch ſo köſtlich im Sonnenlichte des Glückes ſchimmernd, doch vom leiſeſten Hauche des Mißgeſchickes wieder zerweht wird.

Ich lernte den däniſchen Generalconſul in Frankreich, geheimen Finanzrath von H., beim däniſchen Geſandten, Grafen von Woltersdorf, kennen, und ſah ihn nach deſſen Tode noch häufiger beim Barone Rothſchild und dem Staatsrathe Bourienne, mit welchem er auf das Intimſte liirt ſchien. Es war ein Mann, der für reich galt, und rechts und links Bekanntſchaften anzuknüpfen ſuchte, die ihm beim leidenſchaftlich

betriebenen Börsenspiele von Nutzen sein konnten; auch mit dem Fürsten Talleyrand stand er in Berührung.

Dem oberflächlichen Beobachter schien H. ein gutmüthiger Lebemann zu sein, der zwar den Werth des Geldes um so höher achten und kennen mußte, da er schon einmal fallirt hatte, der es indessen keineswegs überschätzte, und Reichthum nur als Mittel zum Genusse und größerem Reichthume, nicht als Zweck betrachtete. Wenigstens behaupteten dieses seine Landsleute, die seine Gefälligkeit rühmten und stets offene Tafel und Kasse bei ihm fanden. — Etwas Klugheit mag übrigens wohl auch noch hinzugekommen sein, denn diese seine stets à propos angewandte Dienstfertigkeit soll ihm sehr bedeutende Männer befreundet haben. Ich sah ihn zuletzt, während der Anwesenheit des dänischen Kronprinzen in Paris (1822), der ihn mit solcher Zuvorkommenheit behandelte, daß Frem-

beruht das Bürgerwohl, und letztere werden durch das Rentenſpiel ganz untergraben; Agioteur und Revolutionär iſt eigentlich gleichbedeutend, der Börſenſpieler iſt losgeriſſen von ſeinem Vaterlande, und wünſcht und hofft nur, was, ſeinem Intereſſe angemeſſen, die hausse oder baisse fördern kann. — Aller Spieler Reichthum iſt eine Seifenblaſe, die, wenn auch noch ſo köſtlich im Sonnenlichte des Glückes ſchimmernd, doch vom leiſeſten Hauche des Mißgeſchickes wieder zerweht wird.

Ich lernte den däniſchen Generalconſul in Frankreich, geheimen Finanzrath von H., beim däniſchen Geſandten, Grafen von Woltersdorf, kennen, und ſah ihn nach deſſen Tode noch häufiger beim Barone Rothſchild und dem Staatrathe Bourienne, mit welchem er auf das Intimſte liirt ſchien. Es war ein Mann, der für reich galt, und rechts und links Bekanntſchaften anzuknüpfen ſuchte, die ihm beim leidenſchaftlich

betriebenen Börsenspiele von Nutzen sein konnten; auch mit dem Fürsten Talleyrand stand er in Berührung.

Dem oberflächlichen Beobachter schien H. ein gutmüthiger Lebemann zu sein, der zwar den Werth des Geldes um so höher achten und kennen mußte, da er schon einmal fallirt hatte, der es indessen keineswegs überschätzte, und Reichthum nur als Mittel zum Genusse und größerem Reichthume, nicht als Zweck betrachtete. Wenigstens behaupteten dieses seine Landsleute, die seine Gefälligkeit rühmten und stets offene Tafel und Kasse bei ihm fanden. — Etwas Klugheit mag übrigens wohl auch noch hinzugekommen sein, denn diese seine stets à propos angewandte Dienstfertigkeit soll ihm sehr bedeutende Männer befreundet haben. Ich sah ihn zuletzt, während der Anwesenheit des dänischen Kronprinzen in Paris (1822), der ihn mit solcher Zuvorkommenheit behandelte, daß Frem-

de, welche nicht die unendliche Güte dieſes Fürſten kannten, leicht eine beſondere Vorneigung deſſelben darin gefunden haben können.

Zu dieſem Gerüchte mag auch wohl H's. intime Verbindung mit einem Herrn aus der Suite des Prinzen, dem Commandeur von F., nicht wenig beigetragen haben, eine Verbindung, welcher wohlunterrichtete Leute indeſſen eine rein geſchäftliche Baſis unterlegt wiſſen wollten. Damals trug H. ſich mit gigantiſchen Finanzplänen herum und der Hoffnung, demnächſt eine große Rolle in ſeinem Vaterlande zu ſpielen; entſchiedener Gegner des Finanzminiſters Baron Möſtingck, und hierin vermeintlich von einer einflußreichen Partei in Dänemark unterſtützt, ſah er ſich im Geiſte ſchon an der Stelle deſſelben.

Längere Zeit von Paris abweſend, kehrte ich erſt im Jahre 1826 wieder dahin zurück und erkundigte mich nach dem Generalconſul, der

nur wenig Schritte von meinem Hôtel (Maurice) entfernt gewohnt hatte. Es hieß, er habe Paris ganz verlaſſen und ſei nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt. Um ſo beſſer für ihn! dachte ich, ſo muß er wohl ſeinen Wunſch erreicht haben, denn ein ſo eifriger Spieler wie er, wird nur um ein Portefeuille dem Börſentreiben entſagen. Im Salon des Fürſten Talleyrand löſ'te ſich mir das Räthſel, indem Bourienne mit ſcheuem Blicke und dieſesmal doppelt finſterem Weſen das Unglück ſeines alten Bekannten zu beklagen anhob, der kurz zuvor nach Kopenhagen abgeführt und, wie er mir zu verſtehen gab, das Opfer einer Kabale des Finanzminiſters, rettunglos verloren ſei. Alles, was er zur Erklärung beibrachte, war mir indeſſen gar nicht klar; in Gedanken rief ich ihm mehr als einmal fair play! zu, und es bedurfte ganz anderer an der Quelle geſchöpfter Notizen, um das Dunkel mir zu erhellen.

Ich gebe hier so viel als nöthig und passend, denn die Darlegung des ganzen Getriebes dürfte Manchem unangenehm fallen.

Dänemark beschloß, Gott weiß in welchem Jahre post Christum natum, eine große Anleihe mit dem Hause Rothschild in England zu contrahiren, zur Abtragung der sogenannten Reichbankschuld bestimmt, ein Geschäftchen, welches H. sehnlichst zu vollführen wünschte; aber vergebens, seine und seiner Freunde Bemühungen scheiterten am Widerwillen des Finanzministers, der es ihm nicht vergeben konnte, daß er seine Administration dem Thronerben als grundfalsch und verderblich geschildert hatte. Auch besorgte man, ein Kaufmann möge das Geschäft zu kaufmännisch betreiben, und beauftragten einen Diplomaten damit. Dem H. verdroß dieses entsetzlich; die Ministerialveränderungen in Frankreich hatten ihm manche sichere Neuigkeitquelle verstopft und seinen Credit et-

was erschüttert, jenes Negoz wäre ihm daher sehr erwünscht gewesen.

Zu schlau jedoch, um sich zu verrathen, machte er bonne mine au mauvais jeu, und bemühte sich, dem Regierungbevollmächtigten auf jede Weise zur Hand zu gehen, um also das Geschäft möglichst genau kennen zu lernen und einen Haken zu finden, woran er dereinst sich festhalten könnte. Die dänische Regierung hatte, um recht sicher zu gehen, dem gedachten Herrn von — — ein sehr bedeutendes Gratial (ich glaube an 20,000 Thaler) zugesichert, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß er unter keinerlei Vorwande oder Titel ein Geschenk von der anderen Seite annehmen dürfe. Dem Anscheine, oder wenigstens der Stimme der bösen Welt nach, muß dieser indessen die Gebote der Bibel höher gestellt haben, als die Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers, und die Worte der Schrift vor Augen gehabt haben:

„Du ſollt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden!“ Andere meinen, es ſei nur ein rein patriotiſcher Haß gegen die Engländer geweſen, der ihn dazu beſtimmt habe, durch Annahme eines bedeutenden pôt de vin ihre Kaſſen zu ſchmälern. — Ob dieſes nun wahr oder nicht wahr, gehört nicht hierher; genug, daß H. eine desfallſige Anzeige dem Miniſterio zukommen ließ, welche jedoch ſicherlich unbegründet gefunden worden, da ſich in Folge davon der gedachte Negociateur mit einem höheren Range und bedeutendem Wartgeld in den Privatſtand zurückgezogen.

Auf jeden Fall dürfte es beſſer oder doch klüger geweſen ſein, wenn die däniſche Regierung ihr Geld geſpart und das Benehmen des hochſeligen Kurfürſten von Heſſen nachgeahmt hätte. Als dieſer nämlich gewahrte, daß ſeine Geſchäftmänner bei der Negociirung von Anleihen eine bedeutende Gratification unter allerlei

Benennungen ſich ſtipulirten, rief er ganz gelaſſen: Halb Part! und anſtatt die Annahme von pôts de vin zu verbieten, legaliſirte er ſie, unter der Verpflichtung, ſie ehrlich mit ihm zu theilen. Ganz unbedeutend muß dieſe Proviſion auch nicht geweſen ſein, denn der Herr von Karlshauſen, nachheriger heſſiſcher Geſandter am Bundestage, erwarb ſich hiedurch mehrere Tonnen Goldes.

Die rächende Nemeſis verfolgte indeſſen den vermeſſenen H., der die Handwerkgeheimniſſe beim Negociiren von Anleihen den profanen Blicken des Miniſterii preisgegeben. Man wurde — eine Liebe iſt der anderen werth — in Kopenhagen darauf aufmerkſam gemacht, daß es vielleicht nicht gerathen ſein dürfte, einem eifrigen und neuerdings unglücklichen Börſenſpieler, wie Herrn von H., eine ſolche Maſſe königlicher Obligationen in Händen zu laſſen, und als die verlangte Aushändigung derſelben ſich

auf eine beunruhigende Weiſe in die Länge zog, ſandte man einen gewandten Polizei-Beamten nach Paris, um unter der Hand dem eigentlichen Zuſammenhange nachzuforſchen.

Da ergab ſich denn angeblich ein wunderbares Reſultat: der vermeintliche und frühere Millionär war nicht allein total zu Grunde gerichtet, ſondern eine Maſſe ihm anvertraueter königlicher Geldpapiere war zur Deckung der Differenzen in fremde Hände gerathen. Die Folge hievon war die Verhaftung des Herrn von H. und ſeine Verſetzung in die Citadelle von Kopenhagen. Das Factum war unläugbar, und eine öffentliche Verurtheilung wäre wohl, aller ſeiner aufgeſtellten Gegenfoderungen ungeachtet, unausbleiblich geweſen, wenn ſich nicht einige intereſſante Incidenzpuncte ergeben, welche ſeinen Angelegenheiten, wenn auch nicht in rechtlicher, ſo doch in politiſcher Beziehung, eine veränderte Geſtalt gegeben. — Die min-

der bedeutenden, nur collectiv wichtigen, lasse ich ruhen, weil sie aus der Natur seiner Verbindung mit mehreren Männern hervorgehen, die das Incognito hierin der Öffentlichkeit vorziehen, und ich will nur des einen Grundes der Staatsraison hier gedenken.

Auffallend war es mir nämlich, daß die so milde dänische Regierung den armen H., selbst nach Beendigung seiner Sache, noch in so überaus enger und strenger Haft hielt, daß er jedes Verkehres mit der Außenwelt, ja selbst des Zuspruches der Seinen beraubt blieb. Ich forschte jetzt nach und vernahm, daß seine gänzliche Freilassung nur von der Auslieferung gewisser Papiere abhänge, welche er jedoch standhaft verweigere. Ein sehr zufälliger look behind the curtains ergab das folgende Resultat.

Das dänische Gouvernement machte bedeutende Ansprüche an das französische, in Folge früherer, dem Napoleon gemachter Lieferungen

und von dieſem eingegangener Verpflichtungen. Von H. war mit der Liquidirung dieſer Sache beauftragt, konnte aber durchaus Nichts ausrichten, weil die zu dieſen Liquidationen angeordnete Commiſſion es ſich zum Principe gemacht zu haben ſchien, antilegitime Foderungen der Art nicht anzuerkennen, wenn ſie auch noch ſo ſehr legitimirt waren. Das Object war indeſſen zu wichtig, um es ſo leicht aufzugeben; man verſuchte es hier und da, bis es endlich dem gewandten unermüdlichen H., durch Beihülfe ſeines Freundes Bourienne, gelang, einen Ausweg zu finden.

Durch die Freundſchaft des ſo uneigennützigen Staatrathes Dûdon, verbunden mit der Benutzung eines anderen Kanales, den ich nicht näher hier bezeichnen will, und dem Alles durchdringenden Regen der Danaë gelang es ihm, ſich nicht allein alle gemachten Eingaben und Documente zurück zu verſchaffen, ſondern was

noch mehr ist, zu bewirken, daß sämmtliche Acten verschwanden und der Letheſtrom über alles in dieſer Beziehung Verhandelte floß.

Eine neue, ganz andere Foderung wurde bald darauf anhängig gemacht; die däniſche Regierung zog ſich zurück, aber eine Menge Privatperſonen machten Anſprüche, die ſonderbarer Weiſe eine ganz gleiche Summe umfaßten. Die neue Sache hatte gar keine Beimiſchung von Politik, ſie begründete auch kein bedenkliches precedent, und die Entſcheidung der bloßen Rechtfrage konnte keinem Zweifel mehr unterworfen ſein.

Es ſollen indeſſen Gründe vorhanden ſein, weshalb man dieſe Angelegenheit nicht gerne aufgerührt ſehen möchte, während Baron H., dem wenig an ſeiner Freiheit ohne Vermögen, ſie zu benutzen, gelegen iſt, die Originaldocumente nur gegen etwas hochgeſtellte Bedingungen ausliefern will. Übrigens iſt Herr von H.,

wie man aus dem Vorhergehenden geſehen haben wird, ganz der däniſche Duvrard, und ich bin feſt überzeugt, daß der Gefangene noch eines Tages als ein großer Mann aus ſeinem Kerker hervorgehen wird, ſo gut wie ſein franzöſiſches Vorbild, der aus der fatalſten Unterſuchung und dem Schuldengefängniſſe in St. Pelagie, als Millionär und effective rechte Hand des Miniſters hervortrat.

Zweites Kapitel.

Geſelligkeit und einige Damen.

Das geſellige Leben des heutigen Kopenhagens iſt kaum ein Schatten des früheren; damals rivaliſirte ein reicher und hochgebildeter Kaufmannſtand mit dem begüterten Adel, jetzt iſt jener zu Grunde gerichtet, dieſer verſchuldet. Unter den Miniſtern und hohen Kronbeamten hat keiner mehr die Mittel, ein großes Haus zu machen, wie es vor Jahren die Miniſter, Grafen Moltke, Reventlow, Schimmelmann vermochten. Man ſucht jetzt die

Hofchargen, um dadurch eine Art Lüſtre zu erhalten, um eine kümmerliche Beſoldung zu erhaſchen, anſtatt daß die Perſon vor Zeiten dem Titel durch den Glanz ihres Vermögens und großartigen Aufwand das eigentliche Anſehen erſt gab. Die fremden Geſandten werden hiedurch ebenfalls der Nothwendigkeit überhoben, ein Haus zu machen, und können ſogar Sparpfennige zurücklegen, indem ſie theils en garçon, theils en famille leben. Der Hof lebt überaus eingezogen, theils aus weiſer Sparſamkeit, theils auch wegen der Kränklichkeit der Königin und aus beſonderer Vorliebe des Königs, der ſich nie glücklicher fühlt als Abends am Theetiſche, umgeben von ſeiner Familie. Der Erbprinz iſt dagegen ein großer Freund des ungenirten geſelligen Lebens, er ſieht nicht allein viel ausgezeichnete Leute bei ſich, ſondern würdigt auch manche Geſellſchaften ſeiner Gegenwart. Schade nur, daß er nicht immer in Kopenhagen, ſon-

dern häufig auf dem Lande und in ſeinem Gouvernement zu Odinſoe.

Dieſe geſtörte Geſelligkeit, eine natürliche Folge der geſunkenen Kornpreiſe und des zerſtörten Handels, iſt übrigens doppelt zu beklagen, da die Bewohner der Hauptſtadt, zumal die weiblichen, ein überaus heiteres, lebeluſtiges Völkchen ſind. Die Männer wiſſen ſich freilich hiefür zu entſchädigen, indem ſie eine Menge geſchloſſener Kreiſe haben, nach Art der engliſchen Klubs, in denen geſchwatzt, geraucht und vornehmlich geſpielt wird. In einer Stadt wie London, wo ein ſolch ungeheurer Conflux von Fremden iſt, ſind Klubs beinahe nothwendig, zumal da der Engländer weniger mittheilbar und großer Freund ſeiner comforts, aber an einem kleineren Orte, wie Kopenhagen, tödten ſie alle Geſelligkeit und verderben den guten Ton. Der Mann kann nur im Umgange mit Frauen geſellig ausgebildet werden; dem jungen

Menſchen iſt beim Eintritte in die Welt nichts nützlicher, als daß er ſich geniren, daß er ſich langweilen lernt, und eben deshalb, weil die heutige junge Welt dies nicht gelernt hat, genirt und langweilt ſie ſo häufig Andere.

Der Klubton iſt cousin germain mit dem Tone des corps de garde; die jungen Beamten und Offiziere ergreifen die Gelegenheit mit Freuden, ſich gehen laſſen zu können; ſie vernachläſſigen ſich in der Kleidung und mit dieſer den Anſtand, die Haltung; der Witz, von keiner weiblichen Gegenwart gezügelt, artet leicht zur Malice und Zote, die Freimüthigkeit zur Grobheit, die Befangenheit zur Blödigkeit aus. In der That herrſcht auch ein keineswegs angenehmer Ton in der kopenhagener jungen Männerwelt, eine Neigung, über Alles ſich aufzuhalten, Geſchichten zu erfinden und jedem Dinge, wie jeder Perſon, einen Klecks anzuhängen; wahrhaft empörend iſt die leichtſinnige Art, mit wel-

cher man bedeutenden Perſonen die ſchändlichſten Laſter Schuld giebt, und bei einem Glaſe Negus den guten Ruf unſchuldiger Männer zu Grunde richtet. — Zum erſten Male in einem ſolchen Kreiſe, wo Niemand verſchont blieb, vom Höchſten bis herab zu den Kadetten und Pagen, glaubte ich Kopenhagen ein anderes Sodom, bis ein achtbarer Mann mich belehrte, daß der Ruf eines Mannes hier eben ſo leicht und gern angegriffen würde, wie in Frankreich und Italien der des Weibes.

Die Kopenhagenerinnen ſind ſehr reizend, ſchlank, zierlich gebaut, mit ſchönem Auge und Haar und geſchmackvoll gekleidet, kurz, wahre Paradiesvögel, leider incluſive der Füße. Zur Verzweiflung hat es mich oft gebracht, wenn meine Blicke wohlgefällig eine ſchöne Dame verfolgten, die auf der Oſternſtraße vor mir her-

ging, vom Sichtbaren auf das Unſichtbare ſchlie-
ßend, und eine ſchmutzige Stelle ſie zur Darle-
gung ihrer Chauſſüre zwang. Weg war dann
der antheriſche Nimbus, ein großer Fuß und
dicke Knöchel hatten mich entzaubert. Unwill-
kührlich ſchwebten mir dann die wunderzierlichen
Füßchen der Spanierinnen vor, ich wünſchte
ihnen der Däninnen ſchlanke hohe Geſtalt (taille
svelte), und dieſen das ſpaniſche Piedeſtal und
die Fülle des Buſens. —

Die großen Füße der Däninnen, und mein
Unglück, einen ſehr kleinen zu beſitzen, haben
mir wahrſcheinlich den Zorn einer der ſchönſten
Frauen Kopenhagens zugezogen, einen Zorn,
der ſicherlich die Baſtille zur Folge gehabt hätte,
wenn Dänemark Frankreich und dieſe Dame
die Pompadour geweſen. Ich kam zu einem
berühmten Schuhmacher gleich am Anfange der
Gothenſtraße, um mir ein Paar bequeme Schuhe
auszuſuchen; die vorräthigen mißfielen mir alle;

es ſtanden ein Paar rieſige Damenſchuhe auf dem Tiſche, die ich beſah und mit den Worten wieder hinſetzte: „Die wären für mich zu Ueberſchuhen gut.“ — Und wem gehörten ſie? Der ſchönen Frau D., die gerade in den Laden getreten war.

Der Ton in Kopenhagen iſt leicht, ungezwungen und, wie die Rigoriſtinnen in der Provinz behaupten wollen, ein wenig frei; ich kann und mag jedoch dieſe Behauptung nicht beſtätigen, die wohl hauptſächlich darin ihren Grund haben mag, daß die Provinzlerinnen, vornehmlich die auf dem feſten Lande, die größere Leichtigkeit und die excellente Tournüre der ſchönen Kopenhagenerinnen mit Abgunſt betrachten. Auch behauptet die Bosheit, die Fremden ſeien beim ſchönen Geſchlechte wohlgelitten: aber dieſe etwanige Auszeichnung darf ja nicht falſch aufgefaßt werden; es fällt nämlich leicht, Bekanntſchaften zu machen, wo der heitere, unbe-

fangene, ja eigentlich luſtige Sinn der Damen einen eitlen Fremden (avantageux) anfänglich leicht zu Hoffnungen und Vermuthungen verleiten könnte, welche der Verfolg jedoch ſelten nur rechtfertigen wird.

Von den Herren läßt ſich, wie bemerkt, nicht ſo viel Gutes ſagen. Unabhängigen jungen Adel, reiche gebildete Hofleute, wie deren ſchon in einer mittelgroßen Stadt, wie Dresden, ſo manche vorhanden, giebt es in Kopenhagen gar nicht; Alles haſcht dort nach Stellen, und wenn ein junger Herr von nicht Offizier iſt, ſo kann man ihn mit Sicherheit für einen Auscultator oder Volontär bei den höchſten Behörden anſehen. Der auffallende Mißbrauch hat dort nämlich ſtatt, daß ein junger Mann, wenn er mehrere Jahre bei einem Collegio ſich umhergetrieben, gearbeitet oder gefaullenzt hat — wie ihm die Laune gerade ſtand — zu den höchſten Adminiſtrativbedienungen in den Pro-

vinzen ſogleich übergeht, ohne je die geringſte practiſche Übung erlangt zu haben.

Faſt alle junge Leute, die man in der Geſellſchaft trifft, ſind Kammerjunker, und jährlich werden deren eine beſtimmte Anzahl in loco creirt, um die Hofbälle vollzählig zu machen. In keiner Reſidenz dürfte ſo wenig Etiquette und Adelſtolz erſichtlich werden, als eben hier; ähnlich darin Rußland, giebt der Adel als ſolcher gar keinen Rang; der Monarch allein ertheilt ihn ganz willkührlich durch Rangtitel und Orden. Nur bei den Beſitzern der Lehnherrſchaften findet meines Wiſſens eine Ausnahme ſtatt. Überdieß iſt noch jeder Offizier für ſeine Perſon adelig, und jeder Beamter erlangt adelige Vorrechte, wenn er den Rang eines Etatrathes erlangt hat, eine durchaus nicht bedeutende Charge. Sogar Hoftitel werden Bürgerlichen gegeben, ohne zuvorige Erhebung in den Adelſtand — man trifft bürgerliche Kammer-

junker, wie z. B. den berühmten Abrahamſon, und Kammerherren, wie Hennings, Ferrall u. ſ. w., ja der erſte Miniſter und Inhaber des großen Elephantenordens, Malling, war und blieb ein Bürgerlicher. —

Frue B...w.

Glaube ja nicht, lieber Leſer, daß ich Dir hier ein Namenverzeichniß aller markanten däniſchen Damen liefern will und, um ja keine zu überſchlagen, alphabetiſch beginne; der Zufall will, daß grade drei B=Damen einen bedeutenden Rang in der Geſellſchaft einnehmen, und daß man, ohne indiscret zu erſcheinen, über ſie ſprechen darf, weil das kopenhagener Publicum gewohnt iſt, ſich mit ihnen zu beſchäftigen; um nicht zuviel zu ſagen, ſagte ich das kopenhagener, denn die zuletzt genannte hat eine gewiſſe europäiſche Celebrität, als Dichterin und Schrift=

ſtellerin, wie als Freundin Mathiſons und Bonſtettens.

Die Frau von B...w iſt die Gemahlin eines mehr genannten bedeutenden Mannes eine Baronin in her own right, die nur das Geſchlecht zu wechſeln brauchte, um der erſte Mann in Dänemark zu ſein, wie ſie jetzt wohl die bedeutendſte Dame daſelbſt iſt. In dieſem Lobe liegt auch zugleich der einzige Tadel, der ſie treffen dürfte; ſie hat etwas Männliches in ihrem Benehmen und kümmert ſich den Henker um den Schein.

Wenn der Leſer im Theater, oder in Conzerten, bei Equilibriſten, Seiltänzern, oder wo ſonſt Künſtler, im weiteſten Sinne des Wortes, ihre Vorſtellungen geben, eine noch immer hübſche Frau von mittlern Jahren und Wuchſe ſieht, voll gebaut, mit funkelndem Augenpaare und goldener Brille auf der Naſe, ſo darf er vermuthen, es ſei die Frau von B...w Ohne

zu fragen, weiß er nach zehn Minuten, ob er Recht oder Unrecht; denn war es dieſe Dame, ſo plauderte ſie während dieſer Zeit ſchon vielfach rechts und links, lorgnirte nach oben und unten, wechſelte einigemal ihren Platz, verließ die Loge und kehrte wieder zurück. Fürwahr es iſt ein Schauſpiel im Schauſpiele (comedia in comedia), die lebeluſtige, anziehende Frau in ihrer unendlichen Beweglichkeit zu beobachten, zumal wenn ſie Partei genommen und der Zufall ihr eine Antipodin, oder gar irgend eine ſteife Precieuſe an die Seite geführt hat, welche vor Sittſamkeit-Verlegenheit weder rechts noch links, geſchweige denn gerade aus zu ſchauen wagt.

So beweglich dieſe Dame im Äußeren, ſo auch im Inneren; iſt ſie aufgelegt — denn journalière iſt ſie, wie alle femmes comme il faut — ſo gleicht ihre Unterhaltung einem fortgeſetzten Raketenfeuer, ein Witz, ein Scherz jagt

den andern, und was das Beſte iſt, ſie leuchten und praſſeln nur, zünden und verletzen aber nie.

Der Einfluß der Frue B..w iſt (wenn ſie will) bedeutend, weil ſie geſcheidt, Gemahlin des königlichen Günſtlings und vom Monarchen perſönlich geſchätzt iſt, vornehmlich aber auch, weil ſie einen feſten Charakter hat, der, unbekümmert um das Gerede der Welt und alle Hinderniſſe, das thut, was ihm genehm iſt oder recht dünkt. Daß ihr dieſe Rückſichtloſigkeit und der Eifer, mit dem ſie ſich mitunter für Leute bemüht, die es vielleicht nicht ſo ganz verdienen, vielfach verdacht und falſch ausgelegt werden, iſt gewiß. Die meiſten Weiber ſind neidiſch auf Frauen, welche männliche Eigenſchaften zeigen und alle gêne aus ihrem Betragen verbannen, weil ſie nöthigenfalls in ihrem Innern einen kräftigeren Schutz finden, als den, welchen die ſogenannten Regeln des Decorums gewähren. Aber auch die wenigſten Männer

lieben es, wenn eine Frau ſich der weiblichen Unterwürfigkeit überhebt und ſelbſtändig auftritt.

Daher denn die hundert und aber hundert, zum Theil gut, zum Theil ſchlecht erfundenen Anekdoten, mit denen man ſich auf Rechnung dieſer Dame umherträgt; ſie ſelbſt kennt ſie und lacht oder ſchimpft darüber, je nachdem ſie witzig oder abgeſchmackt ſind. Eine Eigenſchaft theilt ſie nämlich ganz mit ihrem Gemahle, das Bedürfniß, ſich Andern gefällig zu erweiſen, und das Unvermögen, ſich anders als durch Wohlthaten und Dienſtleiſtungen an ihren Feinden zu rächen.

Ihrem feurigen Sinne iſt es unmöglich, gleichgültig oder unthätig zu ſein; augenblicklich iſt ſie für etwas eingenommen, zumal wo ſie Anfeindungen des Neides und der Kabale erblickt, und verficht dann die unbedeutendſte Sache, einen neuen Sänger oder Tänzer mit einer Begeiſterung, als gälte es die höchſten Inter-

essen des Lebens. Nichts erscheint ihr minder berücksichtigungwerth, als Stand und gesellige Beziehungen, wenn nicht irgend etwas Anderes ein inneres Interesse ihnen verleiht; sie haßt es, in guter, d. h. vornehmer Gesellschaft sich zu langweilen, und amüsirt sich lieber in schlechter, d. h. nicht vornehmer. Ist es hienach noch ein Wunder, wenn alle Die, welche nichts in die Gesellschaft bringen können, als ihren Stand, über Scandal schreien und die geistreiche Frau verletzen, welche Nichts hierauf giebt?

Zum Schlusse nur noch die Hauptsache. Frau v. B..w ist die trefflichste Erzieherin ihrer Kinder, das Vorbild einer denkenden und liebenden Mutter.

Frue B...e.

Frue B..e, die Gemahlin eines Admirals und Chefs des ganzen Seewesens, ist nicht so leicht zu absolviren, als die vorhergehende und

nachfolgende Dame, nicht etwa, weil ſie die Frau ihres Mannes iſt, das iſt bei ihr das Wenigſte, ſondern weil ſie ſo überaus penetrant iſt, daß ich, obſchon ich mit geſchloſſenem Viſire fechte, dennoch die Angſt hege, von ihr erkannt zu werden, und dann wehe mir Armen! mir bliebe nichts übrig, als auf Gnade und Ungnade mich zu ergeben.

Wenn ich die chriſtliche Dreieinigkeit der vorbenannten Damen in's Heidniſche überſetzen dürfte, und nach dem Alter ſie zu klaſſificiren hätte, ſo müßte ich die Frue B..w der Venus, Frue B..n der Minerva und Frue B..e der Dame Juno vergleichen, wie ſie mein Landsmann und Freund ſo trefflich in ſeinem travestirten Meiſterwerke geſchildert hat. Wem der Paris den Apfel zuwerfen würde (auffallend doch, daß immer der Apfel in Beziehung auf das Weib, im Homer wie beim Moſes, Anlaß

zum Streite gegeben), dürfte auch hier wohl nicht lange zweifelhaft bleiben.

Frue B..e ist der Schrecken aller Dummköpfe, die Geißel aller Narrheiten und die Nemesis für alle fremde Anmaßung; man schreckt mit ihr die großen Kinder, wie mit dem Essenkehrer die kleinen, und der Knecht Rupert kann nicht mehr gescheuet werden, als diese Dame, die das Knechten nur im Activo kennt. Unerschöpflich sind die Kopenhagener im Erzählen aller ihrer Satyrhiebe; jedoch lassen Witzbolde auch viele eigene Kinder auf ihren Namen taufen*), um ihnen dadurch im Voraus ein sort zu machen, und es dürfte schwer fallen, die

*) Es ist bekannt, wie die meisten, so überaus treffenden Sarkasmen, die vor etwa 10, 15 Jahren in Berlin als angebliche dicta des Kronprinzen von Preußen in Umlauf waren, in der That den großen Philologen Wolf zum Verfasser hatten, der sie stets auf Rechnung des Prinzen schob. — Lange lachte der Prinz darüber, als aber ernste Unannehmlichkeiten daraus zu entstehen drohten, sandte der Kronprinz dem Verfasser seinen Adjudanten mit der kurzen Anzeige: „Von heute an wollten Ihre königliche Hoheit nicht mehr witzig sein.“

legitimi und spurii zu unterſcheiden. Leid thut es mir indeſſen, daß ich viele köſtliche, ganz echte Anekdoten zurückhalten muß, weil es lauter argumenta ad hominem ſind, die ohne Namen die ganze Schärfe verlieren, und viel zu bitter und ſchneidend ſind, um mit ihnen in dieſen Blättern zu paradiren, in denen wohl Thorheiten belächelt, aber wahrlich keine unbeſcholtenen Namen verunglimpft werden ſollen.

Die Witze dieſer Dame erlangen eine um ſo ſchnellere und ausgebreitetere Circulation, da ſie ein Haus macht, hiezu vom Könige mit einer namhaften Summe unterſtützt. Da nämlich, wie ſchon erwähnt, wenig däniſche Große in der Hauptſtadt leben und dennoch der Anſtand erheiſcht, daß den fremden Geſandten mitunter Fêten gegeben werden, ſo erhalten einige der erſten Beamten eine Gratification zu dieſem Zwecke, wie dies auch in anderen Ländern üblich. Auf einer dieſer ſemiofficiellen

Soiréen trug nun die köſtliche Scene ſich zu, die ich hier ſkizziren will, um zu zeigen, wie die diplomatiſche Urbanität noch über die ſonſt ſo berühmte ſeemänniſche den Sieg davon trug.

Der Marquis de St. Simon hatte und hat vermuthlich noch die Eigenheit, ſeinen Daum und Zeigefinger als die geeigneteſte Zuckerzange anzuſehen, die jede andere entbehrlich macht. Dieſe Angewohnheit mißfiel indeſſen der zarten Frau von B..e im höchſten Grade, und als eines Abends der Marquis mit derber Fauſt in der Zuckerſchaale umherfuhr, um ſich den — übrigens ganz vortrefflichen — Thee zu verſüßen, befahl die ärgerliche Admiralin dem Diener, den noch übrigen Zucker wegzuſchütten. Der demonſtrative Geſtus der Frau vom Hauſe (ἐνδεικτικως nennen es, glaube ich, die Griechen) verſtändlichte dem Geſandten die däniſche Rede, und die erſtaunten Geſichter mehrerer

Anweſender zeigten ihm, daß er ſich nicht geirrt.

Indeſſen ſetzte er die Converſation mit der Admiralin fort, als hätte er nichts vernommen, und ſchlürfte behaglich den köſtlichen Trank. Kaum aber hatte er die Taſſe geleeret, als er mit all' der Würde, die einem Granden erſter Klaſſe geziemet, das Fenſter öffnete und die koſtbare Mundtaſſe herabwarf.

Mit der größten Gleichgültigkeit, als wäre Nichts vorgefallen, wandte er ſich dann zur zitternden Frau v. B..e und ſagte lächelnd: „Ich wollte Ihnen nur die Mühe ſparen, es dem Domeſtiquen thun zu heißen, denn verunreinigten meine Finger ſchon den Zucker, wie mußten meine Lippen dann die Taſſe beflecken!"

Ich könnte und möchte gerne noch länger bei dieſer intereſſanten Dame verweilen, aber, wie geſagt, ich fürchte, daß ihr Falkenblick

mein Incognito durchdringe, und billige daher durchaus das Benehmen eines geiſtreichen däniſchen Prinzen, der die Aufmerkſamkeit des Königs erweckte, weil er ziemlich häufig der Frau von B..e artige Cadeaux machte. Er erwiederte nämlich auf die desfallſige Frage des Königs: „Ich folge dem Beiſpiele Ew. Majeſtät, welche die Raubſtaaten, da Sie ſie nicht beſiegen können, durch Geſchenke und Artigkeiten bei guter Laune zu erhalten ſuchen.“ —

Frau Friederike B..n.

Wie iſt doch die gute Dame, welche den Reigen beſchließt, ein ſo ganz von den vorhergehenden verſchiedenes Weſen; da iſt kaum Spur von Malice oder herriſchem Benehmen, keine Schroffheit, kein determinirter Charakter, nein, lauter Liebe, lauter Sanftheit und ſo überſchwengliche Weichheit, daß Niemand in ihrer

Nähe weder leiblich noch geiſtig feſt aufzutreten wagt.

Friederike B..n, Schweſter des berühmten Biſchof M., Gattin eines Mannes, der das Verdienſt hat, ſehr reich zu ſein, und überdies noch, wie das Volk behauptet, im Beſitze des Geheimniſſes iſt, Lotterienummern zu errathen, und Mutter der talentvollen Gräfin B..s, welche die Katalani, als ſie enthümirt war, im Geſange beſchämte — iſt eine der wenigen Schriftſtellerinnen, welche ganz mit ihren Werken harmoniren. Sie iſt durchaus kein hervorragender ſchöpferiſcher Genius, allein ein anmuthiges, freundliches Talent, geweckt durch die Eindrücke des ſie umgebenden Schönen, geläutert und ausgebildet durch den vertrauten Umgang geiſtreicher Männer. Sie gehört zu jenen echt weiblichen Naturen, welche ihre Kräfte niemals überſchätzen und das Talent haben,

höher und feſter ſtehenden männlichen Geiſtern ſich zu nähern und anzuſchließen und zwar dergeſtalt, daß dieſe ſich in ihnen, wie in einem klaren Kryſtalle, in einem hellen Waſſer wieder abſpiegeln und alſo gerne mit ihnen fortgehen. Wenn gleich vereinzelt wenig, ſpiegelt ſie doch oftmals anmuthige Bilder zurück und erinnert an eine freundliche, im Sturme der Zeit untergegangene, Literaturperiode.

Ungleicher kann ein Ehepaar kaum ſein, als der Conferenzrath B..n und ſeine Gemahlin; er ganz practiſch, ſpeculativ und alle Verhältniſſe auf Zahlen und Geld reducirend, dabei einfach und derb in Sitten wie Reden; ſie dagegen nur in einer ſelbſtgeſchaffenen Gefühlwelt lebend, die gemeine Wirklichkeit verachtend, und Alles nach Kräften idealiſirend. Daher iſt Niemand fremder im heimiſchen Kreiſe der Gattin als er; man trifft alle ſchönen Geiſter Däne-

marks dort an, aber faſt nie den Herrn vom Hauſe. Ein junger Kaufmann hatte in dieſer Beziehung eine drollige Scene mit ihm, die er mir ſelbſt mittheilte.

Dem Conferenzrathe B..n von einem großen Handelhauſe in Bordeaux empfohlen, wurde er auf das Freundlichſte von ihm aufgenommen; dieſer machte ihn mehreren angeſehenen Familien der Hauptſtadt bekannt, aber nie ſeiner Gemahlin, obgleich der junge F. wiederholt zu verſtehen gab, wie lieb dies ihm ſein würde.

An einem wunderſchönen Sonntage, wo alle Welt auf's Land ging, nahm F. ſich die Freiheit, den Herrn von B..n zu erſuchen, ihn ſeiner Gemahlin vorzuſtellen, die ſich auf ihrem lieblichen Landſitze Friedrichsthal aufhielt. „Was wollen Sie da?" — erwiederte der Kaufmann. — „Wenn Sie kein ſchöner Geiſt ſind, lang-

weilen Sie ſich, auch iſt es beſſer für Ihre Kaſſe, Sie bleiben davon!"

„Wird denn ſo hoch geſpielt?" entgegnete der ſtaunende Fremde. —

„Ach nein!" — rief lachend der Conferenzrath — „ſchlimmer als das. Unſer ſchönſter Geiſt giebt in dieſer Zeit ſeine ſämmtlichen Werke auf Subſcription heraus, und meine Frau nöthigt alle Menſchen, die ſie beſuchen, darauf zu unterzeichnen!"

Wie ſchmerzte es mich aber, bei meinem letzten Beſuche die verehrte Greiſin ſo ganz verändert zu finden; auf Augenblicke freilich ſchwang ſich ihr reiner Geiſt zu den gewohnten höheren Regionen empor, aber es waren nur Momente, die Körperkraft reichte nicht zu. In jeder anderen Beziehung iſt das Loos der Patriarchin der däniſchen Literatur ein beneidungwerthes; von der trefflichen Erbprinzeſſin mit ihrer Freund-

ſchaft beehrt, von einem Kreiſe geiſtreicher Männer umgeben, welche ſtets noch in ihr die gefühlvolle Dichterin lieben, und im reichen Genuſſe aller Mittel, ſich das äußere Leben nach Gefallen zu geſtalten, würden alle Tage wie ein Feſt ihr verſchwinden, hätte der Himmel ihr nur eine Geſundheit verliehen, wie die des theuren genfer Freundes.

Drittes Kapitel.

Einige adelige Familien des Landes.

Wer die Geſchichte der Familie Rantzow kennt, muß die ſonderbare Fügung des Schickſals bewundern, welche, der Legitimität zu Ehren, den älteren Zweig des Hauſes Bourbon vom Throne ſtieß und die jüngere Linie Orleans erhob!

Der Marſchall Joſias von Rantzow nämlich, ein Trunkenbold wie Wenige, und ausſchweifend wie Viele, aber dabei gleichzeitig brav wie ſein Degen, und vor Allen ſchön, geſcheidt und unternehmend, dürfte wohl als der eigentliche

Stammhalter des jetzt entthronten Zweiges zu betrachten ſein, ohne den die Herrſchaft ſchon damals an die orleaniſche Linie gekommen wäre.

Vielleicht iſt die Erinnerung an dieſen Hergang dem jetzigen Könige der Franzoſen für die kommende Zeit nicht unlieb, wo er es müde geworden, ſeine Herrſchaft von den pariſer Pflaſterſteinen und vom Programme des Stadthauſes herzuleiten. Auf jeden Fall aber iſt die Erzählung amüſant, und deshalb gebührt ihr ein Platz in dieſem Buche.

Der ſogenannte ſchöne Rantzow, ein Ausbund von Liederlichkeit und Ritterlichkeit, hatte das Glück, der Gemahlin des ſchwachſinnigen dreizehnten Ludwigs zu gefallen, und das ſchier noch größere, der Liebling des Kardinals Richelieu zu ſein, der ihn als Werkzeug ſeiner Rache gegen den königlichen Bruder, Gaſton von Orleans, trefflich zu benutzen wußte. Bekannt iſt der tödtliche Haß, den der allmächtige Kardinal auf

den wankelmüthigen Gaſton geworfen, weil dieſer auf ſo ſchnöde Weiſe ſeiner Nichte den Korb gegeben. Um ihn unheilbar zu verletzen, gab es kein beſſeres Mittel, als ihm den nahen Thron zu rauben, indem man der Königin männliche Nachkommen verſchaffte Ein ſchwieriges Unternehmen, wenn man die drei und zwanzigjährige Unfruchtbarkeit dieſer Fürſtin, verbunden mit ihrer großen Frömmigkeit, bedenkt!

Da brachte ihm endlich der ſchlaue Pater Joſeph die frohe Kunde, wie die tugendhafte Königin ihm gebeichtet, daß ſie eine beſondere Neigung für den Herrn von Rantzow gefaßt, eine Leidenſchaft, welche ſie kaum zu bemeiſtern vermöge. Die beiden Pfaffen wußten nun den Einfluß des Beichtſtuhls dahin zu benutzen, daß der Funke angeſchürt wurde zur Flamme. Durch Beihülfe der verſchmitzten Mancini fand eine ungeſtörte Zuſammenkunft zwiſchen Annen von Öſterreich und Joſias von Rantzow ſtatt, welche

wohl nicht ohne Einfluß auf die Geburt Ludwigs des Vierzehnten geblieben.

Die Sache machte zu ihrer Zeit kein geringes Aufſehen, aber die alte Rechtsregel gal: pater est quem nuptiae demonstrant, und was wollte der charakterloſe Orleans gegen die ganze im Richelieu vereinigte geiſtliche und weltliche Allmacht? Wer die näheren Details dieſer Sache kennen will, darf nur nachleſen: „Die Liebesgeſchichte der durchlauchtigſten Prinzeſſin Anna von Öſterreich, Ludwigs des Dreizehnten, Königs von Frankreich Gemahlin, mit Monſieur C. D. R., als Vaters des Ludwigs des Vierzehnten, aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche überſetzt. Cöln, 1693.“ Bemerkenswerth iſt übrigens noch die auffallende Ähnlichkeit Ludwigs des Vierzehnten mit ſeinem muthmaßlichen Vater. — Die Stirn, die Naſe, der fürſtliche Anſtand ſind kaum ein Erbtheil des armen Ludwigs des Dreizehnten.

Aber auch abgeſehen von dieſer ſeiner väter-

lichen Qualität, war Josias Rantzow ein interessanter Mann, ein kühner Abenteurer, wie sie nur jene bewegte regellose Zeit hervorbringen konnte. Kaum dreizehn Jahr alt, entlief er seinen Eltern, um in die Leibwache des Prinzen von Oranien zu treten, ging von dort in dänische Dienste und aus diesen bald wieder in schwedische über. Aber sein unruhiger Sinn trieb ihn bald von hier wieder fort und hin nach Österreich, wo er in vielen Schlachten, und namentlich bei der Eroberung Mantua's, sich hervorthat. — Ein Jahr später finden wir ihn aber schon wieder als schwedischen Commandanten in Andernach, und kurz hierauf von der freien Reichsstadt Straßburg zu ihrem Gouverneur erwählt.

In Frankreich indessen blühte ihm erst sein Glück; außer dem Marschallstabe wurde ihm ein Herzogthum und mehr als 50,000 Thaler Revenüen zu Theil. Doch genügte dies nicht seiner Verschwendungsucht, er brachte überdies sein und

ſeiner Gemahlin großes Vermögen ganz durch und ſtarb, noch nicht vierzig Jahre alt, überhäuft mit Schulden. Sein ganz verſtümmelter Körper zählte nicht weniger als 60 Wunden, und von allen Gliedern, welche der Menſch doppelt hat, hatte er Eins verloren. Daher auch die ihm vom Staate geſetzte Grabſchrift:

Du Corps du Grand Rantzow tu n'as qu'une des parts,
L'autre moitié resta sur les plaines de Mars,
Il dispersa partout ses membres et sa gloire.
Tout abattu qu'il fût, il demeura vainqueur;
Son sang fût en cent lieux le prix de sa victoire
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Aber, wenn ſchon ein Krüppel, ſuchte er doch ſtets Raufhändel und man erzählt, daß er bisweilen ſich verkleidet unter den Lanzknechten umhertrieb und Zänkereien anhob, um nur Gelegenheit zu finden, im Frieden ſein Schwerdt zu ziehen. So ſchlug er ſich eines Tages mit

dem Oberſten Wieringhof, weil dieſer in einem Berichte ſeinen Namen nicht richtig geſchrieben, und als am Ende gegenſeitige Freunde hinzutraten, um ſie zu trennen, hatte ſich ſeine Krücke ſo tief in die Erde gedrückt, daß zwei Männer ihn herausheben mußten, und dabei focht er mit dem linken Arme luſtig fort.

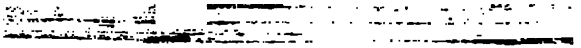
Bei ſeinem Muthe war übrigens auch etwas Zauberiſches im Spiele; ſeine Urältermutter nämlich, Anna Walſtorp, wurde eines Nachts, als ſie im frommen Gebete des abweſenden Gemahls gedachte, von einem unterirdiſchen Bergmännchen gar demüthiglich erſucht, ſeiner kreiſenden Gemahlin hülfreiche Hand zu leiſten. Nachdem ſie ſich durch das Zeichnen des heiligen Kreuzes überzeugt, daß es kein heidniſcher, unchriſtlicher Spuk ſei, folgte ſie dem Männlein durch viele, ihr ganz unbekannte, Keller und Gewölbe ihres Schloſſes Breitenburg, bis an einen kriſtallhellen Felſen. — Auf eine Berührung ihres Begleiters

ſpaltete ſich dieſer, und ſie ſah in einer geräumigen Halle eine ungeheure Menge von Gnomen um eine Erhöhung verſammelt. Sie trat hinzu und fand die Königin in ſchweren Kindnöthen, dem Verſcheiden nah. Frau Anna, nach Weiſe der Ritterfrauen jener Zeit, in der Bereitung von Heilmitteln wohl erfahren, miſchte der Leidenden ſogleich einen Trank, worauf ſie alsbald eines kleinen Erbprinzen genas. —

Der Jubel war groß und da die Helferin in der Noth jedes Geſchenk von Kleinodien und Gold ausſchlug, reichte ihr der dankbare Ehemann einiges Gold, welches wie Spähne ausſah. Er legte es ihr zugleich an's Herz, ſelbiges wie ihren größten Schatz zu hüten, da ihres ganzen Hauſes Glück hierauf beruhe. — Als Anna Walſtorp ſich am andern Morgen, wie gewohnt, in ihrem Bette wiederfand, dünkte ihr das Erlebte ſchier nur ein leerer Traum, den ſie zu verſcheuchen ſuchte; aber bald ward ihr die

Edelmann, Kaspar von Bork-
wald, die Sage von den zauber-
ischen Geschenken des Bergmänn-
leins, beim Trunke zu Straß-
burg ausplauderte, ließen sich
gar viele Stimmen vernehmen,
welche dem Josias Rantzow Muth
und Tapferkeit absprachen, alle
seine Thaten dem Heeringe bei-
legend.
Der Zorn des Gouverneurs war
unbeschreiblich, als er diesen übeln
Leumund vernahm; er forderte
die vermessenen Redner zum
Zweikampfe und schleuderte zu-
vor, in Aller Gegenwart, seinen
Degen in den Rhein. — Auch jetzt
verließ ihn selten der Sieg, aber
wie theuer er ihn erkaufen mußte,
kündet uns seine Grabschrift.

Ich bin bei dieser Erzählung so
ausführlich gewesen, weil ich
hoffe, daß der Herr von Trom-
litz sie auffassen und bearbeit-
en soll. Dreißigjähriger
Krieg, blutige Schlachten und
Zweikämpfe, Liebe so viel man
will, unter und über den
Stand, und nun zum Schluße
gar etwas Hexerei. Welch
reicher Stoff zu vier Bänden! –
Auffallend ist es übrigens,
wie so häufig Familien auf
der Bahn des Ruhms, der Ehre
und des Reichthums unaufhalt-
sam vorwärts schreiten, bis
urplötzlich der Neid der himm-
lischen in ihrer



Mitte ſich offenbart, und durch die Laſterhaftigkeit eines einzigen Gliedes Alles zuſammenſtürzt. — So auch mit den Rantzows; ſie waren zu Reichsgrafen erhoben mit Sitz und Stimme auf der wetterauiſchen Grafenbank, ſie hatten alle Ehren erlangt, die nur in ihrem Bereiche waren, und ihre Reichthümer waren ſo groß, daß Einer derſelben, der gelehrte Heinrich Rantzow, außer großen Höfen in neun Städten, zwanzig Herrſchaften beſaß, weshalb der Kurfürſt von Sachſen ihn den reichſten Mann in ganz Deutſchland nannte.

Da trat die Sünde in dies edle Geſchlecht. Der Graf Chriſtian Detlev Rantzow wurde in Preußen verhaftet, wegen Verbrechen, welche die damalige ſtrenge Moral, wie auch heute noch das engliſche Geſetz, todeswerth nennt, wenn gleich ein vornehmer Biſchof jüngſt derſelben ſich ſtraflos ſchuldig gemacht. — Zurückgekehrt aus ſeiner Haft fiel er, ermordet auf Geheiß ſeines jünge-

ren Bruders, des Grafen Wilhelm Adolph. — Auch dieſen ereilte die Nemeſis. Wenn gleich als Reichsunmittelbarer nur Kaiſer und Reich unterworfen, wußte Dänemark ihn durch Trugſchlüſſe und das nichtige Vorgeben, der Orden und Titel machten ihn zum däniſchen Unterthanen, gewaltſam ſeinen Gerichten zu unterwerfen. Eigenmächtig wurde die Grafſchaft eingezogen und der Graf beendete auf der norwegiſchen Feſtung Aggerhuus ſein verbrecheriſches Leben. —

Dies war der Wendepunkt ihres Glanzes und Reichthumes; der Familie blieb nur das reiche Allodium, herrührend von einer Gräfin Kaſtell.

In neueren Zeiten ſcheint indeſſen des Schickſals Tücke ermüdet zu ſein; reiche Beſitzungen, feine Sitten und edler Charakter zeichnen das Haus Rantzow rühmlichſt aus; aber der kühne, hochfahrende Sinn der Vorfahren iſt erloſchen.

Einer der ausgezeichneteſten Männer, die mir in Dänemark aufgeſtoßen, iſt ein Graf von

Rantzow. Wenn man in den deutſchen Provinzen vornehm oder gering, arm oder reich, nach dem Namen frägt, der im Lande am meiſten geliebt und geachtet, ſo heißt es ſtets, das iſt der Graf Karl Rantzow. In der That iſt er auch einer der ſeltenen Männer, vor deren Vorzügen ſelbſt der Neid verſtummt. Ein Liberaler nicht im modiſchen, ſondern im ſchönſten Sinne des Wortes, iſt er gleichzeitig ſeines Fürſten treueſter Diener und dazu beſtimmt, das uralte däniſche Sprüchwort wieder aufleben zu laſſen:

„Er iſt treu wie ein Rantzow.“

Als die Regierung im Jahre 1815 in dem Herzogthume Holſtein einſeitig Steuern auferlegte, zu denen ſie keine Befugniß hatte, weil der Conſens der Stände dazu erforderlich geweſen, welche, nie rechtlich aufgehoben, kraft der Bundesacte wieder in's Leben treten ſollten, erklärte er, er könne und wolle weder ſeine Bauern zu Grunde richten, noch eine illegale Handlung

gut heißen, noch gewaltſam ſich widerſetzen, und expatriirte ſich alsbald. Viele Jahre lebte er darauf unter freiwilligen Beſchränkungen im Auslande, weil er nicht praſſen wollte, ſo lange ſeine Untergebenen darbten.

Als die furchtbaren Sturmfluthen im Jahre 1823 die Weſtküſte Dänemarks verheerend heimſuchten, brachte er zahlloſe Opfer zum Beſten der Seinen. Er iſt daher auch angebetet auf ſeinen großen Herrſchaften, deren Verbeſſerung der Hauptzweck ſeines Lebens; eine Wirkſamkeit, die er ungerne nur mit der allerdings großartigeren vertauſchte, den Thronerben auf deſſen Reiſen zu begleiten. Aber das ganze Land frohlockte hierüber und bedauerte nur, daß ein ſolcher Mann nicht früher ſchon dem jungen Prinzen an die Seite geſtellt worden.

Der Graf lebt jetzt, von allen Staatgeſchäften entfernt, als Oberſchenk in Kopenhagen; aber der Augenblick dürfte nicht fern ſein, wo er die-

jenige Stelle bekleiden wird, zu der er vorzugsweiſe, durch ſeine im Leben gewonnene Kenntniß des Staat- und Volkslebens, durch ſeinen reinen Willen und vermittelnden Charakter berufen iſt, ich meine den Wirkungkreis eines Landtagmarſchalls von Holſtein.

Als die markanteſten Familien des Landes kann man noch die Grafen von R..... und M..... bezeichnen, welche zugleich an der Spitze der conſtitutionellen Partei ſtehen, jene ausgezeichnet durch feſtes, unbeugſames Wollen, durch Wiſſen und Ritterſinn, dieſe durch vielſeitige Bildung und edlen Enthuſiasmus. Dänemark kann mit Stolz auf die Pepiniere von Staatmännern ſehen, welche ihm in jenen Geſchlechtern erwächſt; gebildet in und von der Zeit haben ſie doch nicht vergeſſen, daß die Gegenwart,

um dauernde Früchte zu tragen, in der Vergangenheit wurzeln muß.

Intereſſant war es mir, nach vieljähriger Trennung das Brüderpaar von M..... wieder zu ſehen, bekannt in der politiſchen wie äſthetiſchen Welt, wenn gleich auf gar verſchiedene Weiſe. Ich ſah Adam von M., wie er, begeiſtert vom erſten Morgenrothe der franzöſiſchen Revolution (welches alle edlen Gemüther jener Zeit, wie der Sonnenſtrahl die Memnonſäule, in unerhörten Weiſen erklingen ließ), nach jenem Freiheitlande pilgerte und bald entzaubert, wenn gleich nicht entmuthigt, von Mainz zurückkehrte. Treu wie Wenige, der im Jugendleben gewonnenen Überzeugung, verficht er mit dem ganzen Enthuſiasmus ſeines ſchönen Herzens die einmal gefaßte Anſicht, und wo es die großen Intereſſen der Menſchheit zu vertreten gilt, da glaubt man nicht einen greiſen Mann, ſondern einen feurigen Jüngling zu vernehmen.

Durchaus verſchieden von ihm, und nur im Äußeren und im warmen weichen Herzen ihm gleich, iſt der jüngere Graf M., deſſen kleine Schrift über den Adel in neueſter Zeit nicht minderen Hader und Streit erweckt hat, als die frühere des wackeren General Dierike. — Man hat indeſſen den Zweck jener Brochüre, die gleichſam als Prodromus eines umfaſſenden Werkes erſcheinen ſollte, durchaus mißverſtanden, und mußte ihn mißverſtehen, da ſie zufällig in einem Monate an's Licht trat, wo die ſogenannte Julirevolution Aller Augen geblendet hatte. Jener Moment iſt vorüber, Alles ſieht ſich getäuſcht, und ich mache dringend auf jene Schrift aufmerkſam, nicht ſowohl damit Bürgerliche, als damit Adlige ſie leſen und beherzigen mögen.

Unſtreitig darf man billiger, ja rechtlicher Weiſe eine jede Schrift nur von dem Standpuncte aus beurtheilen, von dem der Verfaſſer ſelbſt dabei ausgegangen, und dieſer war, wie

aus jeder Zeile dem Unparteiiſchen hervorleuchtet, lediglich der, den Adel edler zu machen, ihm ſeine Aufgabe hochzuſtellen, damit er, hievon überzeugt, auch alle Kräfte ſeines Geiſtes anſtrengte, um das hohe Ziel zu erreichen. Man muß daher etwanigen Exaggerationen billiger Weiſe Verzeihung angedeihen laſſen, ſie ſollten als Sporn dienen, die Trägen zu ermuntern. Schade iſt es indeſſen, daß Graf M. ein Paar Gegenſtände delicater Art etwas ungeſchickt behandelt hat, ſo daß ſie dem andern Stande Anlaß zur gerechten Beſchwerde geben.

Viertes Kapitel.

Aus der Geſchichte meines Lebens.

Erſter Abſchnitt.

Zu meinem Schrecken und demnach wahrſcheinlich zur Freude des Leſers bemerke ich ſo eben, daß der Zeitgeiſt auch mich angeſteckt und in meinem harmloſen Buche vielfach zu einem etwas gedehnten Politiſiren verleitet hat; ich thue demüthigſt dem Publico und mir deshalb Abbitte, und ergreife das unpolitiſchſte Thema, welches nur möglich, das heißt mich ſelbſt. Das erſte Abenteuer, welches ich erlebt, oder

beſſer, das erſte Erwachen meiner Gefühle hatte eine ſchöne Dänin zum Gegenſtande. Unvergeßlich bleibt es mir, weil von jenem Momente an mein eigentliches Leben erſt anhob, und weil es meinem Charakter, meinen Grundſätzen eine Richtung gab, die keine Stürme des ſpäteren Lebens zu verändern vermochten. Dänemark der ferne Norden wurde mir dadurch früher das Land einer dunklen Sehnſucht, und ſpäter das einer ſchmerzlichen Erinnerung.

Aus Vorſicht bezeichne ich weder Namen noch Zeit, obgleich dieſe weit zurücktritt, und jener ausgeſtorben mit ihr. Daß Kundige die Wahrheit erkennen durch den luftigen Schleier der Phantaſie, kann und mag ich nicht verhindern, aber bloßer Neugier bleibe ſie verborgen, denn es giebt noch manche Weſen, denen ihr Andenken theuer iſt, weil ſie, was ſie ſind, ihr verdanken.

„Jüngling war ich noch an Jahren,
Achtzehn Sommer war ich alt,
In der Liebe unerfahren
Und ganz leidlich von Geſtalt,

als ich theils einer kaum geheilten Bruſtwunde, theils eines Reizgats wegen, einen wenig bekannten Badeort im ſüdlichen Deutſchland beſuchte. Ich war durchaus fremd und hatte auch wenig Luſt, Bekanntſchaften anzuknüpfen. Da meine Kaſſe eben ſo wenig meinen Bedürfniſſen als meinen geſelligen Anſprüchen entſprach, und die zu Zeiten gar ſchmerzhafte Wunde mich in den belebteſten Abendſtunden ans Haus feſſelte. Oft überfiel mich dann eine neunzehnjährige Menſchenfeindlichkeit, wenn ich ſo Manche meines Alters und Standes in ſchönen Equipagen oder auf muthigen Roſſen vorüberfliegen ſah, während ich Armer auf mein apoſtoliſches Piedeſtal beſchränkt blieb, und mir ſehr ſelten nur eine einſame Eſeltour in's nahe Gebirge vergön-

nen durfte. Sogar das Eſſen im Kurſaale, meine Hauptfreude, gab ich bald auf, weil mein Nachbar, ein jovialer Domherr, — damals dachte man noch an keine Seculariſirungen — es ſich in den Kopf geſetzt hatte, mich ſtets mit Champagner bewirthen zu wollen; ein unerträgliches Gefühl für einen etwas hochmüthigen Herrn von Habenichts, dem ſeine Kaſſe es verbietet, ſich zu revangiren.

Ich hatte auch wohl Grund, traurig zu ſein, denn eben jenes unglückliche Duell, welches mir meine Geſundheit gekoſtet, hatte mir die Gewogenheit eines alten bigotten, aber ſteinreichen Verwandten entzogen, der bislang meinen armen penſionirten Vater bei meinen Studien unterſtützt, nun aber, voller Zorn über das verruchte Weltkind, ſeine Hand ganz von mir abgezogen hatte. Meine Sorge war groß, zumal da die armen Eltern ihren Kummer mir zu verbergen ſtrebten, und ſich nicht des Überflüſſigen

allein, ſondern ſogar des Nothwendigen beraubten, um nur mein, des einzigen Kindes, Daſein zu verſchönern. Doch die Reize der wunderherrlichen Berggegend waren zu groß, um ein unverdorbenes jugendliches Gemüth lange unempfänglich zu laſſen; auf Bergen und Warten nur, über den Trümmern alter Burgen und am ſteilſten Abhange der Felſen, fühlte ich mich erhaben über dem Menſchentroß und wohl und glücklich. So wie daher meine Kräfte zunahmen, flüchtete ich mich aus der, ich weiß nicht ob mehr gehaßten oder beneideten Menſchenwelt, fort in die Allen geöffneten Arme der ſchönen Natur.

Eine kleine Einſiedelei, wenig Stunden vom Bade, am Ende des reizenden H.....thales auf dem Wege zu einem Wahfahrtorte belegen, wurde nach und nach das beſtimmte Ziel meiner Wanderungen, denn es hatte ſich zwiſchen mir und dem alten Franziskaner eine gar trauliche Verbindung angeknüpft. Der Alte, ſeit Kurzem

erſt dahin verſetzt aus dem unſernen Kloſter und berühmten Wallfahrtorte M., freuete ſich ſo herzlich, wenn ich kam, und entließ mich ſo ſorgſam, wenn ich wieder ging, er trug mit ſolcher Freudigkeit mir die ſchönſten Beeren auf, und bat ſo dringend ſtets um eine baldige Wiederkunft, daß ich es beinahe für eine Gewiſſenſache anſah, den Alten mehrere Tage unbeſucht zu laſſen. Meine Erziehung trug auch gar Vieles hiezu bei. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, war ich ſehr fromm, ja faſt klöſterlich erzogen; ich hatte meiner Mutter, beim Abgange auf die Hochſchule nach Prag, verſprechen müſſen, regelmäßig zur Meſſe und Beichte zu gehen, und meinem Vater mit Mund und Hand gelobt, weder Voltaire's Werke, noch ſonſtige freigeiſtige Schriften zu leſen. Kein Wunder daher, daß ich bei meiner Verſtimmung an den, wenn auch nicht eben geiſtreichen, ſo doch wohlgemeinten Zureden des Pater Ildefons nicht wenigen Troſt

fand, und auf den beſten Weg gerieth, ein Kopfhänger zu werden, oder gar ein Wunderthäter in Mitten des Fürſten Hohenlohe und des Bauers Michel Martin. Die ſogenannte geiſtliche Demuth iſt der beſte Schlupfwinkel für den irdiſchen Hochmuth; man macht ſich ſelbſt nur ſo klein und ſchlecht, um alle Andere noch mehr zu erniedrigen; während man ſich ſelbſt in den Staub wirft, zieht man Andere herab in den Koth, denn ſie ſind ja ſündig und ſchlecht wie wir, und ermangeln doch der Erkenntniß ihrer Sündigkeit. Nur der unbefangene kindliche Sinn iſt wahrhaft demüthig. Fromm bleiben kann man im Kloſter, und deshalb ſchätze ich ſie als einen Zufluchtort, aber fromm darin werden kann man nicht.

Mein alter Freund ſprach nie von ſeiner Vergangenheit, er hielt es für ſündlich, einen Rückblick in's frühere weltliche Treiben zu werfen, aber einzelne unbewachte Äußerungen ver-

riethen mir deutlich, daß die heftigſte aller Leidenſchaften ihm Ruhe und Glück geraubt, und daß er nur deshalb die Erwähnung der Vergangenheit ſo ängſtlich miede, weil er fühlte, daß Zeit und Religion die Glut wohl zu unterdrücken aber nicht zu erlöſchen vermocht.

Eifrig betriebene mathematiſche Studien und ein rheumatiſcher Schmerz in der Wunde, hatten mich ſchon mehrere Tage vom Ausgehen abgehalten, als mich eine dringende Botſchaft des Alten zur ungewohnten Stunde zu ihm beſchied. — Nie ſah ich den gleichmüthigen Greis in ſolcher Aufregung. Er warnte mich mit erhabener Stimme vor den Lockungen der Sünde, welche ſich in der reizendſten Geſtalt an meine Seite dränge, er beſchwor mich, wöchentlich zu beichten, um den Verſucher zu bannen, und ſprach von dieſem Allen in ſteter Beziehung auf einen mir ganz unbekannten Ge-

genſtand, ſo daß ich beſorgt wurde, er habe den Verſtand verloren.

Endlich, nachdem er ſich und mich erſchöpft hatte, ging er zu einer Erklärung über. Eine ſehr vornehme und ſchöne Dame war am Tage zuvor bei ihm geweſen, und unter dem Vorwande eines nahenden Gewitters, längere Zeit geblieben. Aber ſehr bald hatte ſie auf mich die Rede gebracht, nach meiner Wohnung und der Dauer meines Aufenthaltes, nach meinen Vermögenverhältniſſen und Familie ſich erkundigt. Der fromme Greis, welcher die üppige Schönheit der Dame mit ſo mißtrauiſchen Blicken betrachtet haben mochte, als wäre ſie der tückiſche Dämon geweſen, der dem heiligen Antonius ſo mal à propos in der Wüſte erſchien, hatte in ihrem ganzen Benehmen etwas Sündhaftes zu entdecken geglaubt, eine Vermuthung, die in ihm zur Gewißheit geworden, als er aus

ihren Äußerungen vernahm, daß ſie nicht unſeres Glaubens, ſondern ein Freigeiſt ſei.

Wenn ſchon vor dem Gedanken einer Todſünde erbebend, kam mir doch die Sorge des Alten etwas gar zu wunderlich vor, und meine Neugierde, die Dame zu kennen, wuchs zuſehends. Aber der Alte mochte — nun zu ſpät — einſehen, daß das von ihm angewandte Mittel nicht das beſte geweſen; er weigerte ſich, mir ihren Namen zu ſagen, und trieb mich, ihn zu verlaſſen, beſorgt, ſie möge ihren Beſuch wiederholen.

Ich ging, aber nicht ſo ruhig wie ich gekommen; was konnte die vornehme, reiche Schönheit mit mir, dem armen Verſtoßenen, vorhaben? Mich lieben? — Ach, ich hatte ſie ja nie geſehen. Und dennoch — wußte der Alte am Ende mehr, als er geſtanden? — Meine Sinne verwirrten ſich. Eine ganz neue, wunderbar geſchmückte Welt erſchloß ſich meinem inneren

Auge, von der geſchäftigen Augendienerin Phantaſie mit unendlichem Zauber ausgeſchmückt; der Kreis meiner Gedanken und Gefühle hatte in den wenigen Stunden ſich bis in's Unermeßliche ausgebreitet. Jede Berührung mit dem anderen Geſchlechte war mir nämlich im elterlichen Hauſe fremd geblieben, und ſeit meinem kurzen Eintritte in die Welt war meine unſchöne czechiſche Aufwärterin beinahe das einzige Frauenzimmer, mit dem ich geſprochen. Hatte der Zufall mich gleich zum Ritter des weiblichen Geſchlechtes geſchlagen, indem ich die ſchmerzliche Wunde als Folge des Dienſteifers davon trug, mit welchem ich ein mir ganz fremdes Kammermädchen gegen die verliebten Angriffe eines trunkenen Lüſtlings in Schutz genommen, ſo war doch dieſe Erfahrung nicht geeignet geweſen, das andere Geſchlecht mir in einem roſenfarbenen Lichte darzuſtellen.

Trieb ich es auch nicht ſo weit, wie jener

heilige Kirchenvater, der im frommen Eifer Allen mit der Hölle drohete: quoniam malum videre foeminam, pejus alloqui, pessimum attingere *), ſo hatte ich doch einen heimlichen Haß gegen das ſchöne Geſchlecht, weil es am Sündenfalle Schuld war, und hielt es zum mindeſten für ziemlich überflüſſig. Mein neque inducas nos in tentationem betete ich daher ohne groſſen Nachdruck, und nie fiel es mir ein, an Eva's Nachkommen dabei zu denken. Der unglückliche Eifer des Paters hatte dies Alles gewandelt; ſichtbar klopfte mein Herz, wenn ich daran dachte, was die wunderſchöne Frau wohl mit mir vorhaben könne.

In tauſend Träumereien verſunken, worin die Unbekannte jedoch ſtets eine Hauptrolle ſpielte, war ich vom rechten Wege abgekommen und in die Nähe des — herzoglichen Forſthauſes

*) Weil es ſchlecht iſt, ein Weib anzuſehen, ſchlechter noch, ſie anzureden, am ſchlechteſten aber, ſie zu berühren.

gerathen, einem Beluſtigungsorte der Kurgäſte de haute volée. Pater Ildefons hatte mich im frommen Eifer ohne die gewohnte Erfriſchung entlaſſen, und Hunger und Durſt hießen mich im Gaſthauſe einſprechen und den ermüdeten Körper etwas zu laben. Ein Pickenick hatte an dieſem Tage die crême de la société hier verſammelt, ein ſo weit getriebenes ländliches Feſt, daß alle Domeſtiquen entlaſſen worden und Eins den Andern bediente. Laut ſchallte der Jubel, vielfache Geſundheiten erklangen der Heldin des Tages, einer Gräfin B., und allaugenblicklich hüpften elegante Damen und galante Kavaliere meiner verborgenen Laube vorüber, um Dies und Jenes zu holen und zu bringen. Das muthwillige, wohl gar ein wenig ausgelaſſene Treiben ergötzte mich eine Zeit lang, und ich nahete mich ſo viel als ziemlich, durch dichtes Gebüſch Aller Augen entzogen. Meine Natur verlangte indeſſen endlich für mehrere

durchwachte Nächte ihr Recht; die Gesellschaft zerstreute sich und ich schlief ein.

Aus jenem Halbschlafe, wo die Eindrücke und Töne der Außenwelt mit den selbstgeschaffenen Traumgebilden so wunderbar oft sich verschmelzen, daß man kaum weiß, wo diese aufhören oder jene beginnen, weckte mich mein Name, mein Name, ausgesprochen von einer weiblichen Stimme, welche die eines Engels mir dünkte, so klangvoll, so vielbedeutend und doch wieder so fremdartig erschien sie mir. Verwundert richtete ich mich empor und wollte, selbst dem unfreiwilligen Lauschen feind, mein Lager so eben verlassen, als eine andere mir nur zu bekannte Stimme, die Worte entgegnete:

„Pourtant c'est un Chevalier errant, der nicht übel daran thäte, mit dem Ritter Astolfo eine Mondreise anzutreten, um seinen verloren gegangenen bon sens sich wieder zu holen!"

Kein Irrthum war möglich, es ist der ver-

haßte Graf G — a, eben jener Huſarenofficier, mit dem ich jüngſt mich geſchlagen, ein Mann, reich, talentvoll, vornehm und ſchön, aber ein vollendeter Wüſtling, rüde und ungebildet. — Das weitere Geſpräch vernahm ich nicht, aber ich ſah im Zwielichte, wie eine wunderſchöne Geſtalt ſich lächelnd und gleichſam wider Willen der glühenden Umarmung des Grafen entwand und pfeilſchnell der nahenden Geſellſchaft entgegeneilte.

Was ſollte ich thun? Eine Rechenſchaft über die höhnenden Worte verlangen, hieß mich als den Zeugen dieſer Liebeſcene verrathen und eine Dame, für die unwillkührlich die Stimme meines Herzens ſprach, der äußerſten Beſchämung preisgeben.

Wie ich nach Hauſe gekommen, iſt mir kaum mehr erinnerlich; die ſtreitendſten Neigungen und Abſichten, Liebe und Haß durchtobten mein Inneres. Bald dachte ich an den tödtli-

chen Zweikampf mit dem Grafen, bald an die Umarmung der ſchönen Unbekannten, bald an die wunderſchöne Verſucherin, denn damals ahnete ich noch nicht, was der Leſer ſchon längſt errathen haben wird, daß Beide dieſelbe Perſon waren. Zum Glücke intervenirte der Schlaf; am folgenden Morgen erwachte ich ruhig und heiter, denn ein Traumbild hatte mich über meine Pflicht belehrt. Der Graf ſtand tief unter mir da, wie weit hinter mir das Bild der Verſucherin, aber der Ton, mit dem die Unbekannte meinen Namen geſprochen, der Klang rein ſeraphiſche Accorde in meinem Inneren wieder. Im Traume hatte mich die heilige Jungfrau ſelbſt zu ihrem Schutze berufen, ich konnte, ich durfte nicht zaudern; hin mußte ich in das Getümmel der Welt, die Herrliche ſehen, warnen und erretten.

Vergebens zupfte mir mein Socratiskus an den Ohren und hieß mich fern bleiben von einer

Welt, die mir doch unzugänglich. Umſonſt warnte mich meine Böſe vor einem erſten Schritte, deſſen Folgen nicht zu berechnen und der mich in eine Lebensweiſe zu ziehen drohete, welche ich nicht zu verfolgen vermöchte. Alles vergebens; ich ſah ſtets die hohe Geſtalt, wie ſie der feurigen Umarmung des Verhaßten ſich entzog, und mein Name erklang mir aus ihrem Munde noch, wie ein: Rette, rette mich! — Mein Plan war gemacht, ich wollte ihr frei entgegentreten und ſie warnen, bevor das heilige, unauflösliche Band ſie mit dem Wüſtlinge verknüpft hätte, der in keiner inneren Beziehung ihrer werth, auf ewig ſie unglücklich machen würde.

Die Tafelſtunde war inzwiſchen ſchon angegangen, ich kam etwas zu ſpät und mußte zu meiner größten Verlegenheit den großen Eßſaal prüfend durchſchreiten, ehe ich ein offenes Couvert fand. Mein Muth war hierüber gar ſehr

geſunken, denn eine feindliche Batterie zu ſtürmen ſchien mir nicht halb ſo gefährlich und peinlich, als ſich während einiger Minuten dem Kreuzfeuer der Blicke einer Menge Unbekannter ausgeſetzt zu ſehen. Ohne nur vom Teller aufzuſehen, beantwortete ich die ſtabilen Kellnerfragen, und würde vielleicht den Saal eben ſo unbefriedigt verlaſſen als betreten haben, wenn mich nicht das Hin- und Herkichern (chuchoterie) meiner Nachbarn auf die trübe Rolle aufmerkſam gemacht hätte, welche meine Blödigkeit am heiteren Tiſche ſpielte. Ich faßte daher Muth und blickte auf. Gütiger Himmel, wie ward mir! Gegenüber ſaß die ſchöne Unbekannte, und an ihrer Seite mein Feind.

Sie ſah mich nicht, denn der gelehrte Badearzt an ihrer Linken nahm mit einer unendlich langen gelehrten Deduction ihre Aufmerkſamkeit gewaltſam in Anſpruch, aber der Graf erkannte mich ſogleich und begrüßte mich auf

eine ſo höhniſch freundliche Weiſe, daß mir alles Blut in die Wangen ſchoß, und der eingeſchlummerte Vorſatz neu erkräftigt wurde. Endlich blickte ſie um, und der brennende Strahl ihres Auges, die glühende Röthe, die ihre Wangen umzog, ſagten mir deutlicher, als alle Worte es vermocht, daß auch ſie mich erkannt habe, daß ich dem herrlichſten weiblichen Weſen nicht fremd ſei.

Ich faßte den Muth, meinen Nachbar, einen alten Nimrod, nach dem Namen der Dame zu fragen und erfuhr nur ſo viel, daß es eine unendlich reiche Dänin ſei, welche von ihrem Gemahle, drei Tage nach der Hochzeit, wiedergetrennt, jetzt alle Beaux an ihrem Siegwagen gefeſſelt führe, ohne daß Einer als der Beglückte zu preiſen ſei. Jedes dieſer Worte fuhr mit Centnerſchwere mir auf die Bruſt, denn wußte ich nicht, welch' Unwürdigem ſie ihre Gunſt geſchenkt, und mußte ich nicht eilen, ihr hierüber

die Augen zu öffnen, damit ſie nicht neuerdings in den Abgrund einer unglücklichen Ehe verſinke?

Wider Gewohnheit trank ich Wein, ſtarken, feurigen Wein, wie ihn weder Deutſch- noch Welſchland, aber wohl der kräftige Boden meiner edlen Vorfahren erzeugt. Die Gräfin B., denn dieſe war es, mußte mein geſpanntes Verhältniß zu ihrem Nachbar kennen, darauf deuteten die faſt ängſtlichen Blicke, mit denen ſie, jedem Anderen unmerklich, bald ihn, bald mich beobachtete, als der ungewohnte Trank mich zu Worten und Blicken verleitete, die dem Grafen leicht zu deuten ſein mußten. Wider Erwarten und Hoffnung ſchien aber dieſer meine Anweſenheit ganz zu ignoriren und kein anderes Ziel vor Augen zu haben, als der ſchönen Gräfin liebewerth zu erſcheinen. — Trotz meines Haſſes begriff ich, wie ein unerfahrnes Weib von dieſer ſchönen Geſtalt und dieſem einnehmenden Weſen beſtochen werden könne, und

eben dieſe gezwungene Anerkennung verſtärkte meinen Zorn.

Die Tafel war aufgehoben, und ich gerieth, von der Menge fortgedrängt, in ein Seitengemach, wo der grüne Tiſch einen Theil der Geſellſchaft aufnahm. Voller Abſcheu gegen dieſe privilegirten Laſterſäle, wollte ich durch eine Nebenthür wegeilen, als ich ihn und ſie eifrigſt pointirend erblickte. Mein Auge füllte ſich mit Thränen, als ich ihre edlen Züge entſtellt von der Spannung der Leidenſchaft ſah, als ich die ausſchließliche Aufmerkſamkeit gewahrte, mit welcher ſie Aug' und Ohr nur auf das monotone perd et gagne! des Bankiers gerichtet. Ich konnte es nicht aushalten, ich mußte heraus aus dem Saale, deſſen Säulen über mir zuſammen zu brechen droheten; ich ſtürzte fort und befand mich unwillkührlich auf dem Wege zur Einſiedelei.

Wäre er mir doch nur begegnet in dieſem

Augenblicke, der Verhaßte, ich hätte ihn freudig herausgefordert zum ernſten Kampfe auf Leben und Tod, denn Er nur, der verruchte Spieler, konnte dieſen Engel verlockt haben. Aber zum Glücke begegneten wir uns nicht, und ungehindert kam ich zum Alten, der meine Bewegung noch um Vieles durch die Mittheilung vermehrte, daß jene Unbekannte und dieſe Gräfin B. dieſelbe Perſon wären. Zu offen und zu bewegt, um die Bewegungen meines Innern zu verhüllen, und des Bedürfniſſes voll, einer befreundeten Seele mich auszuſchütten, ſagte ich dem Alten Alles. Aber zum erſten Male erkannte ich, wie wenig unſere Geiſtlichen zu Rathgebern in weltlichen Dingen, zumal in Sachen des Herzens, taugen. Er verſtand mich ſo gar nicht, ſah in meinem reinen begeiſterten Unternehmen, ſie zu retten, nur ſündliche Luſt, warnte mich vor der verpeſteten Nähe des meineidigen, geſchiedenen Weibes, betrachtete den ka-

tholiſchen Grafen G — a als den Verführten, und ſie, die Ketzerin, als die Verführerin. —

Ich konnte es nicht dulden, ſie läſtern zu hören, ich wurde heftig und erwiederte, was die Aufregung des Augenblickes mir eingab. Tief gebeugt, im Innerſten zerriſſen, kehrte ich heim, ich hatte den einzigen Freund noch verloren; dieſe bigotte Härte, dieſe Liebloſigkeit hatte unſer ſchönes, vertrauliches Band auf immer getrennt; ich mußte den theuren Greis noch immer lieben, aber ſo ihn achten, ihm vertrauen, konnte ich nicht. Der Zufall, dieſer geſchäftigſte aller Gelegenheitmacher, wollte, daß die Gräfin an eben dem Abende den Geburttag einer geliebten Freundin auf das Feſtlichſte beging, und daß ich beim Rückwege durch das reizende Helenenthal der hiezu ſich ſammelnden Geſellſchaft begegnen mußte. Ein nachzügelnder Bekannter redete mich an, und ſo ſchlenderte ich einige Augenblicke hinter dem Schwarme her, deſſen

Veranlaſſung ich nicht kannte. Im Augenblicke, wo ich vom Wege abbiegen wollte, um meine beſcheidene Wohnung zu gewinnen, trat der von mir nicht bemerkte Graf G — a mit der verbindlichſten Miene mir entgegen und erſuchte mich, der Gräfin B. mich vorſtellen zu dürfen, die meine Bekanntſchaft wünſche. Erkräftigt und im Innern beruhigt, folgte ich ihm, denn war es nicht die offenbare Fügung des Himmels, daß gerade Er ihr mich vorſtellen mußte?

Sie war reizender als je; eine ſcheinbare Befangenheit, eine faſt mädchenhafte Blödigkeit gab ihrer üppigen Schönheit einen wunderbaren Anſtrich, und wider Willen brachte ich, nur ſie beachtend, an ihren Blicken nur hangend, den Abend und größeren Theil der Nacht in der zahlreichen Geſellſchaft zu. Als Frau vom Hauſe das Gemeingut Aller, konnte ſie mir nur wenige Worte ſchenken, aber wie oft begegneten nicht ihre Blicke den meinen, und hin-

gen daran mit unſäglicher Wehmuth. Daß ſie mich lieben könnte, kam mir nie in den Sinn, hatte ich doch ſelbſt keine Ahnung von der Natur meiner Gefühle für ſie; ich ſah in ihr nur die geliebte und liebende Braut des Grafen G—a, und fühlte mich zu ihrem Schutzengel berufen, doppelt berufen, weil der Himmel mir ſichtbar zur Hülfe gekommen und ſie aufmerkſam gemacht hatte auf mich. Denn mußte dies nicht eine höhere Eingebung ſein? Woher ſonſt das Intereſſe, welches ſie, die ſtolze, reiche Schönheit, dem unbekannten Jünglinge geſchenkt? Ja, Gottes Wille war ſichtbar und thun mußte ich, was mein Herz mir im Wachen, was die Mutter Gottes mir im Traume geboten.

„Auf ſeinen Knieen und im Namen des Höchſten, beſchwört ein Unbekannter Sie, den Grafen G — a aus Ihrer Nähe zu bannen. Bedenken Sie die unglücklichen Bande, welche Sie ſchon einmal an einen Unwürdigen gekettet

und fliehen den Mann, der neues, unauflösliches Elend Ihnen zu bereiten ſtrebt. Fragen Sie mich nicht nach meiner Berufung; ach, wären Sie unſeres Glaubens, ſo könnte ich Ihnen ſagen, wie die Schutzgöttin weiblicher Unſchuld ſelbſt mich zu Ihrem Schutze erkoren. Bedarf es aber meines Namens, um dieſer ernſten Warnung Eingang zu verſchaffen, ſo wird der Graf ſelbſt Ihnen denſelben kennen lernen, wenn Sie ihm dieſe Handſchrift zeigen."

Dies waren die Worte, welche ich in der Begeiſterung der Nacht niederſchrieb, und die noch jetzt, von mancher Thräne getäuſchter Hoffnung genetzt, unter den Reliquien der ſchönen Jugendzeit ihren Platz einnehmen. Mit Taganbruch ging ich nach W., um mein Schreiben dort auf die Poſt zu bringen. Daß ſie gleich den Verfaſſer errathen würde, ſagte mir die innere untrügliche Stimme, und doch that ich Alles, um mich zu verbergen.

Anfänglich wollte ich ſogleich fliehen, denn ich glaubte mein Werk vollendet und fürchtete den Schmerz zu ſchauen, der ſie ergreifen würde, wenn ſie den Geliebten ihrer unwerth entdeckte. Mußte ſie mich nicht haſſen als den Urſprung ihres Kummers, und konnte ich es ertragen, wenn der Gram um den unwürdigen Geliebten — dieſes furchtbarſte der Seelenleiden, weit ärger als der Tod — ihre Wangen bleichte und das ſeelevolle Auge mit Thränen erfüllte? — Aber verrieth nicht die Flucht ein böſes Gewiſſen, und mußte ich nicht bleiben, um nöthigenfalls dem Grafen ins Antlitz zu beweiſen, was ich hinter ſeinem Rücken geſchrieben?

Am ſpäten Abende kehrte ich zurück und hielt einige Tage Zimmerarreſt, um ſicher zu ſein, keine Botſchaft, keinen Beſuch des Grafen zu verfehlen. Es kam Nichts der Art, aber wohl eine Einladung der Gräfin. Mit den widerſprechendſten Gefühlen, aber dem Bewußtſein,

und fliehen den Mann, der neues, unauflösliches Elend Ihnen zu bereiten ſtrebt. Fragen Sie mich nicht nach meiner Berufung; ach, wären Sie unſeres Glaubens, ſo könnte ich Ihnen ſagen, wie die Schutzgöttin weiblicher Unſchuld ſelbſt mich zu Ihrem Schutze erkoren. Bedarf es aber meines Namens, um dieſer ernſten Warnung Eingang zu verſchaffen, ſo wird der Graf ſelbſt Ihnen denſelben kennen lernen, wenn Sie ihm dieſe Handſchrift zeigen."

Dies waren die Worte, welche ich in der Begeiſterung der Nacht niederſchrieb, und die noch jetzt, von mancher Thräne getäuſchter Hoffnung genetzt, unter den Reliquien der ſchönen Jugendzeit ihren Platz einnehmen. Mit Tagesanbruch ging ich nach W., um mein Schreiben dort auf die Poſt zu bringen. Daß ſie gleich den Verfaſſer errathen würde, ſagte mir die innere untrügliche Stimme, und doch that ich Alles, um mich zu verbergen.

Anfänglich wollte ich ſogleich fliehen, denn ich glaubte mein Werk vollendet und fürchtete den Schmerz zu ſchauen, der ſie ergreifen würde, wenn ſie den Geliebten ihrer unwerth entdeckte. Mußte ſie mich nicht haſſen als den Urſprung ihres Kummers, und konnte ich es ertragen, wenn der Gram um den unwürdigen Geliebten — dieſes furchtbarſte der Seelenleiden, weit ärger als der Tod — ihre Wangen bleichte und das ſeelevolle Auge mit Thränen erfüllte? — Aber verrieth nicht die Flucht ein böſes Gewiſſen, und mußte ich nicht bleiben, um nöthigenfalls dem Grafen ins Antlitz zu beweiſen, was ich hinter ſeinem Rücken geſchrieben?

Am ſpäten Abende kehrte ich zurück und hielt einige Tage Zimmerarreſt, um ſicher zu ſein, keine Botſchaft, keinen Beſuch des Grafen zu verfehlen. Es kam Nichts der Art, aber wohl eine Einladung der Gräfin. Mit den widerſprechendſten Gefühlen, aber dem Bewußtſein,

und fliehen den Mann, der neues, unauflösliches Elend Ihnen zu bereiten ſtrebt. Fragen Sie mich nicht nach meiner Berufung; ach, wären Sie unſeres Glaubens, ſo könnte ich Ihnen ſagen, wie die Schutzgöttin weiblicher Unſchuld ſelbſt mich zu Ihrem Schutze erkoren. Bedarf es aber meines Namens, um dieſer ernſten Warnung Eingang zu verſchaffen, ſo wird der Graf ſelbſt Ihnen denſelben kennen lernen, wenn Sie ihm dieſe Handſchrift zeigen."

Dies waren die Worte, welche ich in der Begeiſterung der Nacht niederſchrieb, und die noch jetzt, von mancher Thräne getäuſchter Hoffnung genetzt, unter den Reliquien der ſchönen Jugendzeit ihren Platz einnehmen. Mit Tagesanbruch ging ich nach W., um mein Schreiben dort auf die Poſt zu bringen. Daß ſie gleich den Verfaſſer errathen würde, ſagte mir die innere untrügliche Stimme, und doch that ich Alles, um mich zu verbergen.

Anfänglich wollte ich ſogleich fliehen, denn ich glaubte mein Werk vollendet und fürchtete den Schmerz zu ſchauen, der ſie ergreifen würde, wenn ſie den Geliebten ihrer unwerth entdeckte. Mußte ſie mich nicht haſſen als den Urſprung ihres Kummers, und konnte ich es ertragen, wenn der Gram um den unwürdigen Geliebten — dieſes furchtbarſte der Seelenleiden, weit ärger als der Tod — ihre Wangen bleichte und das ſeelevolle Auge mit Thränen erfüllte? — Aber verrieth nicht die Flucht ein böſes Gewiſſen, und mußte ich nicht bleiben, um nöthigenfalls dem Grafen ins Antlitz zu beweiſen, was ich hinter ſeinem Rücken geſchrieben?

Am ſpäten Abende kehrte ich zurück und hielt einige Tage Zimmerarreſt, um ſicher zu ſein, keine Botſchaft, keinen Beſuch des Grafen zu verfehlen. Es kam Nichts der Art, aber wohl eine Einladung der Gräfin. Mit den widerſprechendſten Gefühlen, aber dem Bewußtſein,

recht gehandelt zu haben und geduldig jede widrige Folge auf mich zu nehmen, ging ich hin. Die Gesellschaft war nur klein, der Graf nicht da. — Die trübe Witterung verhinderte die beabsichtigte Spazierfahrt und manche Vorschläge kamen auf das Tapet, die Zeit, diese Erbfeindin der Großen, zu tödten. Der berühmte Orientalist von H., der mit der tiefsten Gelehrsamkeit die anmuthigste Laune und alle geselligen Talente verbindet, war die Seele der Unterhaltung und brachte ein eigenes Pfänderspiel in Vorschlag, deren Auslösung mit einem jeu d'esprit in Verbindung stand.

So kam es denn, daß die Gräfin, welche bis dahin mit keinem Blicke die Bewegung ihres Inneren verrathen, mit mir zur Seite treten mußte, und unbemerkt mir die kurzen Worte zuflüstern konnte: „Le jeu fini sortez. Je n'aime que vous et je déteste le comte. Vous

me trouverez à Minuit, ma femme de chambre vous dira le reste!“

Ein Stich durch's Herz hätte mich nicht ſchneidender verletzen können; ſie haßte den Grafen und duldete ſeine wollüſtige Umarmung, ſie liebte mich und buhlte mit meinem Feinde. Ich zitterte, es flammte vor meinen Augen; ich mußte mich ſetzen, um nicht nieder zu ſinken.

Da begann die Gräfin, als Pfandes Löſung, ein heimiſches Lied vorzutragen, das anmuthigſte, welches ich je vernommen, von Herder auch ins Deutſche überſetzt. Thränenfeucht ruhte ihr Auge auf mir, als ſie ſang:

„Hör' an, Du trauter Jüngling, hör' an!
Willt Du hier bei mir bleiben?
Ich will Dich lehren, das Runenbuch
Und Zaubereien zu ſchreiben.
Ich will Dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor Dir fliehen und weichen.

Ich will Dich lehren, der Liebe Luſt,
Der Liebe Leiden zu kennen,
Stets ſollſt Du ruhen an meiner Bruſt,
Zu ſeligen Gluten entbrennen.

Ich wußte nicht, wie mir war; ach, ſie war ſo unausſprechlich reizend! Stechender Schmerz und glühende Luſt durchzuckte mich bei dieſen Verſen, dieſen Blicken, ich wagte nicht zu athmen, ich wollte fort, aber ich konnte nicht von der Stelle.

Da ging ſie plötzlich in eine ganz entgegengeſetzte Sangweiſe über, die mich gewaltſam emporſchreckte. Hoch aufgerichtet, den ſtolzen, vernichtenden Flammenblick zu mir gewandt, ſang ſie weiter:

„Hör' an, Du munt'rer Jüngling, hör' an!
Willt Du nicht mit mir ſprechen,
So reiße ich Dir mit Meſſer und Schwerdt
Das Herz aus, mich zu rächen."

Rieſengroß ſtanden jetzt alle Warnungen des Paters vor meiner Seele. Ja, ſie war eine Zau-

berin, was ſie ſang, ging aus ihrem Inneren hervor; das war nicht die Stimme der klagenden Braut, die ihren Geliebten verloren, ſondern der Verſucherin, die einen neuen Buhlen begehrte. Verachten mußte ich ſie, nicht lieben.

„Denn da, mein gutes, gutes Glück,
Der Hahn fing an zu kräh'n,
Ich wär' ſonſt blieben auf Elfershöh'
Bei der Elfenjungfrau ſchön."

Ohne des Aufſehens zu gedenken, ſtürzte ich heraus, denn ein heftiger Thränenſtrom machte dem gepreßten Herzen des unſchuldigen, faſt knabenhaften Jünglings Luft. Ich eilte hinaus in den Garten, die friſche Luft that mir wohl, ich kam wieder zu mir, und ſchämte mich meines Benehmens. — Schon wollte ich wieder eintreten und mit einem plötzlichen Schwindel mich entſchuldigen, als die Kammerjungfer der Gräfin mir nachkam und mich zur Seite in ein Bosquet zog. Willenlos folgte ich, denn

die Worte der Gräfin waren mir ganz entfallen, und das verheißene Rendezvous fiel mir auch im Traume nicht ein. „Gnädiger Herr!“ — flüſterte ſie mir zu, — „wie danke ich Gott, daß meine ſchöne Gräfin dem garſtigen Grafen G — a den Abſchied gegeben; aber ein klein Bischen Dank ſind Sie auch mir ſchuldig. Vom erſten Tage an, wo ich Sie hier wieder erkannte, habe ich täglich und ſtündlich meiner Dame geſagt, welch ſchöner und charmanter Cavalier Sie wären. Jetzt thut das freilich nicht mehr nöthig, denn ſie iſt Feuer und Flamme und es hängt nur von Ew. Gnaden ab, ſo glücklich als möglich zu werden; Sie haben was ſie wollen, eine generöſe Geliebte oder eine reiche Frau; auf mich können Sie ſich verlaſſen, denn Niemand ſoll ſagen, daß Liſette undankbar geweſen und es vergeſſen, daß ſo ein charmanter junger Cavalier ſich für ſie duellirt hat.“ —

Im dumpfen Staunen hatte ich den An-

fang der Rede vernommen, die Stimme ſchien mir bekannt, aber der Inhalt betäubte mich zu ſehr, um darauf Gewicht zu legen; jetzt aber warf der Mond einen matten Schein durch die trüben Wolken und ich erkannte, was die letzten Worte mir auch ſchon verrathen, jenes Mädchen aus Prag, um die ich mich geſchlagen.

Mit einem unſäglichen Ingrimme ſtieß ich ſie zur Seite und rief fliehend ihr die Worte zurück: „Verdammte Kupplerin, ſag' Deiner Herrin, daß ich ſie ſo ſehr haſſe, als verachte!“ —

Noch in der nämlichen Nacht reiſte ich ab, nachdem ich ihr die Worte geſchrieben:

„„Gräfin, verzeihen Sie mir, wie ich Ihnen. Keins von uns war, wofür das Andere es hielt. Sie haben mich ſehr elend gemacht. Die Erinnerung an Sie iſt der Wurm, welcher die zarte Knospe meiner Liebe im erſten

Entfalten vernichtete. Ich ſcheide von Ihnen ohne Haß, aber leider auch ohne Achtung.““

Dieſer Sprung dürfte vielleicht manchem Leſer unnatürlich erſcheinen, bei dem die Kälte des Alters die Glut der Jugend gekühlet, oder die weltliche Liebe den himmliſchen Funken getödtet; aber wer ſich zurückverſetzt in die erſte Zeit aufkeimender Neigung, in jene ſchöne, ach nur zur ſchnell verſchwindende Zeit, wo ein Blick uns beſeligen, ein Wort uns vernichten kann, der wird die Gefühle des Jünglings faſſen und ehren, der aus ſeinem geträumten Himmel geſchleudert ward, als er die unwiſſentlich Geliebte ſo tief unter dem Ideale fand, was er in ihr verehrte.

Manchem erſcheint wohl gar dies ganze Abenteuer der Erwähnung unwerth, weil es nur eine innere, keine äußere Kataſtrophe enthält. Immerhin; wollte ich doch nur andeuten, weshalb Dänemark, das Vaterland meiner er-

ſten Liebe, mir ſo theuer geworden. Und doch bezwingt mich der Geiſt meiner ſchöneren Jugend ſo gewaltig, daß ich noch einmal herabſteigen muß in den dunklen, von wenig, aber unzugänglichen Lichtern erhellten Schacht der Vergangenheit, um daraus hervorzuholen ein zweites ſchöneres Bild.

Zweiter Abſchnitt.

Ein Jahr, das traurigſte meines Lebens, war vorübergeſchlichen; ich hatte Vater und Mutter an Einer Krankheit faſt gleichzeitig dahinſiechen und ſterben ſehen, und ſtand nun, im ein und zwanzigſten Jahre, eine arme, mittelloſe Waiſe, ganz rathlos und verlaſſen da. Meine Brotſtudien waren freilich beendet, mein Triennium academicum durch alle Claſſen mit Ehren durchgeführt, aber auf eine paſſende Anſtellung mit Gehalt konnte ich ſobald noch kei-

nen Anſpruch machen, und zum Practicanten bei einer unteren Behörde hatte ich keine Neigung. — Staatrecht und Staatwirthſchaft waren meine Lieblingſtudien geweſen, aber die führten nicht zum Brote, und entfernte Verwandte anſprechen, die nur aus Familienrückſicht vielleicht für mich ſich intereſſiren könnten, das mochte ich nicht.

Ich war mit den geringen Überbleibſeln meines Erbe nach W. gezogen, um an Ort und Stelle mich zu bewerben; aber die Maſſe der protegirten Candidaten ſchob mich zurück, der ich Nichts für mich hatte, als meine Zeugniſſe und einen ehrenhaften Namen.

Unter den einflußreichen Männern waren vornehmlich zwei, deren Gunſt ich mir erſtreben wollte, und die ich um ſo gewiſſer zu erlangen hoffte, da Beide nur durch ihr Talent und die geſchickte Benutzung der Umſtände zu ihrer damaligen Höhe geſtiegen waren. Mit dem un-

verdroſſenſten Fleiße hatte ich eine umſtändliche Abhandlung ausgearbeitet: „Über die heilſamen und verderblichen Folgen, welche die franzöſiſche Revolution auf den deutſchen Staatbürger und namentlich auf die deutſche Reichverfaſſung geäußert hat und noch äußern wird, mit beſonderer Rückſichtnahme auf den öſterreichiſchen Staat," und überſandte ſie dem Baron T., mit der Bitte, ſie ſeiner Durchſicht zu würdigen. Dem Grafen S. übermachte ich eine andere: „Die Verderblichkeit unſerer Bancalverwaltung für Fürſt und Volk" betitelt.

Wenig Tage darauf wurde ich zum Baron T. beſchieden, der mit finſterem Geſichte mich fragte, ob ich der Verfaſſer, und zwar der alleinige Verfaſſer jener Schrift ſei? Auf meine bejahende Antwort ſagte er: „Wozu haben Sie die Piece geſchrieben?" — „„Um meine Anſichten auszuſprechen und meine etwanige Fä-

higkeit zu einer Anſtellung zu documentiren;“ war meine ruhige Antwort.

„Da hätten Sie was Geſcheuteres thun können — ſchnob er mich an — ginge es mir nach, ſo ſollten keine Schriftſteller angeſtellt werden, und nur die Angeſtellten dürften Schriftſteller ſein.“

Auf meine demüthige Entgegnung, daß ich mir bewußt wäre, grade im Intereſſe Sr. Kaiſerlichen Majeſtät geſchrieben zu haben, ſagte er ruhiger: „„Das haben Sie auch, aber unaufgefodert, und deshalb kann ich den Herrn nicht brauchen. Ein guter Diener ſoll nur thun, was ſein Vorgeſetzter ihn thun heißt; das zu wenig läßt ſich nachholen, aber das zu viel nicht ungeſchehen machen. Sie werden nie lernen, was Subordination heißt, und darauf beruht doch die ganze Welt. Da Sie übrigens keine Mittel haben, will ich Sie nicht ganz abandonniren; gehen Sie als Practicant zum

Stadtgericht nach St. Pölten, und bleiben dort einige Jahre, NB. ohne zu ſchreiben und derlei Allotria zu treiben; Se. Majeſtät werden Ihnen auf meinen allerſubmiſſeſten Bericht ein extraordinäres Jahrgehalt anweiſen laſſen, und nach fünf, ſechs Jahren werden wir ſehen, was Weiteres zu thun iſt,'" und hiebei riß er ein Blatt nach dem anderen von meiner Abhandlung und warf ſie ins Feuer.

„Der Brand meines Lieblingwerkes ſetzte mich ſelbſt in Flammen, mit Mühe nur hielt ich einige heftige Aeußerungen, die mir ſchon auf der Zunge ſchwebten, zurück, und empfahl mich mit der Verſicherung: daß ich Ihro Excellenz erſuchte, für meine Zukunft keine Sorge tragen zu wollen, da ich ſo wenig in St. Pölten wie in W. das Denken unterlaſſen könne, das einzige Hinderniß, welches meinem Fortkommen im Vaterlande entgegen zu ſtehen ſcheine.

Tags darauf citirte mich der Graf S., der mit wahrer Heftigkeit mich anfuhr: „Ihre Schrift habe ich geleſen; ſie iſt gut aber taugt nichts, nur ein Miniſter darf ſo etwas denken, und auch der thut beſſer daran, wenn er es läßt, denn es geht nicht durch, und ein vernünftiger Mann will nur, was er kann. Sie miſchen ſich in Dinge, die Sie nichts angehen, und das würde ich Ihnen noch verzeihen, denn wenn man jung iſt, ſpannt man alle Segel auf, und denkt nicht daran, daß man mit Einem ſicherer fortkömmt, wenn man dabei nur vernünftig ſteuert; aber der Baron T. iſt gegen Sie und um Ihrentwillen mag ich mich nicht mit ihm entzweien. Darum machen Sie, daß Sie von hier wegkommen. Es ſollen Meerſalzſiedereien bei Fiume angelegt werden; ſchreiben Sie eine Abhandlung darüber, aus zehn Büchern das eilfte und ſenden Sie bald ein, dann will ich ſehen, was ſich thun läßt. Spie-

len Sie nicht den Hochmüthigen, ich bin von ſo gutem Adel als Sie, und habe auch von der Pieke auf dienen müſſen. Gott befohlen! Wegen Ihrer Schrift ſein Sie ohne Sorgen, ich habe ſie gleich verbrannt." —

Ganz verzweifelnd und entmuthigt kehrte ich heim. Das Betragen des ängſtlichen niedrigen Baron T. hatte mich empört, aber das des kräftigen, rechtlichen und doch ſo befangenen Grafen S. ſchlug mich ganz danieder; ein Zollbeamter am adriatiſchen Meere oder Stadtgerichts-Practicant in St. Pölten, fürwahr die Wahl war nicht leicht!

Da fiel mir ein, wie mein ſeliger Herr Vater oftmals vom Freiherrn von S. geſprochen, als einem guten Bekannten, dem er in früherer Zeit einige Dienſte geleiſtet; er war jetzt zweiter Inhaber eines Regimentes, und konnte mir daher bei der militäriſchen Carriere behülflich ſein. Die Ausſicht war freilich nicht

brillant, als Fahnenjunker zu debütiren, aber es war doch immer beſſer, eine ehrenvolle Laufbahn von unten zu betreten, die nur leibliche Subordination erfodert, als die mir vorgeſchlagene, die zugleich den Geiſt knechten wollte.

Der Gedanke war nicht ſchneller aufgefaßt als ins Werk geſetzt. Der Herr von S., nachmaliger Hof-Kriegrath-Präſident gedachte noch der Gefälligkeiten, die mein Vater ihm, dem damals mittelloſen Unterofficiere, erwieſen und verſprach mir ſein thätiges Fürwort. — Gewißlich that er auch das Seine, aber meine Baarſchaft ſchmolz täglich mehr zuſammen und die ſo erſehnte als befürchtete Ernennung blieb noch immer aus.

Ich hatte den ſchon ſo oft vergeblich gemachten Weg nach dem Hofkriegrathe neuerdings umſonſt gemacht, und kehrte mißmuthig nach meiner Wohnung im entlegenen Lerchenfelde wieder zurück, als der Wirth mir einen

inzwiſchen für mich angekommenen Brief übergab, auf deſſen Adreſſe ich ſogleich die Handſchrift des berühmten Sachwalters R. in Prag erkannte, des Geſchäftsführers meines Onkels. — Unter dem ängſtlichſten und freudigſten Herzklopfen erbrach ich ihn. Was konnte mein Onkel mir wollen, der ſeit jenem Duelle mit ſeinem eigentlichen Haſſe mich verfolgte und nicht einmal auf die Anzeige vom Tode meiner Eltern mir geantwortet?

Der Brief war augenſcheinlich unter den Augen des alten engherzigen Mannes concipirt: es hieß darin, „er habe mit Trauer den Tod meiner Eltern, mit Freude meine wohlbeſtandenen Examina und mit höchſtem Mißfallen meinen Entſchluß Soldat zu werden vernommen. In der Hoffnung, daß letzterer nur aus meiner Armuth und nicht aus Vorliebe für dieſen Stand hervorgegangen, und in der Erwartung, daß ich durch ſtrenge Befolgung ſeines

beifolgenden Willens meine früheren Vergehen wieder gut zu machen mich beſtreben würde, habe er die Bankiers A und E damit beauftragt, mir ein genügendes Monatgeld anzuweiſen. Ich möchte dieſen nur folgen, die ſeinen näheren Willen kennten und tüchtig für mich fortſtudiren."

In einem kleinen angelegten Zettel bat der Herr von R. mich, an der Form der Gabe doch ja keinen Anſtoß zu nehmen, da ich die Wunderlichkeiten des faſt kindiſchen Greiſes ja kennte, und ſogleich zum gedachten Bankierhauſe zu gehen, welches das nähere Finanzielle mir mittheilen würde. —

Ich ging, nein ich flog zu dieſem und war untröſtlich, als ich Niemand zu Hauſe fand und auf den folgenden Tag wieder beſchieden wurde. —

Alles war da ſchon in Ordnung, ein mehr als genügendes Monatgeld war mir ausgeſetzt

und ein Commis begleitete mich nach der neuen ſchon bereiten Wohnung. — Sie war vor der Alſervorſtadt, auf dem Wege nach Dornbach, hart neben der nachherigen Sommerwohnung des Grafen Palfy; ſehr entlegen, wie man ſieht, aber das eben hatte der Ohm zur Bedingung gemacht. Dagegen konnten keine Zimmer niedlicher und geſchmackvoller ſein als die hier mir beſtimmten; der Wirth war ein alter Kunſtgärtner, der ſich von ſeinem Gewerbe zurückgezogen und nun mehr zur eigenen Freude als zum Erwerbe noch mancherlei ſeltene Gewächſe für mehrere Herrſchaften zog, die in der Nähe Beſitzungen hatten. Eine alte Baſe, die in früheren Jahren Kammerfrau bei der Frau Landgräfin von Fürſtenberg, Maria Joſephe Thereſia Walpurgis, geweſen, beſorgte das Hausweſen und hatte Alles mit um ſo größerer Zierlichkeit und Eleganz geordnet, als ein Verwandter ihrer hohen Herrſchaft (ſpäterhin der

Gräfin von S. vermählt), zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit durch die Landluft, oder aus irgend einem anderen Grunde, einige Monate dort zugebracht hatte.

Wie glücklich fühlte ich mich in meiner neuen Behauſung, wie ſo ganz beruhigt über mein Schickſal! Wie innig fühlte ich mich dem Alten verpflichtet und fügte mich gerne in die ſonderbaren Bedingungen, die er mir gemacht hatte. So durfte ich z. B. weder Theater noch Prater beſuchen, nicht nach zehn Uhr außer dem Hauſe zubringen, in keiner Reſtauration, ſondern nur zu Hauſe ſpeiſen, alle neuen Bekanntſchaften vermeiden, und derlei mehr.

Der Leſer glaubt vielleicht, daß ich der Gräfin B. ganz vergeſſen. Ach hätte ich das gekonnt! War ihr Bild auch in den Tagen des tiefen Kummers, wo ich am Krankenbette und Sarge der geliebten Eltern ſaß, auf Augenblicke ganz von mir gewichen, ſo hatte es doch bei

meinen ſpäteren, verletzenderen, aber minder tiefen Sorgen, bei meinem Mühen und Ringen um's ärmliche Fortkommen mich unwillkührlich oftmals beſchlichen, und jetzt, wo Körper und Geiſt zur Ruhe gekommen, ſtand ſie in altem Farbenglanze der Trennung vor mir da.

Wie oft ſchalt ich mich, daß ich ſie zu ſtrenge gerichtet, wie oft beſorgte ich, daß ich vielleicht aus Unkenntniß des weiblichen Herzens das ihre unheilbar verletzt; ich mußte mir gewaltſam ihr Bild zurückrufen, wie ſie ſich ſchmeichelnd den Armen des Lüſtlings entwand, um nicht zu vergehen vor Liebeſehnſucht und Schmerz. Nicht etwa als ob meine Grundſätze erſchlafft, meine Sitten minder ſtrenge geworden, nein, weil der Glückliche Alles milder beurtheilt und Entfernung und Tod zudem die Eigenheit haben, daß ſie die Fehler und Schwächen der Perſonen verhüllen, während ſie ihre

*

Tugenden und Reize im ſchöneren Lichte uns zeigen.

Leicht war es mir, die ſtrengen Vorſchriften meines Wohlthäters zu erfüllen; mein an ſich ernſter oder eigentlich mehr ſchwärmeriſcher Sinn machte mich alle lauten Luſtbarkeiten fliehen, und das Theater zu meiden war mir nicht ſchwer, da ich noch nie ein gutes geſehen. So verlebte ich denn einen Theil des Winters in ungeſtörter Ruhe, ein Tag verfloß wie der andere und die Zeit, welche ich nicht mit wiſſenſchaftlichen Studien zubrachte, vertändelte ich mit der Blumenzucht und verſchwärmte ich in Romanen.

Um jene Zeit ſtand Lafontaine auf dem Gipfel ſeines Ruhmes, und wahrlich mit größerem Rechte als alle die anderen Modeſchriftſteller, die nach ihm auf längere oder kürzere Zeit das Glück der Leihbibliothekare und die Delice der jungen Welt machten. Mögen ſeine

Romane vielleicht im Einzelnen Schaden angerichtet haben, eben inſofern ſie Romane ſind, d. h. ein erträumtes Leben an die Stelle des wirklichen zu ſetzen ſtreben; im Ganzen haben ſie eben ſowohl genützt als ergötzt, indem ſie nicht bloß das Gefühl für Sitte und Anſtand, ſondern auch das für Recht und Unrecht aufrecht erhalten und ſchärfen, eine Eigenſchaft, welche die neueren Romantiker als tief unter ihrer dichteriſchen Würde ſtehend verachten.

Genug ich ſchwärmte damals mit den Lafontainiſchen Helden um die Wette; ein geliebtes Weib und eine Hütte, das war der Inhalt meiner täglichen und nächtlichen Träume, und die Stellung eines Landgeiſtlichen ſchien mir die ſeligſte von der Welt zu ſein. Wäre mein Glaube nicht felſenfeſt geweſen, ſo hätten dieſe arkadiſchen Landpfarreien mein ganzes kirchliches Gebäude von der Vortrefflichkeit des Cölibats

erschüttern oder gar über den Haufen stoßen können.

Wer sich die Mühe gegeben, den Grundtypus meines Wesens in der ersten Abtheilung zu beachten, wird mich hier ganz verändert finden; ich war nicht mehr jener strenge Ascete, dem alles Weltliche ein Greuel, ich las anstatt der Gebetbücher Romane und konnte die Schilderungen Liebender mit Entzücken durchfühlen, die ich sonst als sündlich verdammt hätte. Das künstliche Eis der Erziehung, womit mein warmes, sehnsüchtiges Herz gefesselt worden, war durch die Ereignisse im Bade geschmolzen, ich war, was ich meinem Alter nach sein durfte und mußte, ein gefühlvoller begeisterter Jüngling, der das Höchste im Leben, die Wonne der Liebe und Gegenliebe zu ahnen beginnt.

Ich hatte bis jetzt, so häufig ich auch meinen alten Wirth in blumistischen Angelegenheiten besuchte, noch nie das Wohngemach meiner

freundlichen Wirthin betreten, obgleich sie mich oft genug dazu aufgefodert; die Gute war mir etwas zu beredt, und konnte gar nicht wieder zum Schweigen kommen, wenn sie auf das unversiegliche Thema ihrer Unterhaltungen kam, die Vortrefflichkeiten und Schätze des Hauses Fürstenberg. — Der Zufall nur brachte mich eines Tages dahin, wohin Absicht und Neigung so oft noch späterhin mich führen sollten.

Selbst Zeichner, wenn schon nur ein gar schwacher, musterte ich bei dieser Gelegenheit die Bilder der Wand, und fand mich bald von einem weiblichen Brustſtücke, einem in künſtleriſcher Hinſicht nur mittelmäßigen Gemälde, auf das Wunderbarſte angezogen. Anfänglich glaubte ich, es sei nur die Schönheit des dargeſtellten Gegenſtandes daran Schuld, aber beim näheren Hinzutreten entdeckte ich den eigentlichen Grund des Zaubers, es war die unverkennbare Aehnlichkeit mit der Gräfin B. Ja,

es waren ihre Züge, nur um Vieles milder und ſchmachtender. Dieſer Wangen waren faſt bleich, während Jener an Weiße die Lilie, an Röthe die Roſe beſchämten; anſtatt des prachtvollen blonden Haares umfloſſen dunkele Locken à l'enfant geſcheitelt das engelgleiche Köpfchen, welches in dem einfachen weißen Gewande mit dem Lämmchen zur Seite und dem Blumenkörbchen am Arme, mehr dem Ideale eines Künſtlers als einem Portrait glich. In Erinnerungen verſunken blieb ich ſtehen und Thränen erfüllten mein Auge, als ich dachte, daß die ſchöne Gräfin auch einſt ſo unſchuldig und kindlich geweſen ſein müſſe, wie dieſe.

Unbemerkt war inzwiſchen die Alte herbeigetreten, und ohne erſt eine Frage abzuwarten, erzählte ſie mir mit leuchtenden Blicken, wie dies wunderſchöne Mädchen, dem zur Liebe ſchon mancher Kavalier durch ihre Straße gefahren, geritten und gegangen, ihrer einzigen

Schweſter einzige Tochter ſei, ein wahrer Engel von außen und innen.

Ich will die lange Einleitung laſſen. Franciska war ein Kind der Liebe, ihre Mutter das unglückliche Opfer der Verführung eines Großen, dem ſie, ſeinen Stand nicht ahnend, in unendlicher Liebe ſich geopfert. Bald nachdem ſie dem Kinde das Leben gegeben, hatte ein ſchneller Tod ſich der Unglücklichen erbarmt. Niemand wußte den Namen des Vaters, denn die Mutter hatte ſich, ſobald ſie ihrer Schande bewußt, zu einer Verwandten in einer entlegenen Gegend Mährens zurückgezogen und nie den Namen des Verführers über ihre Lippen gebracht. Eine Kaſſette mit Papieren und einigen Schmuckſachen, Andenken einer glücklicheren Zeit, hatte ſie verſiegelt zurückgelaſſen mit der Aufſchrift: am Hochzeitmorgen meiner Franciska von ihr zu eröffnen.

Meine wackern Wirthsleute zürnten nicht dem unschuldigen Kinde, ob der schwer gebüßten Schuld der Mutter, sie nahmen sich ihrer vielmehr auf das Herzlichste an, und die seltenen Talente, die seltene Schönheit des Mädchens bestimmten sie, ihrer Erziehung eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, als deren wahrscheinliche künftige Lebensverhältnisse nöthig machten; sie hatten sie daher zu den Englischen Fräulein in Wienerisch Neustadt gethan, und erwarteten sie jetzt täglich wieder zurück, um sie einer vornehmen Dame zu übergeben, welche sie ihrer Tochter mehr zur Gesellschafterin als zur Kammerfrau bestimmt habe.

Wenig Tage später kam mein Wirth zur ungewohnten Stunde und trug mir nicht ohne Verlegenheit die Bitte vor, den heutigen Abend bei ihm zuzubringen und zwar in seinem kleinen Treibhause, welches er zum Empfange seiner Nichte auf das festlichste ausgeschmückt.

Der harmloſe beſcheidene Mann fand ſich durch meine Annahme überaus geehrt, und verſprach mir wie zur Belohnung die ſchönſten Nelkenſenker.

Man lächele immerhin, wenn ich geſtehe, daß ich mich ſo ſauber als möglich anzog und nicht ohne Herzklopfen das Gartenthürchen eröffnete; ein Kind der Liebe kam mir, meinen ſtrengen Grundſätze ohnerachtet, oder vielleicht grade wegen dieſer, als etwas Wunderbares, gleichſam als ein Geheimniß vor, dem die Aehnlichkeit mit der Gräfin einen zwiefachen Reiz verlieh.

Wie ſchön, wie hinreißend ſchön war meine Franciska, wie weit trat die Gräfin hinter ihr in den Schatten zurück, ſo groß auch in Manchem die Aehnlichkeit! Noch jetzt ſehe ich ſie mit dem nonnenhaften Häubchen, unter dem das dunkle Haar in üppigen Locken hervorquoll. in ihrem weißen Kleide mit dem himmelblauen

Mieder, das ſo züchtig die ſchönen vollen Formen umſchloß, einen blühenden Granatenzweig mit Orangenblüthen durchflochten am Buſen, und die ſchönſte unter den Blumen, die ſchamhaft in der zarten Hülle ſich bergende Mooſroſe in der Hand. Ich höre noch die klöſterliche Begrüßungsformel, die ſie mit ſchwankender Stimme dem Fremdling entgegenlispelte, und fühle das Feuer, die hehre belebende Glut, mit welcher der erſte Blick ihres Auges, die unwillkührliche Berührung ihrer Hand mein innerſtes Weſen durchdrang!

Wie ließ ſich doch dieſes Gefühl ſo gar nicht vergleichen mit dem, welches während meiner kurzen Bekanntſchaft mit der Gräfin B. mich erfaßte! Damals wechſelten Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung, Wonne und Entſetzen, hier fühlte ich nur Eins, ein unausſprechliches Wohlſein, die eigentliche Seligkeit in ihrer Nähe. Franciska ſprach nur ſel-

ten, der Converſationton war ihr im Kloſter fremd geblieben, und der Berührungpunkte zwiſchen uns waren noch zu wenige, um mich, den ohnehin ſchweigſamen Geſellſchafter, zum Wortführer geeignet zu machen.

Aus meinem Tagebuche. Am Neujahrtage.

„Wie beginnt dieſes Jahr in Allem ſo verſchieden vom vorigen, damals nur Trauer und Jammer, jetzt Glück und Seligkeit. Daß Franciska mich liebt wie ich ſie, wie dürfte ich daran noch zweifeln, wenn ſchon nie das Geſtändniß der Liebe unſere Lippen überſchritt. Wozu auch noch Worte? Thörichter Alter! mich warnen zu wollen, wovor? Iſt denn auch nur der Funken eines Gefühls in meiner Bruſt, welches ich nicht frei vor Gott und Menſchen bekennen dürfte? — Auch vor Menſchen? Würde dein Oheim, dem du ſo Vieles verdankſt, deine Liebe billigen? — — — Und war-

um nicht? Heirathen, durch das heiligſte Band mich auf ewig mit ihr verbinden, das darf ich nicht ohne ſeine Einwilligung, aber ſie lieben, ohne Geſtändniß ſie anbeten, wie ich die Heiligen des Himmels verehre, das kann Niemand mir wehren. Ueber alle meine Handlungen, meine Worte ſogar, will ich ihm Rede ſtehen, aber meine Gefühle vertrete ich vor einem höheren Richterſtuhle als dem ſeinen. Eins nur werfe ich mir vor, ich vernachläſſige meine Studien. Kräftig an die Arbeit, um mir Unabhängigkeit, und durch dieſe Franciska zu erringen!"

Acht Tage ſpäter.

„Der Stolz des Alten kränkt mich tief; er würdigt mich nie einer Antwort und der bezahlte Geſchäftmann macht den Mittler zwiſchen Großmuth und Dankbarkeit. Meine Schuld verringert dies nicht, aber wohl die Natur derſelben; er wirft mir das Geld zu wie dem Hunde das Brot, nicht weil er es gern giebt,

ſondern weil er es im Überfluſſe hat; nicht weil ich es verdiene, ſondern weil ich es bedarf. Allmächtiger Gott, hilf du mir das gewünſchte Ziel erringen, daß ich bald unabhängig werde von ihm und Niemandem dienſtbar als meinem Kaiſer!"

Franciska war dem Weltverſtande nach wenig gebildet, ſie kannte nur ihre Mutterſprache und ſelbſt dieſe kaum nach Regeln, dagegen war ſie eine Meiſterin in feinen weiblichen Handarbeiten, und die alte Muhme zeigte mir triumphirend zahlloſe Belege dieſer ihrer klöſterlichen Fertigkeiten. — Geleſen hatte ſie wenig außer ihren Andachtbüchern; welche Freude daher für mich, ihrer Lectüre meine ganze Aufmerkſamkeit zu widmen und ihren erſtaunten Blicken ein weites, nie geahntes Zauberreich zu erſchließen. Zu meiner Verwunderung wurde Göthe, nicht Schiller ihr Liebling; unvermögend, bei den einzelnen Werken des Grundes

ſich bewußt zu werden, behauptete ſie nur im Allgemeinen, daß dieſer ſie verwirre und auf das Angenehmſte betäube, während jener ſie erhebe und ſie ſich ſelbſt klar mache. Bei der Geliebten bemerkte ich damals, was nachher noch einige Mal, wenn ſchon nicht oft, mir begegnet iſt: daß das Weib, bei dichteriſchen Kunſtwerken, weit ſchneller und richtiger als der denkende Mann den Zuſammenhang der Theile, die poetiſche Nothwendigkeit, auffaßt, wie ein feines muſikaliſches Ohr bei nie gehörten Muſikſtücken den unmittelbar folgenden Takt voraus fühlt.

Am 17ten Januar.

„War es denn Vermeſſenheit, als ich beim Anbeginne des Jahres die freudigen Ausſichten deſſelben ſo hoch pries, oder habe ich der neidiſchen Götter Zorn erregt, die es nicht dulden wollen, daß ein Menſch hienieden ſchon ſelig? Meine gegenwärtigen Verhältniſſe fangen an

ſich zu verwirren, meine Ausſichten in die Zukunft werden trüber und trüber. Alſo bewacht werden alle meine Schritte? Darum ſoll ich ausziehen aus dieſem Hauſe, verlangt der gefühlloſe Alte, ich ſoll Wien verlaſſen oder mein Ehrenwort geben „„nicht fürderhin die Perſon zu frequentiren.““ Mein theurer Ohm, ſo weit gehen die Rechte nicht, die Ihr für Euer Monatgeld Euch erkauft habt. Machte meine Weigerung Euch Kummer, ſo würde ich mich grämen und — nein ſchwanken würde ich doch nicht; aber ich weiß, daß mein vermeinter Trotz Euch nur ärgert, und daß Ihr mich darauf eben ſo ſchnell wieder vergeſſen werdet, wie Ihr es ſchon einmal gethan.“

Seit langer Zeit ging ich zum erſten Male wieder zum freundlichen Bankier, auf den ich, im Falle meines nicht zu hoffenden Ungehorſames, verwieſen war, und erklärte ihm meinen unwandelbaren Entſchluß, in meinen jetzigen Ver-

hältniſſen fortzuleben. Achſelzuckend und mit bekümmertem Blicke zeigte er mir an, wie er für dieſen Fall beauftragt ſei, alle Zahlung einzuſtellen. Ich hatte dieſes vorausgeſehen und verließ ihn heiterer faſt, als ich gekommen.

Zur gewohnten Abendſtunde kam Franciska, um mit mir zu leſen, aber nie hätte ich das heute vermocht. Erſchien ſie mir doch jetzt in einem ganz anderen Lichte als früher. Friedlich und ungeſtört waren wir mit einander fortgepilgert, die Gegenwart war mir ſo durchaus genügend geweſen, daß ich keiner beſſeren wie keiner ſchlechteren Zukunft je gedacht. Dies war jetzt vorüber, die Geliebte war mein, ich hatte ſie mir durch ein Opfer erkauft und fühlte mich in dieſem Bewußtſein unausſprechlich ſelig.

Wie konnte ich ihr verbergen, was in mir vorging. Sie ſah mich an mit dem Blicke unendlicher Liebe, und zu ihren Füßen, in ihren

Armen ſtammelte ich das längſt verrathene Bekenntniß.

Ewiger Vater im Himmel, wenn ich zurückdenke an jene ſelige Stunde, wie neu belebt, wie erkräftigt fühle ich mich dann! Abgeſchüttelt ſind alle Sorgen des Tages, alle Mühen des Lebens, und im trüben Spätherbſte pranget neu die herrlichſte Blüthe des Mais. — Iſt doch für den beſſeren Menſchen der Nachgenuß der erſten Liebe in der Erinnerung faſt herrlicher noch als die Stunden jener Liebe ſelbſt! Bewußtlos, wie in einem ſeligen Traume genoß er ſie damals, für ihn war kein Geſtern und Morgen, während ſie jetzt das ganze ſpätere Leben mit all' ſeinen Täuſchungen und Irrthümern, mit dem nächtlichen Graus weiblicher Verworfenheit und männlicher Tücke hell ſtrahlend überſchattet!

Nur das Glück iſt wahr, welches nach dem Genuſſe uns herrlicher noch dünkt, als wäh-

rend deſſelben, und welches ewig, weil die Erinnerung es uns in jedem Augenblicke wieder hervorzuzaubern vermag! Wohl daher jenen Menſchen, die nie enttäuſcht worden, und welche die Liebe auf ihrer irdiſchen Pilgerfahrt ſo hoch ſchon beglückte, daß die Seligkeit des Himmels ihnen nichts zu ſein braucht, ja nichts ſein kann, als der Wiederſchein der irdiſchen!

Auch die Geliebte war nach dem Geſtändniſſe eine Andere geworden; ihre Geſtalt erſchien mir höher und ſtolzer, ihre Blicke leuchtender und voller Sicherheit. Lächelnd nur und faſt gleichgültig vernahm ſie die Kunde meiner Armuth, das einzige Hinderniß unſerer Verbindung. Im Kloſter erzogen, ahnete ſie kaum, was zeitliche, weltliche Bedürfniſſe waren, und verwies den Zagenden auf die Hülfe des Herrn, der die Raben füttere und die Lilien kleide.

So verfloſſen uns mehrere Wochen im Taumel des ſeligſten Entzückens. Abgeſtreift hatte

Franciska die klösterliche Schüchternheit, die frühere Befangenheit, nicht mehr die demüthige Magd, nein die hohe Herrin bewegte sie sich im eng begränzten Kreise des Hauses; unwillkührlich fügte auch ich mich ihrem reizenden Scepter und wähnte, sie habe mir das Opfer gebracht, nicht ich ihr. —

Zu schnell nur sollte Alles sich ändern. Ich fühlte, wie ich eine andere Lebenweise ergreifen müsse, um auszukommen, und Franciska's Verwandte drangen auf ihre Abreise zur Gräfin M., welche damals auf ihren Gütern bei Preßburg lebte und mit Ungeduld sie erwartete. Mein Herz wollte brechen, aber die Vernunft hieß uns scheiden; trübe Ahnungen verkündeten mir den Untergang unseres Glückes, während die Geliebte mit einer Freude, einer Zuversicht in die Zukunft blickte, mit einer solchen Bestimmtheit von unserer nahen, unauflöslichen Vereinigung sprach, daß ich staunend das zarte We-

ſen anbetete, dem nur Liebe und Glaube dieſe Kraft verleihen konnten.

In dem Augenblicke der Trennung, als ich aufgelöſt von Lieb und Leid in ihren Armen lag und nichts dachte, nichts fühlte als ſie, da dünkte es mir, es träte etwas Fremdartiges zwiſchen uns, als trage ſie ein Geheimniß in ihrem Buſen, welches ſich Luft machen wolle, aber gewaltſam ſtets wieder zurückgedrängt werde. Ich ahnete wohl, daß es auf das Dunkel ihrer Geburt ſich beziehen müſſe, und beſchwor ſie, mir Alles, Alles zu ſagen, aber ſie ſchwieg, und reichte mir nur das Käſtchen, das letzte Andenken ihrer Mutter, und bat mich, es ſorgſam bis zum Hochzeittage zu wahren.

Wenn gleich die Verwandten meiner Franciska darauf beſtanden, daß ich bei ihnen verweilen ſollte und als Kind in ihrem Hauſe leben; ſo erlaubten meine Grundſätze mir doch nicht, das gutgemeinte Anerbieten anzunehmen, und die

Geliebte theilte ganz meine Geſinnung. Ich miethete mir ein Stübchen, 6 Treppen hoch in der belebteſten Gegend der Stadt, weil das Haus der Winterwohnung der Gräflich M'ſchen Familie gegenüber lag und mir daher die Hoffnung ließ, ſie öfter zu erblicken.

Meine erſte Sorge war nun darauf gerichtet, den nächſten Unterhalt zu erwerben, die andere, eine Zukunft mir zu begründen; jenes gelang mir bald, dieſes war ſchwerer. Ich arbeitete für einen berühmten Advocaten, und der ſpärliche Lohn genügte meinen geringen Anſprüchen an's Leben. Franciska's Briefe waren meine einzige Freude und erhoben den geſunkenen Muth wieder, wenn ich zu Zeiten über meine ſtets vergeblichen Bemühungen, eine wenn auch noch ſo kleine Stelle zu erlangen, zu verzweifeln begann. Ich war nun einmal durch meine unſeligen Ausarbeitungen als ein Neu-

rer, ein Kryptojacobiner und Freimaurer bezeichnet, den man bei Leibe nicht befördern dürfe. —

Um dieſe Zeit, es war im Spätherbſte, begannen Franciska's Briefe ſeltener, ja was mich noch mehr bekümmerte, kürzer und kälter zu werden. Noch immer erhielt ich die innigſten Verſicherungen ſteter Liebe und Treue, aber ſie ſchien ſich glücklich zu fühlen in ihrer neuen Lage, ſie ſchrieb mir mehr von ihrem äußeren als innerem Leben, ſie konnte ſich froh fühlen, während mich der Kummer verzehrte! Keine Klage kam auch jetzt über meine Lippen, kein Wort, keine Zeile verrieth den ſtechenden Schmerz, aber ich malte ihr noch einmal mit aller Kraft des liebenden Herzens die Natur meiner Gefühle, ich erinnerte ſie an den heiligen Eid, an die Abſchiedworte: Treue bis in den Tod! und beſchwor ſie, mir zu ſchreiben, wann ich ſie ſehen könne.

Am Abende beſuchte ich die Alten, welche

mich mit der unbegreiflichen Nachricht überraſchten, daß Franciska mit ihrer Herrſchaft eine weite, weite Reiſe angetreten und ſie gebeten habe, mich davon zu benachrichtigen, weil ſie ſelbſt, mit den Reiſevorbereitungen beſchäftigt, keinen Augenblick Zeit dazu gewinnen gekonnt. Es ſchwindelte mir, ich mußte mich ſetzen, ich mußte zehn Mal ihren Brief durchleſen, ehe ich deſſen Inhalt ganz zu faſſen vermochte. Ja es war nur zu wahr, ſie bat die Alten, „ihren ewig geliebten Guſtav von ihrer Abreiſe zu unterrichten und an die Abſchiedworte zu erinnern.“

Und warum ſchrieb ſie mir denn ſelbſt nicht; warum nicht ein einziges liebendes Wort? — Sie hatte keine Zeit. — Kannte je die Liebe dieſe Entſchuldigung?

Nach acht Tagen erhielt ich einen Brief aus Prag, eine Antwort auf meine letzte Zuſchrift; ſie raillirte darin meine Eiferſucht, verſicherte mich, daß ſie nur mich liebe, nie, nie von

mir laſſen werde, und — — füllte drei Viertheile des Schreibens mit einer Schilderung der Fêten aus, denen ſie als nunmehrige Geſellſchaftdame der jungen Gräfin beigewohnt habe. Was mich aber am meiſten entſetzte, war die Entdeckung, daß ſie jetzt im Palaſte der Mutter meines Todfeindes, des Grafen S—a lebte und mit Eifer von des jungen Grafen Liebewürdigkeit und Güte ſprach.

Ich wollte anfänglich ſogleich zu ihr eilen, mit Gewalt ſie jenem Kreiſe entreißen, der — das ſagte mir die innere Stimme — dem Verderben ſie entgegenführte, aber ich hatte wichtige Criminalacten zugeſandt bekommen, es galt die Defenſion einer Verbrecherin aus Liebe, deren ganzes Schickſal, deren Leben und Ehre hiedurch in meinen Händen lag, und da mußte der Wunſch der Pflicht weichen. — Zum erſten Male ſchrieb ich ihr jetzt im ernſten Tone des liebenden Mannes; ich ſchilderte ihr

meine genaue Kenntniß des Grafen, mein feindliches Zuſammentreffen mit demſelben, ich verſchwieg ihr ſelbſt mein Verhältniß zur Gräfin B. nicht und verlangte, daß ſie, die verlobte Braut, ſogleich zurückkehre, um nie, nie wieder uns zu verlaſſen.

Ich ſuchte Franciska's Oheim dann auf, theilte ihm den Inhalt ihres Schreibens mit und beſchwor ihn, ſeine Gewalt als Vormund geltend zu machen. Ich ſtellte ihm die Gefahren vor, denen das argloſe, vertrauende Mädchen ausgeſetzt ſei und die Verantwortlichkeit, die auf ihm laſte.

Der Alte war unbegreiflich ruhig bei meiner ſtürmiſchen Eröffnung, meinte, daß ich Alles zu ſchwarz anſähe, daß gar nichts zu beſorgen ſei, und er ſich nicht für berechtigt halte, dem Glücke ſeiner Nichte im Wege zu ſtehen, und was denn ſonſt noch die Philiſterei vorzu-

bringen weiß, wo es die Beſchönigung des Intereſſe gilt. —

Es dämmerte vor meinen Augen; mir ſollte bald ein ganz andres ſchreckliches Licht werden!

An jenem Abende entzweite ich mich ganz mit der Familie Franciska's; ſie zeigte ſich mir von einer ſo gewöhnlichen Seite, daß ich über meine Blindheit erſtaunte, die ſo lange mir Dummheit als Gutmüthigkeit, Intereſſe als Edelmuth vorgeſpiegelt hatte. Der alte Stolz, der Adel meines Geſchlechtes, regte ſich in mir und hieß mich dem alten Paare Dinge ſagen, die es nie mir verzeihen konnte; es war zum letzten Male, daß ich ihre Schwelle betreten!

Aus Prag empfing ich mein Schreiben uneröffnet wieder zurück mit dem Bemerken der Poſtbehörde, daß Niemand des Namens daſelbſt vorhanden. Weggereiſt, ohne ihre Adreſſe zurückzulaſſen. Brauchte ich denn noch andre Be-

weiſe ihrer Treuloſigkeit oder mindeſtens ihrer Gleichgültigkeit?

Aber was auch meine Vernunft, was auch die Leidenſchaft mir ſagte, ich konnte ihr nicht zürnen oder gar ſie vergeſſen; ich liebte ſie noch treu und wähnte oftmals mich nur von einem bösartigen Zauber umfangen, der vor der Allgewalt meiner Liebe vergehen müßte. Auch hatte ich noch immer die Kaſſette in Händen, welche die Beweiſe ihrer Geburt, die Abſchiedworte ihrer Mutter enthielt. Die Alten, denen ich ſie zuſandte, remittirten ſie, weil ſie nichts von der Nichte Aufenthalt wüßten, und ſo bewahrte ich ſie als ein Heiligthum, deſſen die Ungetreue unwerth ſei, weil ſie wahrſcheinlich jede Erinnerung an ihre dunkle Geburt verbannt wiſſen wolle.

So verfloß mir unter tauſend Sorgen und Kümmerniſſen der Winter; ich hatte von Franciska's Leben jede Spur verloren, denn ſie ſelbſt ſchrieb mir nicht, und mit den Alten ſtand ich in

keiner Verbindung. Ich war im Innern und Äußern ganz umgewandelt, an die Stelle der überſprudelnden Lebendigkeit war vollkommene Apathie getreten; die ungewöhnlichſte Bläſſe und der ſchleichende Gang machten mich überall kenntlich und die Hausgenoſſen kannten mich nur unter dem Spitznamen des Ritters von Toggenburg, von den ſeinwollenden Witzbolden mit Beziehung auf meine einfache Lebeweiſe in den Ritter Trockenbrot verwandelt.

Wahrſcheinlich wäre mein Seelenleiden in ein ſchleichendes Fieber übergegangen und wohl gar tödtlich geworden, wenn mir nicht das Schickſal in dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Mal....i, den trefflichſten Arzt und Freund zugeführt hätte; er erkannte den Sitz meiner Krankheit und beſtand auf Zerſtreuung und Entfernung von Wien; mit ſtrengen Worten rüttelte er mich aus meiner unwürdigen Schlaffheit empor, zeigte mir, wie unmännlich, wie ſündlich ich handle, indem

ich durch ſtetes Grübeln über mein allſeitiges Mißgeſchick mich aufzureiben ſuche, und begleitete mich ſelbſt nach dem Badeorte B.

Sicherlich würde ich gegen die Wahl dieſes Ortes mich aufgelehnt haben, der, wie dem Leſer vielleicht noch aus der erſten Abtheilung erinnerlich ſein wird, nur zu trübe Erinnerungen für mich hatte, aber ich glich nur noch einem Kinde, welches mechaniſch thut, was ihm geheißen wird.

Ich bezog eine allerliebſte Wohnung, an deren Stelle jetzt das herrliche Sommerſchloß des Erzherzogs K. ſteht, und fand denn auch, was ich nie für möglich gehalten, daß mit der wiederkehrenden Geſundheit auch die Luſt am Leben zurückkehrte. — Ich hatte mir um jene Zeit ein hübſches Sümmchen erübrigt, denn meine Bedürfniſſe waren nur geringe und meine Arbeiten wurden bedeutend honorirt, wenn gleich ich im-

mer noch mit vollem Rechte des Virgils: sic vos non vobis! recitiren gekonnt hätte.

Wie denn nun einmal der jugendliche Sinn in Übertreibungen ſich gefällt und jedes andere Ziel leichter zu treffen weiß, als das der richtigen Mitte, ſo haſchte ich auch jetzt mit wahrer Begier nach Zerſtreuung, und war ſicherlich ſtets da zu finden, wo der dichteſte Menſchenſchwarm. Aber geſellig war ich darum doch keineswegs geworden, ich war gern unbeachtet unter Vielen, aber unſicher und ängſtlich unter Wenigen; ich vermied jede nähere Berührung, alle perſönliche Bekanntſchaft mit den Badegäſten, und war nie glücklicher, als wenn ich, glühend vom Tanze und flüſſig genoſſenem Weine, meinem gepreßten Herzen durch Thränen Luft machen konnte. — Ich trat dann hinaus in's Dunkel der Nacht und weinte und lachte um die Wette, während die rauſchende Tanzmuſik mir ſchauerlich dazwiſchen ſchmetterte.

Unwillkührlich verſchmolz Franciska's Bild ſich dann mit dem der ſchönen däniſchen Gräfin, deren Andenken mir hier ſo vielfach zurückgerufen ward; ich hatte Beiden die reinſten erſten Gefühle geopfert und Beide hatten mich verrathen, ihr Spiel mit mir getrieben. — Dachte ich über die Begebniſſe der letzten Jahre kalt (?) nach, ſo wähnte ich, Franciska ſei weit ſchuldiger als die Gräfin. Dieſe, aufgewachſen in der großen Welt, betäubt von dem Weihrauche, der in ihr der Schönheit, dem Reichthume und Geiſte geſpendet wird, konnte keine Ahnung haben von jenem Allerheiligſten der Liebe, welches nur dem Geweihten der Unſchuld ſich erſchließt; Franciska dagegen, mein durch die heiligſten Schwüre, Franciska, durch mich erſt eingetreten ins Leben, mein Geſchöpf, mein anderes Selbſt, die traf mit Recht das Urthel ſtrenger Verdammniß. —

Ich fing an, die Weiber zu haſſen, an keine Treue, keine ewige Unſchuld zu glauben, und

dem Manne einen hocherhabenen Standpunct anzuweiſen, von dem er herabſchauen könne auf das ſchwache gebrechliche Weib. Ich gefiel mir darin, meine Paradoxien bei jedem Anlaſſe zu verkünden und erregte eben dadurch eine Theilnahme beim ſchönen Geſchlechte, die mir durchaus nicht erwünſcht war. Die Kennerinnen erkannten leicht, daß mein Weiberhaß nichts als ein dépit amoureux ſei, und hielten ſich verpflichtet, mir eine andere Anſicht beizubringen; aber der Wurm hatte tiefer genagt als ſie wähnten, keine wurde mir gefährlich und Damöt der ſpröde Schäfer blieb unbeſiegt.

Jene philanthropiſchen Bemühungen einiger Damen hatten indeſſen für mich das Gute, daß ich aus meiner utopiſchen Welt in die wirkliche zurückkehrte; ich begann der Unterhaltung einigen Geſchmack abzugewinnen, ſpielte weniger den Sonderling und fing an, mir neue Plane für die Zukunft zu entwerfen. Thätigkeit, großartiges

Schaffen und Einreißen ſchien mir jetzt das einzige Ziel, des Mannes würdig zu ſein. Ich ſchämte mich meines bisherigen nur für die Gegenwart berechneten Daſeins; das Pfund von Gott mir anvertraut, hatte ich unbenutzt ruhen laſſen, ich wollte, ich mußte damit wuchern.

Ich ſuchte und fand die Gelegenheit, mich einigen bedeutenden Männern vorſtellen zu laſſen, und hatte das Glück, mir das Wohlwollen des trefflichen Prinzen de L.... zu gewinnen, der, höchſt gütig gegen Jünglinge, in denen er Fähigkeiten zu entdecken glaubte, mich ſtets in ſeiner Nähe wiſſen wollte, und mir die Mittel an die Hand zu geben verſprach, im Auslande meine Carriere zu machen, da meine politiſchen und ſtaatwirthſchaftlichen Probearbeiten mir den Weg hiezu im Vaterlande auf längere Zeit verſperrt haben würden. —

Ein großer Freund von kleinen, höchſt eleganten Soupers, in denen er ſeinen Witz um

die Wette mit dem Champagner ſprudeln ließ, und zu denen nur ſelten Damen eingeladen wurden, weil der Prinz ungern ſeinen Saillies Feſſeln anlegen mochte, ſah er ſelten große Geſellſchaften bei ſich, ſo gern er ſie auch auswärts beſuchte. — Es mußte demnach eine beſondere Veranlaſſung haben, als ich einſt zu einem großen Diner eingeladen wurde, welches er nicht in ſeiner etwas beſchränkten Wohnung, ſondern in einem öffentlichen Hôtel gab.

Wunderbares Spiel des Zufalls! es war derſelbe Salon, in dem ich vor einigen Jahren in Geſellſchaft der Gräfin B. geſpeiſt, und wie damals, ſaß ich ihr gegenüber!

Unvermögend, meine Gefühle zu bemeiſtern, ſtarrte ich ſie an und überhörte alle wohlgeſetzten Redearten meiner Nachbarin, einer nicht mehr in der erſten Blüthe ſtehenden Stiftdame, welche ſich von jeher viel unnöthige Mühe mit meiner Bekehrung gegeben.

Sie ſcheinen die ſchöne Gräfin S..... zu kennen; kein Wunder, ſie iſt ja berühmt genug!" waren die giftigen Worte, mit denen ſie mich in die Wirklichkeit zurückrief und an die Ungezogenheit meines Schweigens erinnerte.

„Gräfin S....." — erwiederte ich erſtaunt — „nennen Sie jene Dame? Ich würde darauf geſchworen haben, daß es die däniſche Gräfin B..... ſei."

„Und Sie hätten Recht gehabt," antwortete die Gereizte — „im Norden ſcheint man mit den Männern zu wechſeln, wie im Süden mit den Liebhabern; irre ich nicht, ſo iſt der Graf S. der dritte Mann ſchon, den die ſchöne Dänin mit ihrer Hand beglückt hat. Hüten Sie ſich vor dem Zauber jener Circe!"

Unwillig wandte ich mich von der Unzarten ab und betrachtete die Gräfin. — Sie war ſchöner als je in ihrem überreichen Schmucke, und geiſtreich lebendig wie immer. Ich hatte mir vorgenommen, durch ein kaltes, überartiges Beneh-

men ihr zu imponiren; aber es fiel mir unmöglich, denn ſie kannte mich gar nicht mehr, ihre Blicke glitten, wie bei einem ganz Fremden, an mir vorüber, und auch nicht die leiſeſte Miene des Erſtaunens verrieth ihre Erinnerung der Vergangenheit.

Anders bei mir; ich mußte unwillkührlich an ihren Blicken hängen, es war eine wehmüthige Seligkeit für mich, ſie anzuſchauen. Wie kam ein Engel der Finſterniß zu dieſem unnennbaren Liebreiz, der ſo ganz meine angebetete Franciska mir zurückrief? Glichen ſie ſich doch wie die zart ſich entfaltende Knospe der ſchwellenden Roſe! Und Beide im Lebenkeime vom Wurme der Sünde zernagt!

Der Prinz führte ſie nach der Tafel in den Garten und ſtellte mich ihr als ſeinen jungen Freund vor, den er ganz beſonders empfehlen wolle, weil er eine wahre Paſſion für die däniſche Sprache und den ſcandinaviſchen Norden hege.

„Ihr Name iſt mir nicht fremd!“ war die ſehr förmliche Entgegnung der ſchönen Dänin, welche ſogleich den durch meine Vorſtellung abgebrochenen Faden des jüngſt geführten Geſpräches wieder aufnahm.

Im eigentlichen Zorne verließ ich die Geſellſchaft, gedemüthigt in meinem Innern wie ein Schulknabe, der beim Examen durchgefallen iſt, und doch das Bewußtſein hatte, ſeine Sache beſſer gewußt zu haben, als alle Anderen. Der ſtolzen Gräfin gegenüber gedachte ich meiner armen, ach, einſt ſo demüthigen und getreuen Franciska. Ich weinte wie ein Kind, nicht um des eigenen Schmerzes, ſondern um des ihren willen, der ſie aufzehren mußte, wenn die bittere Reue aus der Betäubung ſie emporrüttelte und ihr den Meineid zurückrief, den Mord, den ſie an meinem Lebensglücke begangen. — Ich zog ihr Bild aus dem Verſtecke hervor, in welchem ich es ſeit geraumer Zeit vor mir ſelbſt verborgen gehalten, und ſchwelgte in der ſeligen Vergan-

genheit. — Ich hatte ſie ſelbſt in der Kleidung gemalt, wie ich ſie an jenem Abende zum erſten Male erblickt, wo die Liebe uns, ich wähnte für Zeit und Ewigkeit, verbunden, und kein ungeweihter Blick hatte noch auf dieſem Heiligthume geruht.

Höchſt unangenehm war es mir daher, als eine leiſe Berührung auf der Schulter mich aus meinen Träumen aufweckte und mich erſt darauf aufmerkſam machte, daß inzwiſchen ein junges Mädchen mit einem Briefe eingetreten war, die unſtreitig meinem Götzendienſte zugeſchaut hatte. — Kaum hatte ſie mir aber ein Briefchen mit den Worten: von meiner gnädigen Frau! in die Hand gedrückt, als ſie eben ſo ſchnell wieder verſchwand.

Irgend eine Einladung vermuthend und wenig zu Beſuchen aufgelegt, warf ich es uneröffnet hin und verſuchte noch einmal, mich in jene Traumwelt zu verſenken, die ſo eben noch mich umfangen. Aber vergebens, nicht die Klo-

ſterliche Jungfrau, ſondern die Ungetreue trat vor meine Blicke und ich eilte in den Kurſaal, um mich zu zerſtreuen und die trübe Erinnerung zu verſcheuchen. —

Es wurde getanzt und der alte Prinz L. beſtand darauf, daß ich die, damals mit der Menuet um den Vorrang ſtreitende Gavotte mit der Gräfin S. tanzen ſollte. Ich galt damals für einen der beſten Tänzer und mochte es deshalb nicht verweigern; ich freuete mich überdies, ihr Kälte jetzt mit Kälte zurückgeben zu können. — Zu meinem Erſtaunen war dies wunderbare Weſen jetzt ganz umgewandelt, ihr ſtolzer Gang ſchwankte, ihre Hand zitterte in der meinen, als ich mit ihr antrat, und täuſchte mich nicht Alles, ſo war es meine Nähe, welche ſie ſo gewaltſam erſchütterte.

Ich gewann es über mich, ſie mit der größten Ruhe zu befragen, ob ich nicht ſchon vor einigen Jahren das Glück gehabt hätte, ſie hier im Bade als Gräfin B. zu begrüßen, und wär

Unmenſch genug, mit einer tiefen Verbeugung mich von ihr zu beurlauben, als ſie, einer Ohnmacht nahe, vom Tanze austreten mußte. Wi der Willen in ihre Nähe gebannt, bemühte ich mich, durch Auszeichnung anderer Damen und ausgelaſſene Heiterkeit ſie zu verletzen, und es glückte mir ſo wohl, daß der Prinz L. aufmerkſam ward und mir wiederholt zuflüſterte: „Was haben Sie denn mit der ſchönen Dänin?“

Zufällig fiel mir beim Schlafengehen das vernachläſſigte Billet in's Auge, ich erbrach es und ſtaunte; es war von der Gräfin.

„Kein Zufall kann es ſein, der uns hier zuſammenführt; ich muß Sie ſprechen um meines Glückes, meiner Ruhe willen. Ich wußte, daß ich Sie heute ſehen würde, und deshalb konnte ich meine Gefühle beherrſchen; Sie konnten es nicht und dies giebt mir die Gewißheit, daß Sie meinen Wunſch erfüllen und morgen mich aufſuchen werden.“

Jetzt begriff ich, woher die Bewegung der

Gräfin, als ſie meine Kälte, meine Gleichgültigkeit gewahrte; ſie glaubte, ich hätte ihren Brief geleſen und verachtete ſie.

Zum erſten Male ſah ich die Gräfin im einfachen Negligee; mehr als je glich ſie Franciska, und der Gedanke blitzte in mir auf, wie, wenn ſie Schweſtern, wenn der alte Graf D.....s (früher däniſcher Geſandter in Wien) der Verführer von Franciska's Mutter geweſen?

Mit würdevoller Haltung, aber gebrochener Stimme entſchuldigte ſie den Schritt, den ſie gethan, mit ihrer Sehnſucht, wieder gut zu machen, was ſie willenlos vielleicht an mir verbrochen. Sie hatte von meiner Krankheit, von meinem Weiberhaß gehört und, meinen ihr unerklärlichen Abſchiedbrief damit in Verbindung ſezzend, wollte ſie wiſſen, was ſie verbrochen. Die Anklage, mein Lebensglück vergiftet zu haben, laſte, wenn gleich unverſchuldet, doch entſetzlich auf ihrem Gewiſſen; ſie müſſe Licht hierin haben, und koſte es auch ihre Ruhe und Glück.

Unumwunden ſchilderte ich ihr jetzt, was ich damals geſehen und empfunden; ich bekannte ihr meine ſchwärmeriſche Liebe, meinen Haß gegen den Grafen, in deſſen Armen ich ſie erblickt, mein Entſetzen, als ich entdeckte, daß ſie ihm nicht verlobt, daß ſie nur ſeine Buhle ſei, meinen Abſcheu über der Kammerfrau freche Worte, den tiefen Gram endlich, der ſich meiner Seele bemeiſtert, als ich geſehen, daß ſie, wenn gleich ein Engel, doch nur ein gefallener ſei, ein unwiederbringlich gefallener, denn Alles laſſe ſich wieder erringen, nur weibliche Unſchuld nicht. Im Feuer der Rede bemerkte ich nicht, wie die Gräfin die Farbe wechſelte, bis ſie endlich todtenbleich zurückſank und ſprachlos mir mit der Hand ein Zeichen gab, mich zu entfernen. — Aber ich konnte nicht fort, ich wähnte, meine Härte, meine Grauſamkeit habe das herrliche Weib getödtet; unbekümmert um Alles, kniete ich zu ihren Füßen, küßte die eiskalten Hände und klagte mich ſelbſt auf's härteſte an.

In meinen Armen kehrte ſie wieder zum Leben zurück. „Guſtav! o Guſtav! tödte mich nicht!“ waren die einzigen Worte, welche ſie deutſch jetzt ausrief und die Alles mir klar machten; es war nicht die Gräfin S., es war meine Franciska, die ich vom Tode erwecket, oder vielmehr Franciska und die Gräfin waren Eins, was ich nicht geahnet, der Leſer aber wohl längſt ſchon vermuthet.

Die Gräfin war mehrere Tage Allen, ſelbſt mir, unſichtbar. Welche Zeit des peinlichſten Nachſinnens für mich! Ich erſchöpfte mich in tauſend Vermuthungen, dieſe Räthſel zu löſen, in denen ich mich unwiſſentlich ſeit Jahren bewegt hatte, aber ich verwirrte mich mehr und mehr. Auf zwei, drei Briefe, die ich ihr ſchrieb, erhielt ich nur die dringende Bitte, zur Antwort mich ſo lange zu gedulden, bis ſie die Kraft gewonnen, mir ſchreiben oder mich ſprechen zu können.

Der Badearzt, den ich über ihre Geſundheit befragte, zuckte bedenklich mit den Achſeln und

meinte, man könne nicht wiſſen, ob nicht gar ein Nervenfieber im Anzuge ſei. Ich war in Verzweiflung, alle Rückſichten, allen Anſtand hintanſetzend, brachte ich Tag und Nacht in ihrem Vorzimmer zu; ich flehete um die Gunſt, ſie ſehen, ihre Verzeihung über meine Härte vernehmen zu dürfen; umſonſt, der Arzt verweigerte es auf's ſtrengſte, und einmal nur konnte ich ihre Stimme hören, wie ſie in wilden Fieberphantaſien das ſchaurige däniſche Elfenlied ſang, das mich an jenem verhängnißvollen Abende ſo tief erſchüttert.

Der Kummer und die Wachen würden auch mich bald auf's Krankenbett geworfen haben, wenn nicht der herrliche Prinz de L. ſich meiner auf das Wärmſte angenommen. Sobald die entſcheidende Kriſis und mit ihr alle Gefahr vorüber, nahm er mich fort von B. und ſchickte mich mit Aufträgen nach Preßburg, die mich mehrere Tage dort aufhalten ſollten. Er zeigte mir, wie ich dieſe Entfernung dem Rufe wie der

Ruhe der Gräfin ſchuldig ſei, und ich mußte ihm deshalb mit ſchwerem Herzen folgen.

Nach acht Tagen, in denen ich eine Ewigkeit zu verleben geglaubt, durfte ich die Gräfin wieder ſehen. Ich fand ſie außer dem Bette, und ganz ſo gekleidet wie meine Franciska am erſten Tage unſeres Begegnens geweſen.

Es war ein erſchütterndes Wiederſehen. Lange, lange Zeit konnten wir Beide keine Worte finden, ſie war es, und doch war ſie es nicht mehr.

„Guſtav!“ ſprach ſie, „ich wünſchte noch einmal Sie zu ſehen, weil ich fühle, daß wir auf lange, daß wir auf immer von einander ſcheiden müſſen. Hören Sie mich ruhig an, wie der Bruder die beichtende Schweſter, und dann richten Sie mich, aber milde, mein Guſtav, ich ertrage die Härte nicht.“

„Als Mädchen von vierzehn Jahren wurde ich, die reichſte Erbin im Norden, dem Grafen B. vermählt; ich that, was die Vormünder be-

gehrten, was wußte das Kind von Ehe und Liebe? — Unſere Verbindung war, wie ſo manche, weder glücklich noch unglücklich; der Graf ſtarb ſehr bald, und ich beweinte ihn wie einen älteren Freund.“

„Als Witwe erſt erwachten meine Gefühle, mein Hang zur Schwärmerei, mein Enthuſiasmus, durch die eheliche Proſa nur unterdrückt, nicht erſtickt, fand reiche Nahrung jetzt, wo Alles mich umgaukelte, was die Hauptſtadt nur an ſchönen und liebewürdigen Männern enthielt. Unter den Werbern um meine Hand und Vermögen zeichnete ſich der Graf R. durch eine Weichheit und Wärme aus, durch eine anſcheinende Begeiſterung für alles Schöne, die zu ſehr meinem Weſen entſprach, um lange unerwiedert zu bleiben. Ich heirathete ihn und — erlaſſen Sie mir die Angabe des Grundes — wenig Tage nach der Vermählung verlangte ich die Scheidung. Ich brachte einen Theil

meines Vermögens zum Opfer und er willigte freudig ein.“

„Erbittert, empört gegen die Männer, und doch wieder nach Liebe mich ſehnend, ging ich auf Reiſen; ich war getäuſcht, betrogen worden und wollte Allen entgelten laſſen, was der Einzelne verſchuldet; ich nahm mir vor, die Männer zu prüfen und — ich fand keinen Einzigen, der beſtanden. Alt und Jung, Vermählte und Unvermählte, Alle waren ſchwach und ein Spielzeug in meinen Händen. — Aber, o, entheben Sie mich des Geſtändniſſes, Guſtav! Man darf nicht ungeſtraft mit dem Heiligen ſein Spiel treiben. In wie Manchem mußte ich nicht der ſtrengen Sitte etwas vergeben, um nur den endlichen Triumph feiern, um die Schwachen grade dann verſpotten zu können, wenn ſie des Sieges ſo ſicher ſich wähnten!“

„Ich war in Prag und hörte von der gefährlichen Verwundung, die Sie davon getragen, indem Sie ſich meiner Kammerfrau angenom-

men; dies intereſſirte mich augenblicklich für Sie, aber beinahe nicht minder für den Grafen G—a, dem ich ſogleich ſeine Strafe beſtimmte: er ſollte mich anbeten und dann abandonnirt werden."

„Während ich ihn an meinen Siegwagen gefeſſelt hierher zog und gerade ſo viele Hoffnungen erweckt hatte, daß die baldige Enttäuſchung ſeiner Eitelkeit wie ſeinem Gefühle gleich peinlich werden mußte, erfuhr ich Ihre Anweſenheit im Bade, Ihr eingezogenes Leben und Ihre unerklärliche Verbindung mit einem alten bigotten Einſiedler. Dies erregte anfänglich meine Neugier, ſpäterhin meine innige Theilnahme; ich wünſchte ein romantiſches Begegnen mit Ihnen in der Einſiedelei und war nicht wenig verſtimmt, als ich nur den Alten antraf, der Sie mir als das Ideal eines jungen Mannes pries. — Bald darauf lernte ich Sie aber kennen, der Graf G—a ſelbſt mußte Sie bei mir einführen, damit es ihn um ſo empfindlicher verletze, wenn er nachher Ihnen geopfert würde."

„Guſtav! auch Sie wollte ich anfänglich nur prüfen, auch mit Ihnen nur ſpielen, wie ich es ſo Manchem ſchon gethan, aber Ihr Brief, Ihre warnenden Zeilen machten mich alle Plane vergeſſen, ich glaubte in Ihnen den Mann meines Herzens gefunden zu haben, ich kannte Ihre ganze Lage und fühlte mich ſelig im Bewußtſein, Ihnen mit meiner Hand meine Reichthümer geben zu können. Ich fühlte es wohl, wie ich Ihnen nicht das bieten konnte, womit Ihre dichteriſche Phantaſie mich ausſchmückte, aber ich wähnte, die Liebe gliche Alles wieder aus.“

„Ihre Abſchiedszeilen erdrückten mich, aber ſie weckten auch meinen Stolz; das hatte ich nicht von Ihnen verdient. Ich wollte anfänglich wie eines Kindes Ihrer ſpotten, dann Sie haſſen, aber Beides war mir unmöglich.“

„Ich ging nach Paris, aber nicht mehr die Frühere; die Schaar meiner Anbeter war mir verhaßt. War es doch, als ſei es ein Muß, daß ich mich wieder vermählen ſolle, und warum?

Lediglich um meiner Reichthümer willen. — Um ihrer Zudringlichkeiten für immer frei zu werden, wählte ich ohne alle Liebe den Grafen S..... Er war ſchön, vornehm und liebewürdig, aber mir war er ganz gleichgültig, er ſollte nur den Namen meines Mannes haben, keine Rechte deſſelben."

„In Prag lernte ich den Geſchäftführer Ihres Oheims kennen, und durch ihn Ihre traurige Lage, den Tod Ihrer Eltern, Ihre fehlgeſchlagenen Hoffnungen, Ihre verzweiflungvolle Zukunft! — Dies hören und Sie erretten wollen, war Eins, aber wie es beginnen bei Ihrem Stolze?"

„Was ich weiter gethan und warum ich ſo gehandelt, wird Ihnen der Inhalt der Kaſſette verrathen, welche ich Sie zu eröffnen bitte."

„Ich kann nicht mehr, gehen Sie, gehen Sie, Guſtav!"

Ich flog nach Hauſe, um die verheißene Aufklärung zu finden; in meiner Ungeduld ſprengte ich den Deckel und das Erſte, was mir entgegen-

fiel, war ein Document, wodurch ich in den Besitz eines bedeutenden Gutes gesetzt ward, welches, früher meiner Familie gehörig, seit Jahren schon in fremden Händen war. Ich staunte, aber warf es ungeduldig zur Seite, denn was ich begehrte, stand höher; ich suchte verlorne Liebe. Wer fand je die wieder?

Wenn gleich jede Zeile von der Gräfin Hand von mir aufbewahret worden, und jenes Kästchen eine Menge von Briefen, Tagebüchern und Reflexionen enthielt, so mag ich sie doch um so weniger dem großen Publico Preis geben, als ich ohnehin besorgen muß, in dieser letzten Abtheilung meiner Begebnisse schon zu viel von mir selbst gesprochen zu haben; aber zur Entschuldigung berufe ich mich auf das Vorwort, ich schreibe, weil es mir so gefällt, und diese Reminiscenzen sollen zeigen, wie eigentlich der Fonds meines Wesens beschaffen war. Es möchte leichtlich sonst auffallen, wenn hin und wieder durch meine Abenteuer ein faux air von

Sentimentalität schimmerte, welche allerdings dem Weltmanne schlecht kleidet.

Die Gräfin, gewohnt, jede ihrer Phantasien sogleich ins Leben zu rufen, hatte kaum den Gedanken aufgefaßt, mir einen Theil ihres Überflusses zukommen zu lassen, als sie ihn auch schon mit Beihülfe jenes Sachwalters auf die bekannte Weise ausführte. Die mancherlei Bedingungen, welche sie daran knüpfte, waren theils aus bloßer Kaprice, theils aus der Besorgniß hervorgegangen, ich möchte sie, die damals in Wien lebte, an öffentlichen Orten oder im Theater wieder erkennen.

Gold ebnet alle Schwierigkeiten, und sie konnte sich auf den alten Gärtner um so mehr verlassen, da seine wirkliche Nichte in ihren Diensten stand.

Die Gräfin hatte anfänglich nur die Absicht gehabt, mich zu unterstützen und dadurch ihrem Gefühle für meine Kränkungen Genugthuung zu geben, bald aber, als meine Hausleute mit so

großer Liebe und Verehrung mich prieſen, faßte ſie den romantiſchen Entſchluß, den wir im Vorhergehenden ausgeführt geſehen.

Das falſche Haar, welches ſie unter dem Häubchen bequem verbarg, und die einfache fremdartige Kleidung machten ſie ganz unkenntlich, um ſo mehr, da ſie im Bade nur franzöſiſch geſprochen hatte und ich nie ahnete, daß ſie des Deutſchen ſo kundig ſei. — Man erlaſſe mir die Schilderung des Weiteren; aus dem loſen Spiele mit der Liebe war heiliger Ernſt geworden, ſie betete mich an, wie ich ſie vergötterte, und dennoch glaubte ſie zweifeln zu müſſen, um die Dauer meiner Empfindung auf die Kapelle zu bringen. An jenem Abende, als ich ihr, im Glauben, das Opfer meiner Ausſichten gebracht zu haben, das Geſtändniß der Liebe ablegte, war ſie im Begriffe, mir Alles zu geſtehen, aber unwillkührlich ſcheuete ſie zurück, ſie beſorgte, die Frucht der Erkenntniß möchte uns, wie unſern Voreltern, das Paradies verſchließen. Sie ver-

ließ mich jetzt, um in die Heimath zu eilen, das Band zu lösen, welches sie zum mindesten nominell an den Grafen S. knüpfte, um dann, wenn ich selbst die Feuerprobe der Abreise und scheinbarer Vernachlässigung überstanden, auf ewig die Meine zu werden.

Ich verbrachte die ganze Nacht mit der Lesung jener Papiere, aus denen der Charakter Franciska's treu und wahr hervorleuchtete, das edle, großmüthige Herz, die ungezügelte, nichts achtende Phantasie, und jener verzogene Sinn endlich, den die Franzosen so passend mit dem Ausdrucke mauvaise tête bezeichnen. Die widersprechendsten Absichten und Gefühle kreuzten sich; ich war empört, der Spielball eines Weibes gewesen zu sein, und doch konnte ich darob nicht zürnen, wenn ich an die Seligkeit jener Tage, an unsere Liebe dachte. Ich war erdrückt von der Größe der Verpflichtungen, die ich — der vermeintlich so unabhängige Mann — unwissentlich der Laune einer Dame schuldete, und mußte

doch den Edelmuth bewundern, womit ſie dem Beleidiger vergolten.

Zu geneigt zur Vergebung, war nur ein Gedanke mir unerträglich, deſſen Löſung ich nirgends fand, den nichts, gar nichts gut zu machen vermochte, daß ſie mit meinen heiligſten Gefühlen ein berechnetes Spiel getrieben, indem ſie meine Liebe prüfen gewollt. Die klügelnde Liebe iſt keine mehr.

Am folgenden Morgen wurde mir in aller Frühe ein Brief der Gräfin gebracht; ſie war in der Nacht noch abgereiſt. Niemand wußte, wohin.

Welch' eine Zierde ihres Geſchlechts wäre ſie geworden, wenn nicht die große Welt beim erſten Eintritt in's Leben ſchon den zarten, unwiederbringlichen. Blüthenſtaub jungfräulicher Weiblichkeit abgeſtreift hätte!

„Wenn Du, o Geliebter, dieſe Zeilen erhältſt, bin ich ſchon fern von Dir und beſchwöre Dich bei Deiner, wie meiner Ruhe, mir nicht zu folgen. Du kennſt mein Leben bis zum Augen-

blicke, wo ich als Deine Franciska von Dir ſchied; ich bin auch die Darlegung des ſpätern mir ſchuldig, um Deine Vergebung zu erlangen." —

„Daß ich den Grafen G—a nie wieder ſah, wirſt Du mir leichtlich glauben; dieſe falſche Nachricht, die anſcheinende Kälte meiner Briefe, und das endliche Ausbleiben derſelben, waren nur darauf berechnet, die Natur Deiner Liebe zu prüfen und ſie wo möglich noch durch Eiferſucht zu ſteigern. Unvermuthete Schwierigkeiten, von der Familie des Grafen S..... meiner Trennung in den Weg gelegt, verlängerten meine Abweſenheit von Wochen zu Monaten. Täglich glaubte ich Alles beendet und vermied deshalb, auch die geringſte Kunde Dir zukommen zu laſſen, die Überraſchung ſollte um ſo vollkommener ſein." —

„Von Deinem erſten Unwohlſein hatte ich keine Ahnung, wohl aber erfuhr ich von Deinem zurückgezogenen Leben, von Deiner Bläſſe, dem

ſchmachtenden Weſen, welches Dir den Beinamen des Ritters Toggenburg zugezogen, und — wozu es Dir leugnen, Geliebter? — dieſe Nachrichten entzückten mich, ſie waren der höchſte Beweis Deiner Treue und Liebe. — Zu Zeiten freilich klagte ich mich an, wenn ich bleich und abgehärmt Dich erblickte, aber kurz nur waren dieſe Momente, ſchnell entſchwand mein Kummer, wenn ich dann wieder die Seligkeit mir dachte, Dich zum neuen, ſchöneren Leben durch die Allgewalt meiner Liebe zu erwecken."

„Da vernahm ich aber, wie Du ernſthaft kränkelteſt, und veranlaßte es, daß der treffliche Mal..... Dein Arzt wurde. Ich wollte auch ſogleich Dir ſchreiben aber die Beſorgniß hielt mich ab, Du möchteſt der Entfernten zürnen und dem todten Buchſtaben da nicht vergeben, wo das lebendige Wort ſicherlich Entſchuldigung gefunden. Ich wußte, daß Du hierher kommen würdeſt; auf meine Bitte nahm der Prinz de L. ſo väterlich ſich Deiner an, und wenn ich am Tage

unſeres Wiederſehens Kälte heuchelte, ſo geſchah es nur, weil ich beſorgt war, Du möchteſt das Geheimniß entdecken und unwillkührlich öffentlich verrathen.“

„Stolz war ich, als ich erfuhr, mit welcher Kälte Du alle Avancen aufnähmeſt, und ſogleich würde ich auf die Löſung des Räthſels Dich vorbereitet haben, wenn nicht der große Eindruck, den ich als Gräfin S. auf Dich machte, mich, die Vielgetäuſchte, wiederum beſorgt gemacht und auf den unſeligen Einfall gebracht hätte, mich ſelbſt mir zur Nebenbuhlerin zu geben, denn nie konnte ich glauben, Du ſeiſt von der armen Francisca Untreue oder Vergeſſen feſt überzeugt, ſo lange ſie noch das Käſtchen als Unterpfand ihrer Liebe in Deinen Händen ließ.“

„Guſtav, Du ſtrafteſt mich hart; blutig eingeſchnitten ſtehen die Worte in meinem Herzen, daß ich ein gefallener Engel, daß keine Unſchuld wieder erſtehe. — Ich kann Dich nicht mehr beglücken, denn ohne Glauben giebt es

keine Liebe; aber Eine Bitte, meinen letzten Wunsch lege ich Dir an's Herz: denke meiner wie einer gestorbenen Geliebten und besitze das Gut Deiner Väter als das Vermächtniß Deiner armen Franciska."

Ich eilte zum Prinzen, den ich nach dem Zuvorgegangenen als einigermaßen unterrichtet von unseren Verhältnissen betrachten konnte; er war es auch und mehr als ich vermuthet. — Unvermögend, mir selbst zu rathen, beschwor ich ihn, mir anzudeuten, was ich thun solle. — Unser erster schöner Liebesbund war, das fühlte ich wohl, auf immer zerrissen, aber ich war uneins mit mir, was das Gesetz der Ehre vorschriebe; unmöglich konnte der Gräfin doppelte Natur auf die Länge verborgen bleiben, und gab es dann für sie ein anderes Mittel, ihren Ruf zu erhalten, als meine Hand?

Der Fürst lächelte über meine Scrupel und sagte: „Täuschen Sie sich nicht und wähnen die Stimme der Pflicht da zu hören, wo doch ei-

gentlich ein Reſt verkappter Leidenſchaft nur ſpricht. Sie lieben noch immer das ſchöne Weib und möchten ſich zu dem gezwungen ſehen, was Sie freiwillig nicht thun dürfen. Dies zur Warnung!"

„Ohne alle Illuſionen daher: die Gräfin gehört zu jenen intereſſanten Weibern, *die viel* Verſtand (esprit), viel Phantaſie, aber gar kein Urtheil (jugement) haben, und deren ganzes Leben deshalb eine Kette der anziehendſten Verirrungen ſein muß. Es ſind dies die gefährlichſten Frauen, weil ihr Spiel Wahrheit iſt und Wahrheit nur für ſie ein Spiel."

„Sie haben eine harte Erfahrung gemacht und wären mehr als Thor, wenn Sie ſich je wieder einem Weibe ganz hingeben wollten; Ihre Enttäuſchung dürfte nicht immer vor der Hochzeit erfolgen. Das ſtille häusliche Glück iſt nicht für Sie geſchaffen, zumal jetzt, wo der Glaube an Ihr weibliches Ideal ſo ſehr erſchüttert worden. Sie hatten in der letzten Zeit hochfahrende Pla-

ne; prüfen Sie ſich, ob dieſe mehr als Seifenblaſen geweſen. Glauben Sie wirklich, daß Sie in der Befriedigung des Ehrgeizes dauernde Beglückung finden, ſo eilen Sie der Gräfin nach und tragen ihr Herz und Hand an, der Gewährung verſichert. — Ihre Reichthümer, ihre Verbindungen können Ihnen von höchſter Wichtigkeit werden, und wenn dann einmal die Illuſionen ſchwänden, verknüpfte ein anderes Band Sie, welches dem Manne von Ehre nicht minder wichtig iſt, das der Dankbarkeit."

„Auf jeden Fall aber erfüllen Sie ihren letzten Wunſch und ziehen bis Weiteres die Revenüen vom Gute; als Geſchenk der Geliebten mußten Sie es ausſchlagen, was Sie als ein Darlehen der Freundin annehmen können. Wer weiß auch, wie bald Ihre Umſtände ſich ändern."

Ich folgte in Allem dem Rathe des wahren Weltweiſen und fand, daß mein Ehrgeiz nur ein Palliativ gegen den Liebeſchmerz geweſen und daß meine innere Stimme mir ſagte: eine Ehe

aus Liebe ohne Achtung iſt ein Strohfeuer, das bald erlöſcht. —

Bald darauf ſetzte mich der Tod meines Oheims, den der Prinz de L.... mir noch verſöhnte, in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens, und ich kaufte das Gut der Freundin*).

*) Manche Jahre ſpäter hatte ich das Glück, der ewig jungen und ſchönen Gräfin S. einen nicht geringen Dienſt zu leiſten. — Wir waren in einem Pyrenäenbade, wo der Prinz Roh.. der reichen Witwe ſehr eifrig den Hof machte. — Sie glaubte ſeinen Schwüren, ſeiner uneigennützigen Liebe, und war ſchon auf dem Puncte, ihn zu erhören, als ſie erſt den Rath ihres treueſten Freundes verlangte. — Dem Charakter des Prinzen mißtrauend, beſtimmte ich ſie, ihn dadurch auf die Probe zu ſtellen, daß ſie ſich einen Kourier aus der Heimath ſenden ließ, der ihr die Nachricht überbrachte, daß ſie einen Proceß verloren, wodurch ihr die Grafſchaft A. abgeſprochen ſei. —

Die Liebe des Prinzen erkaltete jetzt ſo ſchnell, wie ſie entſtanden; er bekam Briefe, die ihn augenblicklich fortriefen.

DL
117
W5
1836
stac

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.